

ANNA SIEMSEN
LITERARISCHE
STREIFZÜGE

W 7/3

816-1 25



L I T E R A R I S C H E S T R E I F Z Ü G E

A N N A S I E M S E N

LITERARISCHE STREIFZÜGE
DURCH DIE ENTWICKLUNG DER
EUROPÄISCHEN GESELLSCHAFT



Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena

VON A. N. S. M. E. M. A.

LEHRBUCH DER
HISTORISCHEN
LITERATURLEHRE



Copyright 1925 by
Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena

VORWORT

Die folgenden Blätter mögen willkürlich ausgewählt erscheinen. Sie sind gleichwohl nach einem festen Plan gesammelt. Mein Streben ging dahin, die gesellschaftlichen Schichtungen und ideologischen Strömungen einer Zeit an einigen ausgeprägten Vertretern aufzuzeigen. So sollen sie keine Literaturgeschichte geben. Aber sie versuchen, den Leser zu einem selbständigen Eindringen in eine gegebene Zeit zu befähigen. Sie wenden sich vorzugsweise an Arbeiter, an die Jugend und an jeden, der gerne Dichtung und Schrifttum, die Entwicklung der europäischen Gesellschaft, des gegenwärtigen Menschen verfolgen möchte und dem zunächst die Hilfsmittel dazu fehlen. Sie sind durchaus für die Gegenwart und für die geschrieben, die man die breite Masse nennt. Und sie sind, das möge deutlich an ihrem Anfang stehen, durchaus politisch gemeint, da ich mit Seume glaube, daß jedes unpolitische Buch entweder überflüssig oder ganz und gar schlecht ist. Politik heißt mir nämlich Ordnung der Gesellschaft. Zu dieser Ordnung befähigt zu sein, müssen wir die Gesellschaft und ihr Werden erkennen. Wie die Gesellschaft sich im Laufe der Jahrhunderte ausgesprochen und ausgesungen hat, welchen Nöten und welchen Forderungen ihre Vertreter jeweils Ausdruck gegeben, das zu verstehen, die gesellschaftlichen Zusammenhänge der europäischen Literatur zu verstehen, dazu sollen diese Blätter die erste Hilfe bieten.

A. Siemsen.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Inhaltsverzeichnis	7
Aus alter Zeit:	
Einleitung	11
Märchen	14
Fahrende Leute	19
Walter von der Vogelweide	23
Parzival	28
Die bürgerliche Dichtung	32
Die religiöse Bewegung	37
Bauerngeschichten	42
Erwachen und Kampf:	
Einleitung	49
Dante	52
Boccaccio	56
Hutten	59
Don Quichote	65
Shakespeare	70
Der Simplizissimus	75
Robinson	78
Swift	82
Das Jahrhundert des Bürgertums:	
Einleitung	89
Tobias Smollet	92
Henry Fielding	96
Lawrence Sterne	99
Voltaire	102
Diderot	108
Rousseau	111
Lessing	114
Herder	122
Möser	129
Hebbel	133
Forster	137
Seume	142

Europas Gesellschaft im Roman des neunzehnten Jahrhundert:

Einleitung	149
Stendhal-Beyle	151
Balzac	155
Zola	159
Gottfried Keller	164
Wilhelm Raabe	170
Theodor Fontane	174
Die Brüder Mann	178
Gogol	183
Dostojewski	188
Tolstoi	191

Gesellschaftskritik im neunzehnten Jahrhundert:

Vorrede: Das Drama	197
Kleist	200
Georg Büchner	204
Hebbel	208
Ibsen	212
Gerhart Hauptmann	217
Bernhard Shaw	222

Proletarier und Revolutionäre:

Einleitung	229
Heine	231
Walt Whitman	239
Romain Rolland	245
Charles Louis Philippe	251
Alfred Döblin	258
Knut Hamsun	263
Wladimir Korolenko	268
Jack London	273
Bibliographie	280

AUS ALTER ZEIT

EINLEITUNG

Wir sind gewohnt, das Mittelalter unter ganz bestimmten Einstellungen schwarz-weiß zu sehen. Das finstere Mittelalter ist aber ein ebensolches Phantasiestück wie das Mittelalter des schöpferischen Gemeinschaftslebens. Was wir in dem Namen „Mittelalter“ zusammenfassen, ist ein sehr verwickeltes und ungleichartiges, kämpfendes Chaos, das selten Ruhe, noch seltener Einheit fand. Eine aus primitiv-barbarischen Zuständen sich entwickelnde Wirtschaft und Kultur, die sich mit Resten einer älteren zerfallenen Kultur auseinanderzusetzen, sich dieselben zu assimilieren hat. Kein scharf begrenzter Anfang, kein scharf begrenztes Ende. Ein Kulturgebiet, das dauernd von den Einflüssen anderer älterer und gleichzeitiger Kulturen durchflutet wird, so stellt sich das europäische Mittelalter dar.

Das Mittelalter hat schon einmal in unserem geistigen Leben eine große Rolle gespielt. Es war keine gute. Als die französische Revolution und die Entwicklung des Kapitalismus den Adel aus seiner Vorzugsstellung drängte und das Bürgertum vor harte Alltagsaufgaben stellte, da wandten sich die in ihren Vorrechten Bedrohten rückwärts und priesen die gute, alte Zeit, aber auch die Jungen, denen die häßliche und harte Nüchternheit des Tages mißfiel, suchten in der Vergangenheit nach den Urbildern ihrer Sehnsucht. Deutsche Romantik war etwas sehr Vielgestaltiges und in ihr fanden sich die Absolutisten mit den nationalen Schwärmern, die religiösen Fanatiker mit den Aestheten. Sie alle suchten den Forderungen der Gegenwart und den Forderungen der Vernunft sich bewußt oder unbewußt zu entziehen durch den Appell an die Vergangenheit. Sie brachen damit jene schöne und große Entwicklung der deutschen Aufklärung ab, die in Lessing und Kant ihre größten Vertreter hat. Und während in allen anderen großen europäischen Ländern die Verbindung mit der Vergangenheit un-

gebrochen blieb, klafft in Deutschland der Bruch. Eine ungebrochene Entwicklung hätte gradeswegs in die deutsche Revolution geführt. Und in Deutschland folgt ein halbes Jahrhundert des Abwartens, in dem man mit mittelalterlichen Erinnerungen spielt.

Heute droht ein ähnlicher Kultus des Vergangenen. Das ist erklärlich. In uns allen schlafen die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende. In jedem von uns sind alle unsere Ahnen beschlossen, durch die wir werden, deren Leben wir weiterführen. Darum sind die Märchen, Sagen, Lieder und Geschichten der alten Zeiten, aus denen uns das Leben und Wesen der Vorfahren grüßt, Altvertrautes und Heimatliches. Und dieses Gefühl, das jenseits von allem vernünftigen Bewußtsein da ist, gibt ihnen einen Reiz und Wert, der durch gar nichts anderes aufzuwiegen ist. Ja, wir sind durch sie imstande, jene in unserem Blute schlummernde Vergangenheit noch einmal bewußt zu durchleben.

Phasen der Menschheit werden von jedem einzelnen im eigenen Leben durchlaufen. Ein Kind und ein Primitiver stehen sich nahe in ihrem seelischen Erleben. Und was Ausdruck der Primitiven ist, was im Märchen bis auf unsere Zeit gekommen ist, das ist dem Kinde gemäß. Niemand kann den Kindern die alten Märchen ersetzen. Und niemand kann die Heldensagen und Abenteurergeschichten aus der Epoche der Pubertät verdrängen. Aus dem gleichen Grunde. Aber auch wir Erwachsenen antworten mit unserer entzückten Liebe, mit dem Echo unseres Blutes auf die Klänge aus unserer vorzeitlichen Heimat.

Dazu ist diese Vergangenheit auch dem suchenden Erkennen reich, und unvergleichlich für uns, die wir die heutigen Formen der Gesellschaft als Phasen einer Entwicklung erkennen. Wir können unsere gewordene Gesellschaft nur verstehen, wenn wir ihr Werden untersucht haben. Sie erwächst aus der ständischen Gesellschaft des Mittelalters. Und so ist dieses für uns Sozialisten Ausgangspunkt

aller soziologischen Untersuchungen. In der Dichtung aber spiegelt sich die Gesellschaft am reinsten, weil die Spiegelung absichtslos erfolgt. Wir sehen aus ihr, wie Ritter, Bürger, Bauern und Geistliche ihr Weltbild sich nach ihrem eigenen Maße zurechtgeschnitten. Und wir ermessen an diesem Bilde den ungeheuren Unterschied zwischen den Menschen jener Zeit und unserer Gegenwart.

Nur eigenes Studium kann uns diese Freude und diese Erkenntnis geben. Nur eigenes Studium wird uns auch bewahren vor jenem wunderlichen, auch heute wieder grassierenden Wahn, daß in jener Zeit die Vollendung lag, daß unser Weg rückwärts führen könnte. Schicksal des Menschen ist das Fortschreiten aus dem Unbewußten zum Bewußtsein, aus einfacher zu einer durchdachten Gesellschaftsform, von enger Abgeschlossenheit zur erdumfassenden Gemeinschaft. Wir wären keine Menschen, wenn wir nicht unsere Vergangenheit in unser erkennendes Sehnen mit aufnahmen. Wir wären noch minder Menschen, wenn wir von ihr uns nicht vorwärts wendeten zu unseren in der Zukunft liegenden Zielen.

MÄRCHEN

Im Süden Westfalens liegt der Köterberg, einsam zwischen Heiden und Wäldern. An seinem Fuße weiden im Herbst die Hüterjungen ihre Herden, sie rufen sich aus der Ferne alte Hütersprüche zu. Und abends sitzen sie an ihren Hirtenfeuern. Dort wird ein Märchen erzählt von drei Schwestern, die am Köterberg lebten und sich in den alten Hüterreimen ihre Herzenswünsche zuriefen. Heiraten wollten sie: den Koch des Königs, den Schenken des Königs, den König selbst. Ihre Wünsche hört der junge König auf der Jagd. Er erfüllt sie. Und die neidischen Schwestern wollen die junge Königin verderben. Sie rauben ihr die Kinder, die sie zur Welt bringt, legen schwarze Hündchen an ihre Stelle. Sie wird in den Kerker geworfen. Aber die Kinder werden gerettet und wachsen heran. Sie erobern drei Zaubergaben: das springende Wasser, den singenden Baum, den redenden Vogel. Sie finden ihren königlichen Vater und erlösen die Mutter.

So wird es in Westfalen in der Einsamkeit des Köterbergs erzählt. Und dieselbe Geschichte — gleich bis auf alle Einzelheiten — erzählt in den Tausendundeinen Nächten die schöne Scheherezade ihrem eifersüchtigen Gemahl.

Wie ist das Märchen aus den Bazaren asiatischer Städte nach Westfalen und auf die Heiden des Köterbergs gekommen? Wir wissen es nicht. Aber wir machen gleich wunderbare Funde auf Schritt und Tritt in dieser weiten und wunderbaren Welt. Daß man in Schweden und Norwegen die gleichen Riesen- und Zwergenmärchen erzählt wie wir, daß die Dänen ein uraltes Volkslied haben von Fitchers Vogel und die Geschichte vom Aschenputtel und der treuen Schwester und viele, viele andere, daß man in Schottland und England die Kinder in Schlaf singt mit Liedchen, die aus Grimms Märchenbuch stammen könnten, aber uralt-älter sind: das ist alles nicht wunderbar. Denn wir Völker, die um Ostsee und Nordsee wohnen, wir sind von

alther versippt und unsere Beziehungen zueinander in Handel und Wandel gehen über die geschichtliche Zeit hinaus.

Auch das Märchen von den drei Schwestern können wir noch so ungefähr verfolgen. Durch Kleinasien, über die Balkanmeerenge und -gebirgspässe, durch die ungarischen Ebenen, die Donau hinauf gingen seit dem ältesten Mittelalter Kriegs- und Handelswege. Kreuzfahrer zogen sie, Kaufleute und fahrendes Volk. Die brachten nicht nur Handelswaren und Kriegsbeute mit, sondern viele Berichte von den fremden Ländern und Völkern und manchen Spruch, manches Lied, manche Erzählung, die sie von den Märchen-erzählern aufgeschnappt auf den Märkten der Städte, im Zug der Handelskarawanen, im Zelt in der nächtlichen Wüste.

Diese Geschichten aus Tausendundeine Nacht haben sich wie fliegender Samen über ganz Europa verbreitet. Und nicht sie allein. Da gibt es eine palästinensische Sage vom zaubermächtigen König Salomon und seinem Bruder Morolf. Die wird zu einem deutschen Spielmannslied und nach langen Jahrhunderten schreibt ein unbekannter Schreiber sie in Deutschland nieder. Und in verwandelter Gestalt erzählt ein russisches Lied sie als Schicksal eines einheimischen Fürsten. Eine indische Fabel erzählt vom kranken Löwen, den der Schakal heilen will mit der Haut des Hirschen, der sein Feind ist. Vom Fuchs und Esel wird die gleiche Geschichte erzählt in einer alten dänischen Chronik. In Niederdeutschland bringt sie wahrscheinlich ein Geistlicher zu Papier. Und Goethe dichtet sie um in seinen Reinecke Fuchs.

Unzählig sind die Wege und sehr seltsam die Verwandlungen solcher verschwindenden und wiederauftauchenden Geschichten. Es gibt eine ausgebreitete Wissenschaft darüber, die so den Spuren der Menschheit über die Erde folgt und Verbindungen aufdeckt und Einflüsse von Erdteil zu Erdteil, die sonst nicht mehr zu finden wären.

Bei den Gebrüdern Grimm finden wir ein Märchen vom gestiefelten Kater, das der feine Hofmann Perrault schon am

Hofe Ludwigs XIV. niederschrieb. Aber dies gleiche Märchen erzählen in den Küstenstädten von Ostafrika die Suaheli-erzähler ihren braunen Zuhörern. Nur ist der Kater zu einer afrikanischen Zwergantilope geworden. Noch weiter im Süden erzählen Ubundu sich das Märchen vom Froschkönig in seinem verzauberten Brunnen und — am seltsamsten von allen — tief in den Urwäldern des Senegalgebietes überliefern sich die Magadu eine Stammsage, die die biblische Legende der Patriarchen verwandelt festhält.

Ja, manchmal will es aussehen, als seien unsere Märchen hinübergetragen nach Australien, auf die Inseln des Stillen Ozeans und nach Amerika. Aber da werden wir unsicher in unserer Forschung. Denn es scheint fast so, als ob manche dieser Geschichten zu Beginn der Menschheit überall ähnlich entstanden seien, aus gleichen Zuständen, aus gleichen Anschauungen, aus gleichem Glauben heraus.

Wir müssen uns denken, aus welcher alter Zeit diese Märchen stammen, die keine Kindergeschichten waren, sondern ernsthafte und fest geglaubte Ueberlieferung. Wie auch unsere Kinder heute nicht oder erst allmählich scheiden zwischen Märchen und Wirklichkeit, zwischen Traum und Wachen, wie ihnen das Leblose lebend ist, Blumen und Bäume be-seelt, wie sie mit den Tieren reden, so war's in jenen alten Zeiten, von denen manches sich noch bis in unsere Tage gerettet hat. Und die Märchen sind damals, als sie entstanden, so ernsthaft geglaubt, wie heute philosophische Abhandlungen und wissenschaftliche Reiseberichte.

Da ist es denn ganz natürlich, daß die Tiere reden. Der Wilde und Halbwilde hält's nur für List des Tieres, wenn es nicht antwortet. Es ist ohne weiteres möglich, daß Menschen sich in Tiere verwandeln oder verwandelt werden. Sie sehen doch bei ihren Zauberpriestern und in den religiösen Tänzen solche Verwandlungen vor Augen. Und diese Ueberzeugung überlebt sogar bei uns noch im Hexen- und Werwolfglauben. Und nicht nur in Tiere verwandelt sich

der Mensch. Wer weiß, wo seine Seele nach dem Tode hinget? Sicherlich wird sie zu Bäumen und Blumen. So erklärt sich Aschenbrödels Gabenbaum auf dem Grab der Mutter, Fundvogels Rosenstrauch und so manche andere Stelle in den Märchen und alten Liedern. Aus altem Seelenglauben stammen auch die redenden Blutstropfen, die singenden und sprechenden Knochen, die Vögel, in die sich Tote und Ermordete verwandeln, und die nachts durch Felder und Wälder wandelnden Totenscharen.

Alle Märchen erzählen von diesem alten Glauben, den alten Sitten und Gebräuchen. Die Riesen und Zwerge, die Wassermänner und -frauen, die Wichtelmännchen und Kobolde sind alle ernsthaft geglaubte Wirklichkeit gewesen in einer Zeit, als die unbekannte Welt dem Menschen voller Schrecken und Wunder war. Darum wandeln sich solche Geister aber auch nach den Ländern und ihrem Glauben. Riesen und Zwerge treiben in deutschen Märchen ihr Wesen. In Norwegen sind's die Bergungeheuer, die Trolle, in Irland und dem benachbarten England die Elfen und Feen, schöne Waldfrauen, die Wilen, bei den Südslawen. Jedes Land hat einen besonderen Glauben, und den nimmt das Märchen an wie ein Gewand.

Noch etwas anderes spiegelt sich indes in ihnen. Das sind die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Natur des Landes. Berg- und Seemärchen sind die der Norweger, Wald- und Steppenmärchen die der Russen. Tausend und eine Nacht gibt getreulich die Zustände eines kriegerischen Handelsvolkes wieder. Chinesische Märchen schildern die hohe Kultur eines Staates der Gelehrten und Beamten. Und wieder finden wir in den Märchen Afrikas und der Südsee Fischer- und Jägervölker, Nomaden und Hackbauern. Manchmal halten die Märchen vergangene Zustände fest. Unsere deutschen Kindermärchen kennen noch ein Deutschland, das von Wäldern bedeckt ist, in denen Wolf und Bär und Fuchs und wilde Geächtete hausen. Manchmal aber wandeln sie sich

mit der Zeit und sind ganz merkwürdig nüchtern und wirklichkeitsnah. Uns Deutschen gehören der König und die Königin, der Königssohn und die Prinzessin zum Märchen. Die Dänen aber, die Isländer kennen nur den Pfarrer, den Küster und die Bauern auf ihren Höfen. Und einige gelehrte und berühmte Geistliche sind für sie mächtige Zauberer, die mit dem Teufel einen Bund geschlossen haben.

In dunkle Jahrtausende geht die Entstehung der Märchen zurück. Aber ihre Geschichte reicht bis unmittelbar an die Gegenwart heran. In Schleswig-Holstein gibt es Märchen vom alten Fritz und der Prinzessin von Oesterreich, in Rußland werden uralte Märchen aus der Zeit der ägyptischen Pharaonen von Peter dem Großen erzählt. Und auf Tahiti berichtet eine lange Erzählung davon, wie Napoleon, der Franzosenkaiser, von einer Tahitianerin geboren sei. Und der Erzähler schließt mit dem stolzen Satze: „Daraus sieht man, daß jeder tüchtige Mann aus Tahiti stammt.“

Was wir Märchen nennen, ist eben nichts anderes als der unterirdische Strom der Ueberlieferung, der, Jahrtausende alt, alle Länder und Völker verborgen in tausend Bächen und Kanälen durchströmt. In der Rede alter Männer und Weiblein wird er weitergeführt, und wenn man ihn irgendwo in Büchern einfängt, so ist's leider fast stets am Ende seines Laufs, wo er matter wird und anfängt zu versiegen. Alles aber, was wir die Dichtung und Literatur eines Volkes nennen, ist ohne diese mündliche Ueberlieferung Ungenannter und Unbekannter nicht möglich. Auch die europäische Literatur beginnt hiermit, wird von ihr getragen und gespeist. Und weil das Märchen ein Volk so durch seine lange Entwicklung begleitet, ist die Sammlung seiner Volksmärchen vielleicht die treueste, unverfälschteste und unmittelbarste Volksgeschichte.

FAHRENDE LEUTE

Als ich ein Kind war, kam jedes Jahr zur herbstlichen Kirmes ein altes Ehepaar in unsere Heimatstadt. Sie standen an einer festen Stelle auf dem Markte unter einem riesigen roten Baumwollschirm und verteilten an die Umstehenden Blätter mit den „12 schönsten neuesten Liedern“. Dazu sangen sie die Lieder mit lauter Stimme, und das Publikum, besonders wir Kinder, fiel mit noch lauterem Stimmen ein. Ich wußte damals nicht, daß diese Leute uralte Ahnen hatten, daß ihr Stammbaum bis in die römische Heidenzeit hinaufreichte, ja vielleicht noch höher, und daß die „schönsten, neuesten Lieder“: „Weißt du, Mutter, was i träumt hab“, „La Paloma“ und „Auf dem Baume, da sitzt 'ne Pflaume“ letzte Ausläufer sind von Ritter- und Helden- und Götterliedern.

Es ist wohl sicher anzunehmen, daß in jeder menschlichen Gesellschaft, in der der Mensch über die allerschlimmste Not der Nahrungssuche hinaussehen konnte, sein Unterhaltungsbedürfnis die geschicktesten und erfindungsreichsten Mitglieder zu Gauklern machte, zu Musikern und Sängern. Aber ihre Stellung ist sehr verschieden. Bald sind sie geehrte und gefürchtete Zauberer und Priester, bald verachtet und halb ausgestoßen.

In der römischen Gesellschaft mit ihren großen Städten, ihrem lebhaften und geregelten Verkehr auf Handelswegen und Militärstraßen, die das ganze Reich verbanden, gab es eine ganze Kaste der Gaukler, Seiltänzer und Akrobaten, Musikanten und Schauspieler. Die trieben in den Städten ihr Wesen und durchzogen die Länder, nicht viel anders als unsere Jahrmarktskünstler. Und als das römische Reich und seine Kultur in Trümmer fiel, da rettete sich diese bunte Gesellschaft in eine neue Epoche hinüber. Als fahrende Leute treffen wir sie in allen Ländern und auf allen Straßen des mittelalterlichen Europas.

Die Herren- und Fürstenhöfe waren es zunächst, wo sie ihre Zuflucht suchten. Da fanden sie Gefährten an den ein-

heimischen Sängern, die zu den Totenfeiern und Festen die Taten der Führer und ihrer Ahnherren besangen. Und es scheint, daß sie sich bald mit ihnen vermischten. Das war freilich für die heimischen Sänger kein Glück. Der Fahrende war ein fremder Gast, willkommen zu einer flüchtigen Unterhaltung, aber auf die Dauer nicht gerne gesehen als lästiger Bettler. Landfremd war er und darum rechtlos, denn er stand unter keines Herrn Schutz und konnte sich selbst nicht schützen. Wer sich an ihm verging, der brauchte keine Sühne. — „Einen farenden man soll man nicht geben, wann eines mannes schatten an der want,“ sagt ein altes Rechtsbuch. Das heißt, den verletzten und geschädigten Farenden war es gestattet, an dem Schatten seines Feines seine Rache zu üben — gewiß unter dem Hohngelächter des zusehenden Volkes.

Und auf den Landfremden und Rechtlosen lastete noch schwerer — am schwersten in jener kirchlich frommen Zeit — der Fluch der Kirche. Der Fahrende war im Kirchenbann und ausgeschlossen von aller Gemeinschaft. Er erhielt weder ehrliche Trauung noch ehrliches Begräbnis.

Und trotzdem ist es eine zahlreiche und bunte Gesellschaft, die auf den Straßen Europas, an Höfen und Märkten und erst recht in den jungen emporwachsenden Städten ihr Wesen treibt. All das Strandgut einer streng gegliederten Gesellschaft, all die Allzuschwachen und Allzustarken, die Unbotmäßigen und Leichtsinnigen, die in der engen Regel der Stände, der Gilden und Zünfte keinen Raum fanden, strömen hier zusammen. Da war der Gaukler von Profession, dem dies Gewerbe von den Vätern her im Blut lag, da war der entflohene Mönch und der Geistliche, dem das Messelesen nicht behagte. Der Verbrecher, der sich in dem bunten Haufen verbarg, und der fahrende Schüler, der mit wenig Geld und viel Hoffnung und Ehrgeiz Weisheit in der Ferne suchte. Da war das fahrende Fräulein, kurz, da war aus allen Ständen, aus allen Ländern, von aller Menschen Art

eine Probe. Und je mehr sich die Gesellschaft entwickelte, je mehr sich der Verkehr der Länder in Krieg und Handel verflocht, je mehr zur Zeit der Kreuzzüge Morgen- und Abendland miteinander Austausch hielten, desto bunter wurde auch diese Gesellschaft.

Bunt, wie sie zusammengesetzt war, waren auch ihre Künste. Die meisten glichen den Jahrmarktsleuten von heute: Seiltänzer waren es, Akrobaten, Feuerfresser, Heilkünstler, Wahrsager, aber auch Musiker, Sänger und Dichter.

In einer Zeit, wo es keine Zeitung und fast keine Bücher gab, wo das Lesen und Schreiben eine Kunst der Mönche war, da bedeuteten die Nachrichten eines fahrenden Mannes, das Lied, das er sang, der Spruch, den er sagte, oft die einzige Unterhaltung langer Wochen und Monate.

Unter diesen heimat- und rechtlosen Leuten gab es eine Ueberlieferung, die durch Jahrhunderte lief. Und ihnen, die wir nicht einmal Lumpenproletarier nennen können, so sehr stehen sie außerhalb der Gesellschaft, ihnen danken wir ein gut Stück dessen, was wir deutsche und europäische Literatur nennen.

Als mit dem Christentum Reste römischer Kultur in das wilde Barbarenland Deutschland kamen, da hatte man zunächst versucht, auch deutsche Ueberlieferungen aufzuzeichnen. Aber ganz schüchtern und vereinzelt blieben diese Versuche: ein paar Zaubersprüche, ein Bruchstück eines Heldenliedes, damit hatte es sein Bewenden. Die mächtige Kirche wollte das nicht. Die heidnische Ueberlieferung sollte aussterben, die weltlichen Lieder verstummen. Zuerst wurden die heiligen Geschichten von den Mönchen noch in deutscher Form gebracht. So entstanden der Heliand und der Krist. Dann hörte auch das auf. Die lateinische Sprache wurde Schriftsprache in Deutschland. Wir aber hätten von den alten Liedern und Geschichten nur die Bruchstücke erhalten, die im länger beim Heidentum verharrenden Skandinavien

niedergeschrieben wurden, wären nicht die fahrenden Leute gewesen. Die überlieferten, die verbotenen Geschichten von Mund zu Mund. Dann verwandelte sich die Gesellschaft. Neben die Geistlichkeit trat eine sehr weltliche und sehr unterhaltungslustige Ritterschaft. Und von den spanischen Arabern her verbreitete sich die Dichtkunst als ritterliche, als gesellschaftsfähige Kunst in Europa. Da hörten die Sagen und Lieder und Geschichten der Fahrenden plötzlich auf Gaukeleien der Landstraße zu sein. Sie wurden hoffähig, man schrieb sie auf, sie wurden Literatur. Manches Lied, gerade die schönsten unter ihnen, unsere Volksepen von den Nibelungen, von Gudrun und Dietrich von Bern sind uns überliefert ohne eines Dichters Namen. Wahrscheinlich sind es halbritterliche fahrende Dichter gewesen, die sie niederschrieben. Echte Spielleute haben uns die krausen Abenteuer geschichten vom Herzog Ernst, vom König Ortnit und Oswald aufgeschrieben. Und von echten Fahrenden haben wir die Sprüche des alten Spervogel von der Not des fahrenden Mannes, die kecken lateinischen Trinklieder, die wunderlichen Mischgedichte, halb deutsch, halb lateinisch „In dulci júbilo nu singet und seid frô“.

Und als der Glanz der ritterlichen Dichtung verging, da nahmen die Fahrenden sich ihrer aufs neue treulich an. Aus den ritterlichen Dichtungen wurden unter ihren Händen die Volksbücher, aus den Minneliedern die Volkslieder, die „Grasliedlein“ und „Gassenhauer“. Und so reicht wirklich eine Kette von zwei Jahrtausenden herunter bis zu dem Bücherstand, auf dem das letzte Buch von Buffalo Bill verhökert wird und bis zu dem baumwollenen Schirm unter dem wir sangen: „Weißt du, Mutter, was i träumt hab“.

Heute hat die Jugend sich der alten Lieder bemächtigt. Wandervogel, Freideutsche und Arbeiterjugend singen die alten Handwerker- und Landsknechtlieder. Das ist ein Zeichen für das starke Leben dieser Lieder. Aber es ist auch ein Zeichen für die Schwäche unserer Zeit, die zwischen Ver-

gangenheit und Zukunft gar halbschlüchtig steckt. Die Jungen kennen ihre Sehnsucht, aber sie haben noch nicht die Kraft, sie zu gestalten. So greifen sie zu Liedern, die von einer anderen, uns fremden Kultur geformt sind. Verwandt sind uns diese Lieder, weil sie von Wandernden, Abenteurern, Sehnsuchtsvollen gesungen wurden. Aber die Gestaltung unserer Sehnsucht sind sie nicht. Die sucht nach neuen Melodien.

WALTER VON DER VOGELWEIDE

Von Herrn Walter von der Vogelweide haben wir eine einzige Urkunde, die sein Dasein sozusagen rechtlich beglaubigt. Das ist die Reiserechnung eines Bischofs von Passau, wonach er dem Fiedler von der Vogelweide 3 Taler für einen Mantel gegeben. Weiter hat er keine bürgerlich-rechtlichen Spuren in der Gesellschaft hinterlassen, obgleich er ein bekannter Mann war zu seiner Zeit, ja der berühmteste unter den ritterlichen Dichtern.

Dafür hat die Sage allerlei von ihm berichtet. Sie legt seine Heimat nach Südtriol, wo es Bauernhöfe zur Vogelweide noch heute gibt, und sie zeigt seine Grabstätte in Würzburg. Da soll er die Vögel in seinem Testament bedacht haben: man solle sie füttern auf seinem Grabstein. Aber es ist garricht zu bestimmen, woher er stammt und sehr möglich ist es, daß sogar sein Name nur ein Neck- und Spitzname war für einen heimatlosen Mann, der bei den Vögeln seine Weide suchen mußte. Solche Necknamen hatten die Fahrenden oft. Und ein Fahrender war Herr Walter, von jener bunten Gesellschaft, die wir schon kennen. Manche haben gemeint, er sei ein fahrender Schüler gewesen, der dem Kloster entflohen, weil er mancherlei geistliche Gelehrsamkeit in seinen Liedern zeigt. Das ist nun nicht auszumachen. Sicher aber war er ein Ritterbürtiger. Das zeigt das Herr vor seinem Namen. Und damit gehörte er der herrschenden Gesell-

schaftsklasse jener Zeit an und schied sich von der rechtlosen Masse der anderen Fahrenden dem Rechte nach, aber kaum dem Schicksal.

Wie er hin und her geworfen wurde in der buntbewegten Zeit der Hohenstaufenherrschaft, der inneren Fehden, der Kreuzzüge und Italienfahrten, da mußte er nach Art aller Fahrenden sich seine Lebensnotdurft an den Fürstenhöfen ersingen oder in Sprüchen darum betteln. Und solche Bitt- und Danksprüche — auch Trutzsprüche, wo er keine Gaben erhielt —, die begleiten seine Wanderungen und wir können ihm darauf folgen.

Zuerst ist er als junger, noch unbekannter Sänger am Wiener Hof, wo die reichen Babenberger Herzöge ein lustiges Leben führten. Der eine, Friedrich, ist freigiebig. Aber er stirbt auf dem Kreuzzug Barbarossas. Und der andere, Leopold, ist ihm unfreundlich gesinnt. Da gibt es einen bösen Streit, und mit Verwünschungen verläßt Herr Walter den Hof. Nun wandert er durch Deutschland kreuz und quer. Er muß hinaufgekommen sein bis ins märkische Kloster Dobrilugk. Er war in Bayern und Franken, am Thüringer Hof in Eisenach und beim Markgraf von Meißen. Er sucht sein Heil bei dem Hohenstaufenkönig Philipp und — vielleicht nach dessen Tode — bei seinem Widersacher, dem Welfenkönig Otto. Und endlich finden wir ihn bei dem jungen Staufenkaiser Friedrich II. Da ist er schon ein müder Mann geworden und muß bittere Klage führen über das Los des Fahrenden. Wie ihn der Wirt unfreundlich aufnimmt und ihn bei Wind und Wetter in aller Frühe wieder von dannen schickt. Wie er sich schicken und bücken muß, und wie er oft doch nur einen Trunk Wasser erhält von den reichen und geizigen Wirten. Friedrich von Staufen nahm sich der Not des armen Mannes an. Er gab ihm Geld, und gab ihm dann — was mehr war — ein Lehen. Gerade im Jubel über „sein Lehen“, die sichere Zuflucht, bricht Walters Groll über das harte Schicksal des

Fahrenden hervor. Später scheint er verstummt zu sein. Wir haben noch ein schwermütig-schönes Kreuzfahrerlied von ihm. Es ist möglich — aber gar nicht sicher —, daß er dort im Morgenlande sein Leben endete.

Es ist kein glänzendes Bild, das uns im Leben dieses ihres Sängers die vielgepriesene ritterliche Gesellschaft gewährt. Vom Westen, aus Spanien und Frankreich her war die ritterliche Sitte des Minnesangs gekommen. Alle deutschen Fürsten- und Adelshöfe mühten sich, ihr zu folgen. Und da der dem Waffendienst verpflichtete Lehnsmann nur in der Gefolgschaft seines Lehnsherrn oder in eigener Fehde eine seiner würdige Tätigkeit fand, so war die Geselligkeit der großen Hoflager fast unentbehrlich, um die Langeweile zu vertreiben. Hier war das Feld der ritterlichen Sänger, und die vornehmsten Herren, Fürsten, Könige und Kaiser übten sich in dieser Kunst, die ihre festen Regeln und Gesetze hatte. Wie wenig ernst ihnen aber darum war, wie wenig sie ihnen am Herzen lag, das sehen wir an diesem Dichterschicksal, das wir ausnahmsweise klar erkennen, während alle anderen für uns dunkler bleiben. Doch scheinen sie alle dieselben Züge zu tragen. Entweder ist der Dichter ein reicher Herr, der in seinen Mußestunden das Dichten als vornehmen Sport betreibt, oder es ist ein armer Schlucker, der nie — auch wenn er weit berühmt wird — aus Sorge und Elend sich befreit.

Nun müssen wir uns Herrn Walter freilich nicht als ganz untadeligen Helden denken. Er ist ein rechter Abenteurer, der den reichen Herren nach dem Munde sprach und sehr geschickt ihnen Angenehmes zu sagen wußte, der sich mit seinen Nebenbuhlern gar wohl zu raufen verstand, und der im Aerger seinen Gegner mit recht giftigem Spott verletzte. Aber in allem, was er sagt, ist etwas herzhaft Zugreifendes. Es steht ein Mann dahinter, der in Wind und Wetter gehärtet, in allen Sätteln gerecht, vielleicht auch gehetzt ist mit allen Hunden, der aber ein wirklicher und ehrlicher Mann geblieben ist.

Und er hat in seinem kampf- und notreichen Leben nicht die Freude verloren am allgemeinen, am politischen Kampfe. — In der viel stärker entwickelten ritterlichen Gesellschaft Frankreichs kämpften die fehdelustigen Herren seit langem nicht nur mit Waffen, sondern mit Spott- und Trutzliedern gegeneinander. Dort gab es eine glänzende politische Dichtung. Aber die armen gedrückten Fahrenden Deutschlands hatten bisher in ihren Sprüchen nur ihre persönlichen Nöte geklagt, gebettelt, geschmeichelt und sich mit ihren Genossen gestritten. Da schuf Herr Walter als erster aus dieser Form des Spruches eine ganz scharfe Waffe im politischen Kampf der Kaiser mit dem Papste. Man braucht seinen persönlichen Mut dabei nicht zu überschätzen. Unter kaiserlichem Schutze konnte man damals auch dem päpstlichen Banne wohl trotzen, leichter als in den späteren Zeiten religiöser Kämpfe. Auch die politische Erkenntnis, daß die Uebermacht der Fürsten dem Reiche gefährlich sei, daß der Papst unter dem Vorwand geistlicher Herrschaft das Reich zu zerstören suchte, daß durch eine starke kaiserliche Zentralgewalt Deutschland zu retten, Friede und Recht wiederherzustellen sei, all diese Erkenntnis wird er kaum aus sich selbst gefunden haben. Sie waren politisches Tagesgespräch am kaiserlichen Hofe. Walter aber gab dieser politischen Weisheit die scharfe und glänzende Formulierung, durch die sie wirksam werden und breite Massen gewinnen konnte. Seine Sprüche vertraten die Stelle politischer Flugschriften. Und man könnte ihn den ersten deutschen Journalisten nennen, wenigstens was die politische Absicht angeht, Witz, Schlagkraft und Wirkung. Deutschlands politischer Unstern hat gehindert, daß diese glänzend begonnene politische Dichtung ihre Fortsetzung fand. Im Kampf der beiden Weltmächte: Papst und Kaisertum, erlagen die Hohenstaufen. Die Nachfolge übernahm das Territorialfürstentum. In der Rauferei um kleinen und großen Landbesitz verwilderte der Adel. Die aufstrebenden Städte aber hatten andere

Sorgen und brauchten in ihren Interessenkämpfen nicht die geistige Waffe der politischen Dichtung. So hat Walter keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Die wenigen Minnesänger, die sich in politische Kämpfe mischen, sind für uns gleichgültig.

Aber Walter hat noch ein anderes Gebiet der Dichtung gegen die herrschenden Sitten und gegen das Gesetz der Mode erobert. Seine Gesellschaft, die ritterliche Gesellschaft der Höfe, wurde bestimmt durch die strengen Regeln des ritterlichen Minnedienstes. Danach mußte ein Ritter seine Herrin haben, deren Farben er trug, für die er kämpfte und die er besang. Diese Herrin aber mußte eine adlige Dame sein, sie durfte beileibe nicht seine eigene Frau sein — in der Regel war sie eines anderen Gattin — und daher mußte der Dienst ein verborgener bleiben. Es war streng verboten, den Namen der Herrin zu nennen und noch weit strenger, zu verraten, wenn man erhört war und Liebesglück fand. In Frankreich nahm dieser Liebesdienst sehr leidenschaftliche und gefährliche Formen an und die „heimliche Minne“ wurde manchem liebeskranken Ritter zu Verhängnis und Tod. In Deutschland trieb man diesen Dienst mit einer Art pedantischer Gewissenhaftigkeit. Er gehörte zum guten Ton. Aber wirkliche und gefahrdrohende Leidenschaft klingt nur aus ein paar „Wächterliedern“. Das sind Zwiegespräche zwischen dem Burgwärter, der die Liebenden weckt, dem Ritter und seiner „Frau“, die heimlicher- und verbotenerweise beisammen sind. Sonst ist der deutsche Minnesang zumeist sehr brav und sehr korrekt. Aber so hübsch einzelne Lieder sind, kunstvoll im Bau mit klangvollen Reimen und hübschen Bildern, im ganzen ist das vornehme Minnespiel der vornehmen Herren recht herzlich langweilig.

Dahinein platzt nun Walter mit seinen gesunden Sinnen eines Vagabunden. Er hatte auch zunächst sehr vorschriftsmäßige Lieder zum Preise einer ungenannten vornehmen Herrin gedichtet. Aber eines Tages wurde ihm das lang-

weilig. Und als er ein schönes Bauernmädchen fand, erklärte er es kurzerhand zu seiner „kleinen Herrin“, zu seinem Frouwelin. Die Gesellschaft war nicht wenig schokiert. Man schalt ihn ernsthaft, daß er „seinen Sang so nieder wende“. Aber Walter bot dem Trotz: „Was sie sagen, ich bin Dir hold und nehm' Dein gläsern Ringelein, vor aller Königinnen Gold.“

Seine Lieder waren so wahrhaftig, herzlich und schön, daß er sich durchsetzte. Aber wie eine müßige Modegesellschaft einmal ist: sie machen alles natürlich Gewachsene zur Modesache. Also wurden auch die Bauernlieder modern und wurden bald zu einer Karrikatur von Walters schönen Liebesliedern. Bald süßlich, bald roh, lassen sie nur selten noch etwas von seiner Frische merken. Und er selber klagt am Ende seines Lebens über den „ungefügen“ Sang seiner Nachahmer.

Aber von seinen schönsten Liedern geht eine andere Ueberlieferung aus in das Volkslied hinein. Die fahrenden Leute, aus denen er hervorgegangen war, nahmen sich seines Werkes an und alles wandernde Volk der kommenden Jahrhunderte: Handwerker, Schüler, Soldaten, haben diese Ueberlieferung weitergetragen.

Und auch sein Name lebte im Volke fort als eines der sieben weisen Meister, die des Sanges und aller Wissenschaft kundig waren.

PARZIVAL

Wir Deutschen haben eine Anzahl sehr berühmter und gepriesener Dichtungen, die jeder lobt, und die sehr wenige gelesen haben. Zu ihnen gehört der Parzival. Jeder hat von ihm gehört. Und wenn wir einen Baedeker der Dichtkunst hätten, so wäre er sicher dreifach angesternnt. Aber man kennt ihn eigentlich nur aus Wagners Umdichtung. Die ist

aber eine recht unklar verschwommene Tendenzdichtung und hat ganz wenig mit dem eigentlichen Parzival gemein.

Was ist es nun um diesen? Es ist ein wunderbarlich weit-schichtiges und buntes Gebilde. Ein Abenteuerroman in Versen. In den sind Sagen und Ueberlieferungen eingegangen von einem Dutzend verschiedener Völker. Da ist die walisische Sage vom letzten Waliserkönig Artus und seinen Rittern und ihren Abenteuern im Walde von Bresiliane. Da sind Märchen vom Dümmling, der in der Welt sein Glück macht — uns allen geläufig von Hans im Glück her. Da sind Ueberlieferungen von den Araberkämpfen in Spanien und im Morgenland. Da ist die Geschichte von dem Wunschding, das seinem Besitzer alle Herrlichkeit der Welt einträgt, und da ist endlich die christliche Legende vom heiligen Gral, der Schale, aus der Christus das Abendmahl nahm und die sein Blut bewahrte. Aus alledem gestaltete in der glänzenden und kriegerischen ritterlichen Gesellschaft Nordfrankreichs Chrétien de Troyes, Frankreichs größter Abenteuerdichter, ein gar lustiges Gedicht, das ein rechter Spiegel ist für diese Zeit. Parzival zieht als junges törichtes Kind in die Welt, kommt an Artus' Hof und in ritterliche Gesellschaft, erwirbt in vielen Abenteuern die Ritterwürde, ein schönes Weib und ein Königreich, kommt in ein Zauber-schloß, das morgens ausgestorben ist, wie er erwacht, und erfährt erst nachträglich, daß es die Gralsburg war, deren König er werden kann durch eine Frage, die er tun muß. Nun sucht er den Gral durch Jahre vergeblich, und nach vielen Kämpfen und Abenteuern, die er und seine Freunde bestehen müssen, findet er ihn, tut die Frage und wird Gralkönig und Herr der Gralsritterschaft.

Das alles spielt in einem bunten Märchenland. Alle die Kämpfe und Abenteuer der Könige und Ritter liegen weltenweit ab von den wirklichen Kämpfen des Tages. In dieser Welt gibt es keine Arbeit ums tägliche Brot, keinen Streit um Besitz, keinen Kampf um die Macht. Es gibt weder Bauern

noch Handwerker und Kaufleute. Es gibt aber auch nicht Menschen schlechtweg. Es gibt nur Ritter, Pagen, schöne Damen und Priester, Mönche und Einsiedler. Diese abenteuerreiche Märchenwelt ist anscheinend untrennbar von jeder ritterlich-kriegerischen Gesellschaft. Ueberall, wo eine Kriegerkaste die politische und gesellschaftliche Führung übernimmt, da finden wir diese Dichtung der Abenteuer und Heldenfahrten. Und je mehr jene sich absondert und unter Regeln und Gesetze der ritterlichen Sitte stellt, desto wirklichkeitsferner wird diese Dichtung. Die wirklichen Kämpfe auch solcher Ritterkasten gehen um Macht und Besitz und wurzeln im wirtschaftlichen Leben. Aber da der Ritter von dieser wirtschaftlichen Arbeit getrennt ist, da sie nicht standesgemäß, für seine Ideologie also nicht menschenwürdig ist, so sieht er über sie weg, und seine Welt schwebt schattenhaft im Unbestimmten. Die Spruch- und Abenteuererdichtung der Fahrenden bleibt unvergleichlich bestimmter, wirklichkeitsgetreuer, das Volkslied verliert nie diese Erdennähe und sogar das richtige Volksmärchen ist seinem Ursprung gemäß nüchtern und realistisch im Vergleich zum ritterlichen Epos. Ja, wenn wir irgendeinem ungewöhnlich phantastischen Märchen begegnen, so läßt es sich aus einem alten Ritterepos herleiten.

Es ist im ganzen eine wurzellose Dichtung einer wurzellosen und daher raschem Verfall bestimmten Gesellschaft. Und sie bekommt noch einen merkwürdigen Einschlag von der Kirche und dem kirchlichen Glauben her. In Europa hatten sich in dieser Zeit zwei große politische Mächte nebeneinander entwickelt und gefestigt: Das römisch-deutsche Kaisertum und die römische Kirche. Das Leben war durchtränkt von kirchlichen Ideologien. Und da für eine Kriegerkaste wie die der Ritter, in Europa selbst nicht hinreichend Arbeit war, da sie bestehen konnte nur bei einer Politik der Ausdehnung und Eroberung, so wurde diese Eroberungs- und Kolonisationspolitik kirchlich begründet als Kampf gegen

die Ungläubigen. Dieser Kampf erschien bald als vornehmste Aufgabe des Rittertums — eine Aufgabe, die seltsam genug, auch in ihrer Formulierung übernommen war von dem Hauptgegner, vom Islam. Und da nun in dieser merkwürdig zwiespältigen kriegerisch-kirchlichen Gesellschaft mit den zwei herrschenden Ständen des Adels und der Geistlichkeit, Ritter und Mönch die beiden Ideale waren, so wurde eine Verbindung beider gesucht in den geistlichen Ritterorden. Geistlicher und Ritter zugleich, das war die höchste erreichbare Würde, und die Ehrgeizigsten, die Klügsten, die Fortgeschrittensten fanden in dieser Verbindung die Möglichkeit freier Wirkung, außerhalb der engen Grenzen, die die Gesellschaft damals dem einzelnen zog. Die Geschichte der Ritterorden ist ebenso grauenvoll wie glänzend. Und der Untergang des mächtigsten und reichsten Ordens, der Tempelherren, die wegen Ketzerei und gottloser Ausschweifungen verurteilt wurden, trug dem französischen König ungeheuren Reichtum ein aus dem konfiszierten Besitz. Sie waren die Vorläufer der späteren Geheimorden. Und was man in ihrer Blütezeit in ihnen sah, das zeigt eine Dichtung wie der Parzival: Die Gralsritter sind geistliche Ritter, Mönche und zugleich Krieger Gottes. Darum gibt ihnen Gott allen Besitz, alle Herrlichkeit und Herrschaft der Erde. Auch hier ist noch das Märchen, aber ein Märchen mit sehr wirklichem Hintergrund, mit dem harten Herrscherwillen der geistlichen Macht, der sich sogar die stolzen Ritter beugen müssen.

Dies glänzende französische Gedicht ist ebenso international wie es damals die ganze abendländische Gesellschaft war. Es gibt keine nationalen Grenzen, die Bedeutung haben. Bedeutung hat nur der Gegensatz: Gläubiger—Nichtgläubiger, Ritter—Nichtritter, echter und falscher Ritter. Und in dem so geschlossenen Kreise regeln sich die Kämpfe, wie die Kämpfe auf einem Sportplatz es heute tun.

So konnte das französische Gedicht gleich vielen andern nach Deutschland wandern. Und da fiel es in die Hände

eines armen fränkischen Rittersmann, der weder lesen noch schreiben konnte, und dessen eigener allzudürftiger Haushalt in schroffstem Gegensatz stand mit dem Märchenglanz dieser Geschichten. Herr Wolfram von Eschenbach aber war ein leidenschaftlicher Mann, das zeigen seine wenigen Liebeslieder. Und als echter Deutscher baute er sich eine Heimat seiner Wünsche aus dem fremden glänzenden Gedicht. Er übersetzte und dichtete Neues hinzu, so daß seinen korrekteren Zeitgenossen die Haare zu Berge standen und sie den „Wilderer in der Dichtkunst“ verwünschten.

Er schuf so das Denkmal einer seltsam widerspruchsvollen Gesellschaft, die sich überraschend schnell aus halber Barbarei entwickelt hatte. Nun aber war sie nicht daheim in einer armen und barbarischen Umgebung. Sehnsucht nach Glanz, Macht und Besitz trieb sie erobernd in die Fremde, Sehnsucht nach überweltlicher Entsagung, Liebe und Erkenntnis trieb sie in die Gemeinschaft einer überweltlich herrschenden Kirche. Ueberkünstlich, ohne breite Grundlage im Volk, ohne Wirkungsmöglichkeit daheim, auf das Ausland angewiesen und halb entwurzelt, da der Zerfall der internationalen Beziehungen beginnt, und da die entscheidenden Aufgaben des internationalen Verkehrs in die Hände des Bürgertums gleiten: so trägt die ritterliche Gesellschaft Züge des Todes schon in den kurzen Jahrzehnten ihrer Blüte. Und ihre Dichtung ist nichts anderes wie eine glänzende Fata Morgana — lieblich, verwirrend und flüchtig.

DIE BÜRGERLICHE DICHTUNG

Wir wissen es alle von der Schule her, und wenn wir in alten Städten aufgewachsen sind, so wissen wir es aus täglicher Anschauung, daß das Bürgertum dem verarmenden und verrohenden Rittertum die Kultur aus den Händen nahm. Wir wissen von den Domen und Rathäusern, den

Marktplätzen und steinernen Brunnen, den Erkern und Lauben. Wir wissen von der bürgerlichen Malerei und Holzschnitzkunst. Wir kennen Nürnberg und Rothenburg, Köln und Lübeck. Wir wissen aus der Anschauung eigentlich viel mehr von diesen Bürgern als von jenen Rittern, deren Burgen verfallen, zerstört und öde sind. Aber wir sind doch gewohnt, die Ritterzeit als Blütezeit des Mittelalters anzusehen. Ganz gewiß dann, wenn es sich um die Dichtkunst handelt.

Eigentlich, nicht wahr, wissen wir von der bürgerlichen Dichtung nur etwa das, was in den Meistersingern steht? Daß sich da die ehrsamten Handwerksmeister zusammensetzten um unerhört künstliche Gedichte nach unerhört wunderlichen Regeln zu verfassen, daß zwischenein mal ein tüchtiger Mann, wie Hans Sachs, seine Sache etwas besser machte, daß aber im allgemeinen die ritterliche Dichtung — verkörpert in Walter Stolzing — dem Beckmesserschen Meistersang sehr überlegen war.

Ist das nun so richtig? Gewiß, vom Meistersang ist nicht gar viel Gutes zu sagen. Aber all das Böse, was man ihm nachsagen kann, das war ein Erbteil des verfallenden Minnesangs. Von dem nahm er die künstliche Form und die strengen Regeln. Auf ihn und seine Meister berief er sich in seiner ganzen Ueberlieferung. Und nun geht es, wie es eben immer geht. Von einer verfallenden höheren Klasse übernimmt die aufsteigende Formen und Gebräuche, die ihr nicht gemäß sind. Sie gelten aber als vornehm und schön und werden um so vorsorglicher bewahrt, je weniger sie zu ihren Trägern passen wollen. Wie die Städter im Mittelalter die Ritter nachahmten, so tat es der Bürger des 18. Jahrhunderts mit den Sitten des Hofadels und so erleben wir es heute beim Proletariat, das sich an die Konzerte und Theater und Vorträge und Sportplätze des Bürgertums klammert. Und manche Volksbühne und manche Volkshochschule wird vielleicht der Nachwelt ein ebenso wunderliches Bild bieten, wie uns die Singestube des 15. Jahrhunderts.

Der Deutschen pedantische Neigung zum Organisieren, zur Regel und Wissenschaft hat sich in ihnen recht ausgelebt. Und soweit sind sie recht bezeichnend für Deutschland, für die Zeit mit ihrem Gildenzwang und ihrem Respekt vor Stand und Regel und für die Bürger selbst in der Behaglichkeit einer wirtschaftlichen Blüte und mit dem Streben nach dem „Höheren“. Heute äußert sich dergleichen in Gesangsvereinen, in Schach- und Kegelklubs, damals in der Nachahmung ritterlicher Gebräuche.

Aber für die Dichtung und für das Volk, ja schließlich wohl für das Bürgertum selbst, hatten diese Uebungen nicht so gar viel Bedeutung. Anderes ging daneben her und entsprach ihren Bedürfnissen weit stärker.

Denken wir uns das Leben in diesen ummauerten Städten. Da wohnen sie eng zusammengedrängt, aber von außen drängt in Handel und Wandel gar vieles hinein. Da sind die Kaufleute, die die Messe besuchen, die fahrenden Gaukler, die wir schon kennen, die Schüler, die von irgendeiner hohen Schule, zu irgendeinem berühmten Lehrer wandern. Da sind die Handwerksburschen, und da ist vor allem die Schar der wandernden Mönche und Geistlichen. Und der Bürger hat jenes unendliche Neuigkeits- und Nachrichtenbedürfnis des beschränkt und geregelt Lebenden und dazu das gewichtige Streben nach Weisheit, Erkenntnis und Wissenschaft, das jede junge Kultur besitzt. Da entsteht von Mund zu Mund ein Nachrichtendienst, der heute nicht mehr denkbar ist. Der findet seinen Niederschlag, sobald im 15. Jahrhundert die schwarze Kunst des Druckens erfunden war, in Büchern und fliegenden Blättern.

Das sind zunächst die gelehrten und nützlichen Bücher: Kräuterbücher, Tierbücher, Medizinbücher, Rechtssammlungen, Anstandsbücher und Moralregeln. Dann gibt es gleiche Moral in unterhaltsamer Form, als Fabeln, Schwänke, Anekdoten, Märlein. Dann sind da die Lieder der Handwerksburschen und Soldaten, die politischen Lieder, die von den

Fehden der Adligen und der Städte, oder auch von den Kämpfen der Herren und Könige berichteten. Da gibt es noch Räuberlieder von Eppelin von Geilingen und dem Seeräuber Störtebecker. Und da sind uralte Sagen und Heldengeschichten in der kurzen Liedform.

Für die langen Rittergedichte hatte man eben keine rechte Geduld mehr. Man löste sie in Erzählungen auf. So entstanden die Volksbücher vom hörnern Siegfried, der schönen Magelone, den Haimonskindern und dem Herzog Ernst.

Man nahm auch Märchen dazu von Tausendundeine Nacht. Und die kecken Wanderburschen erzählten Witze und unglaubliche Wundertaten von ihresgleichen und dumme Streiche von den braven und wohlweisen Bürgern, um diese zu necken. Und diese Geschichten schlossen sich dann zusammen zu den Büchern vom wandernden Eulenspiegel und wundertätigen Doktor Faust, von den klugen Schildbürgern und den sieben Schwaben, die ein Ungeheuer erlegen wollten und vor dem Hasen davonlaufen. So zähe sind diese Ueberlieferungen gewesen, daß noch heute fast jede Gegend in Deutschland ihr Schilda hat, ob es nun Beckum heißt wie in Westfalen, oder Büsum oder Tripstrill.

Die Lust am Hänkeln, die bei recht tugendsamen und klugen Leuten besonders stark zu sein pflegt, war aber so groß, daß sie sich nicht genug tat im Erzählen von Schwänken und Singen von Neckliedern. Man führte dem lieben Nächsten seine Narrheiten leibhaftig vor. Nach alter Sitte wurde zur Fastnacht allerlei Unfug von Maskierten verübt. Nun kam man zu richtigen Fastnachtskomödien. Und mit Lust zum Lachen und Spotte und viel behaglichem Witze stellt man die gegenseitige Narrheit dar. Sie kamen alle auf die Bühne: der Arme und Reiche, der Pfiffige und Dumme, die zänkische Frau und die gutmütige Gans, der gerissene fahrende Schüler und vor allem wieder und wieder der Bauersmann. Daran merkt man die bürger-

liche Dichtung. An Höherstehende vergreifen sie sich kaum, vor den bürgerlich Gleichgestellten haben sie auch noch einigen Respekt, aber über den dummen Bauern, den Tölpel und Rüpel, da geht es her. In dem hübschen Spiel von den ungleichen Kindern Evae ist es recht belehrend zu sehen, wie aus den bösen und faulen Kindern Kains die Bauern und niederen Handwerker werden, während Abel und sein braver Bruder die Herren erzeugen, die Geistlichen, Gelehrten und Richter. Klassenidiologien, um so sonderbarer, wenn man denkt, daß der brave Dichter Hans Sachs selber Handarbeiter war.

Niemals aber darf in dieser Welt die Kirche vergessen werden. Sie beherrschte und durchdrang damals alles, nicht zum wenigsten dadurch, daß sie sich selber anzupassen wußte und teilnahm an allem Geschehen. Ist es nicht schon erstaunlich, daß eine so fromme Zeit den lieben Herrgott in einem recht wenig feierlichen Fastnachtsspiel auf die Bühne brachte? Und die Predigten jener Zeit waren so weltlich, daß gerade die berühmtesten Kanzelredner uns manchmal mehr als Geschichtenerzähler und Witzereißer erscheinen, von denen der geschickteste heutige Konferenzier lernen könnte. Es gibt Materialsammlungen für Predigten aus jener Zeit, die enthalten neben moralischen Betrachtungen und frommen Legenden, Fabeln und Märchen, Schwänke und Erzählungen, die man heute keinem jungen Mädchen und kaum einer Frau erzählen dürfte.

Aber die Geistlichen gingen auch aus der Kirche heraus. Schon in alter Zeit hatten sich die Jahrmärkte an die hohen Kirchenzeiten angeschlossen, wie der Name Messe und Kirmes bezeugt. Schon von alters her hatte man auch den Gottesdienst dramatisch gestaltet. Jetzt kam die Blütezeit dieser Weihnachts- und Passionsfestspiele. Auf den Märkten der Städte wurden die großen Schaustellungen gegeben. Und Geistliche und Laien spielten mit, oft mehrere Tage hindurch. Man führte auch Gleichnisse aus der Bibel auf, von

den törichten Jungfrauen und dem verlorenen Sohne, Heiligenlegenden und Allegorien. Wir können uns nur sehr schwer eine Vorstellung davon machen, wie sehr bei diesen Festen die Kirche ins Leben einer Stadt hinüberströmte, wie sie Stadt und Bürgerschaft ihr Siegel aufprägte. Am ersten mögen heute noch die Fronleichnamsfeste in alten katholischen Städten daran erinnern. Dann sind die Straßen grüne Birkenalleen, zwischen denen purpurne und blaue Tücher aus den Fenstern hängen. Von allen Häusern wehen Fahnen, an jeder Straßenecke steht ein Altar. Die Straßen duften von Kalmus und Blumen, aus den offenen Domtüren strömen die Weihrauchwolken, die Kinder laufen herum mit weißen Kleidern und hellen Kränzen und die alten Weiblein mit Immortellenkränzen um ihre geweihten Kerzen. Die ganze Stadt spielt mit.

Aber es fehlt die gewaltige Einhelligkeit, die bei den alten Mysterienspielen alles Volk verband. Was die Theater spielen und die Buchhandlungen feilbieten, das ist heute aus einer anderen Welt. Kalmus und Birken und Weihrauch verlieren sehr schnell ihren Duft, und der fromme Buchhändler, der in der Prozession die Fahne voranträgt, verkauft ein paar Stunden später dem Herrn Studiosus Haeckels Morphologie und Nietzsches Zarathustra. Die Oberammergauer Bauern, die letzten Nachkommen jener frommen Bürger, ziehen mit ihren frommen Passionsspielen nach Amerika und verhandeln den Heiland noch einmal für ein paar Dollar.

DIE RELIGIÖSE BEWEGUNG

Man sagt wohl manchmal, das ganze Mittelalter sei religiös bestimmt gewesen und christgläubig. Man sagt das oft mit einem Seufzer des Bedauerns und der Erleichterung, daß es nun nicht mehr so sei. Aber wenn man etwas genauer hinschaut, so ist es ganz falsch. Und durch das ganze Mittelalter

sieht man eine gewaltige Bewegung durch die geistliche weltverneinende Form zu einer immer freieren Weltlichkeit.

Als aus dem zerfallenden römischen Weltreich sich die germanischen Einzelreiche bildeten, da retteten sich freilich die Reste römischer Kultur in die Klöster. Alle abendländische Literatur und Wissenschaft ist in ihren Anfängen geistlich. Ueberall hält sich die weltliche Dichtung nur als eine unterirdische mündliche Ueberlieferung. Ueberall beginnt mit dem aufblühenden Rittertum eine neue weltliche Dichtung. Ueberall nimmt das Bürgertum in den heranwachsenden Städten Anteil am geistigen Leben. Hier setzt die Entwicklung früher ein, dort später. Ueberall aber drängt sie die Geistlichkeit zurück von ihrer Vorherrschaft.

Aber wenn die geistlichen Herren mehr beschränkt werden in ihrer Arbeit, die das Laientum von ihnen gelernt hatte, und man ihnen in den weltlichen Dingen die Führung aus der Hand nahm, so wandte sie sich um so stärker ihrer eigentlichen Wissenschaft zu, der heiligen Theologie.

Solange sie noch Wildnisse zu roden hatten, Klöster und Kirchen zu bauen, hartnäckige Bauern und starrköpfige Fürsten unter das Kreuz und den Krummstab beugen mußten, solange sie Gärten bestellten und Weinberge pflanzten, auf Kriegsfahrt und auf die Jagd hinaus zogen: solange hatte diese spitzfindige Wissenschaft sie nicht sehr beunruhigt. Die Ueberlieferung war ja da, bei ihr beruhigte man sich. Aber nun kam die Menge zum Studium. Es kamen Streitigkeiten mit dem Kaiser und den Fürsten, bei denen das Wort der Bibel und der Kirchenväter eine ebensogute Waffe war, wie die Beschlüsse der Konzilien. Und es kam die Philosophie und die Weisheit des Islam von Spanien her und aus Sizilien, wo am internationalen Hofe der Hohenstaufen arabische Gelehrte geehrte Gäste waren. Der Grieche Aristoteles wurde neu entdeckt für das Abendland. Und aus den Klöstern und Domschulen wurden gelehrte Akademien. Die ersten Universitäten entstanden: in Italien Bologna, in Frank-

reich Paris. Hier ließ die herrschende Theologie die dienenden drei Schwertern zu: Philosophie, Jurisprudenz und Medizin. Und es entstand ein großes Gebäude einer kirchlichen, aber weltumspannenden Wissenschaft, deren Krönung die Gottesgelehrtheit war, deren Hüter die Geistlichen.

Außerhalb dieser strengen Wissenschaft gab es eine andere Bewegung. Man kann sie schwer verfolgen. Aber es scheint, daß sie schon seit den frühesten christlichen Zeiten von Konstantinopel her sich über Istrien nach Italien bis nach Frankreich verbreitet hat. Die wollte die Ueberlieferung nicht gelten lassen, sondern meinte, Gott spreche zu jedem Menschen unmittelbar. Darum galten ihr die Priester nichts und die Sakramente und der ganze große Bau der priesterlichen Kirche. Von Zeit zu Zeit, wenn eine stärkere geistige Bewegung durch die Welt ging, flammte sie irgendwo auf. Und wie die Kreuzzüge Frankreich in Flammen setzten, da war plötzlich Südfrankreich in offener Empörung gegen Papst und Kirchen. Die großen französischen Herren standen an der Spitze des Kampfes, und der große Papst Innozenz mußte all seine Kräfte sammeln, um diesen Aufruhr zu brechen. Auch an anderen Orten brachen ähnliche, aber kleinere Revolten los. In Deutschland war ein regelrechter Kreuzzug nötig, um die Stedinger Bauern unter kirchliche Botmäßigkeit zu zwingen. Und die Inquisition, das geistliche Gericht, fahndete nach Ketzern.

Aber die Bewegung nahm auch mildere Formen an. Der Bruder Franziskus von Assisi ging in völliger Armut hinaus, um mit Sonne und Erde, mit Blumen und Tieren und mit den Armen zu leben und Gott zu preisen, als „Possenreißer des lieben Gottes“. Und nach seinem Tode hatten die Päpste alle Mühe, seine Nachfolger, die grauen Franziskanermönche, zu einem vernünftigeren und kirchlich gebilligten Leben zu bewegen. Viele blieben lieber im Kerker, als daß sie auf ihre freie Armut Verzicht leisteten. Und sie trugen diese Bewegung ins Volk hinaus. Bis dahin war der Laie vom Geist-

lichen streng geschieden. Nun wurde neben dem Orden der Mönche und Nonnen ein dritter Orden gegründet. Wer ihm angehörte, blieb in der Welt und tat seine weltliche Arbeit, aber er gelobte Gott den gleichen Dienst wie der geistliche Bruder. Das war eine ganz revolutionäre Tat. Durch sie wurde eine Mauer niedergebrochen, die bis dahin die Welt gespalten hatte, und dem Laien wurde ein Platz gegeben neben dem Priester.

Unter den Geistlichen selbst tat sich eine Bewegung auf, die über das Studium der Ueberlieferung hinweg einen unmittelbaren Weg der Erkenntnis Gottes suchte. Den fand man in dem inneren Erleben des Göttlichen, in der Verzückung, der Ekstase. Das sind uralte Mittel des Kultus, Arten religiösen Erlebnisses. Sie kehren wieder in den Gebräuchen der Wilden und in den ausgebildetsten religiösen Philosophien. Im christlichen Mittelalter ist diese Mystik ein Versuch, an der kirchlichen Lehre und den kirchlichen Einrichtungen vorbei einen Weg zur Gottheit zu finden.

Dies Drängen zu einem unmittelbaren und freien Leben in Gott nimmt ganz merkwürdig verschiedene Formen an. Bei den armen, kleinen Nonnen in der Schweiz und am Rheine ist es einfach der Versuch, ihr leeres Leben auszufüllen durch eine ganz innige Liebe und Vereinigung mit Christus. Rührend und schmerzlich ist das anzusehen. Und das führt zu solch wunderlichen Uebertreibungen, daß eine fromme Schwester sich ganz ernstlich von ihrem Beichtvater trösten läßt, sie sei nicht von Gott verworfen. Sie war nämlich die einzige im Kloster, die keine Visionen und Verzückungen hatte. Einige große Theologen aber sind in ihrer mystischen Philosophie zum reinen Pantheismus gekommen. Für sie ist die einzige Offenbarung die Versenkung des Menschen in sich selber. Dort in sich findet er den wahren Christus, den Seelenfunken, die Gottheit selbst. Die ist aber nicht unterschieden von ihm noch von irgendeiner anderen Kreatur.

Nur muß eben alle Kreatur von ihrem gesonderten Wesen lassen, „entwesen“, um zu Gott zurückzukehren. Was orientalische Weisheit gelehrt hat, das wurde in jenen Jahrzehnten von den Kanzeln katholischer Dome dem Volke gepredigt. In Köln lehrte es der Meister Eckhardt, in Straßburg Johannes Tauler. Aber die Kirchen merkten, daß das eine ärgerliche und revolutionäre Lehre sei. So zwang man den Meister Eckhardt zum Widerruf. Und da die mystische Versenkung in Gott weltferne Menschen macht, aber keine Kämpfer, so gaben diese theologischen Revolutionäre nach. Sie schwiegen, oder sie redeten vorsichtiger.

Aber ihre Lehre war ins Volk gedrungen. Denn sie hatten Deutsch geredet und als allererste Gelehrte auch Deutsch geschrieben. Die Laien nahmen diese Lehre auf. Sie waren nicht so pantheistisch, philosophisch. Sie hielten sich an einige ihnen verständliche Dinge. Gott, sagten sie, und Christus wird nicht durch Gelehrsamkeit erkannt, sondern durch inniges Versenken in ihn und in uns selbst. Der wahre Gottesdienst ist nicht der Dienst der Kirche, sondern ein „wesentliches Leben“, in dem man alle Dinge von Herzen tut, weil man nicht anders kann. Und eine arme Dienstmagd kann also Gott wohlgefälliger sein als ein unheiliger Bischof, ja als der Papst selbst. — Das war ganz einfach und faßlich, aber für die Kirche war das gefährlicher als die vertiefte Philosophie der Gelehrten. Und nun fingen die Laien an theologische Bücher zu schreiben und die halbweltlichen, halbgeistlichen Lebensgemeinschaften der Beghinen und Begarden trugen die Lehre den Rhein hinab nach den Niederlanden und nach England. Da hatte die Kirche denn mancherlei zu tun, und mit vielerlei Nachstellungen und kleinen Verfolgungen hielt sie die Bewegung danieder. Aber sie kam nie ganz zur Ruhe, und wo sie einmal gewesen war, da blieb guter Boden für neue Revolutionen.

In seinen frühesten und besten Zeiten hat Luther viel übernommen von der deutschen Mystik. Am Rhein und in den

Niederlanden, ihrem alten Mutterboden, war die Bewegung der Wiedertäufer am zähesten und tiefsten. Und noch heute ist in diesen Gegenden, auch bei den frommen Leuten, ein Mißtrauen gegen kirchliche Autorität und die Neigung, sich aufs eigene Gewissen zu berufen, stärker, als im anderen Deutschland. — Daher waren diese Gegenden guter Nährboden für Pietismus und Sektentum. Aber sie sind auch guter Nährboden für andere revolutionäre Bewegungen gewesen. Denn all dies hängt gar eng zusammen.

Von den alten Mystikern sind uns ein paar gar feine Bücher übergeblieben. Die sind so frei und tief gedacht und erlebt, daß wir sie heute noch lebendig nachdenken und nacherleben können. Und sie sind in einer solch gefühlten, reinen und einfachen Sprache geschrieben, daß darin kein späterer deutscher Gelehrter, mit Ausnahme des einen, Lessing, ihnen verglichen werden kann.

BAUERNGESCHICHTEN

Unserer ganzen europäischen Literatur fehlt im Mittelalter etwas Wesentliches. Wir haben keine Bauerndichtung. Zu früh hatte sich aus der bäuerlichen Wirtschaft das Lehnswesen und die Stadtwirtschaft entwickelt. Zu früh hatte sich die fremde geistliche Kultur und nachher das künstliche Ritterwesen über die bodenständige Kultur des Bauern gelagert. Er kam nicht mehr zu Worte. Was damit versäumt ist, sehen wir recht lebendig in Rußland und Skandinavien, wo die aufblühende Literatur noch Agrarwirtschaft und bodenständige Bauernkultur fand. Für uns ist das unwiederbringlich verloren.

Wir Deutschen haben ganz kleine Ansätze bäuerlicher Dichtung im sächsischen „Heliand“, wo durch die Erzählung des Evangeliums hier und da ein Stück Bauernleben durchschimmert wie ein Kittel durch ein fremdes Oberkleid. Wir

haben ein paar Volkslieder, -märchen und Schwänke. Aber was die ritterliche und bürgerliche Zeit uns bringt, das ist schon alles durchtränkt vom Gegensatz zwischen Dorf und Ritterburg und Dorf und Stadt.

Auch die Geschichte vom Meier Helmbrecht ist darum keine rechte Bauerngeschichte. Sie berichtet, wie ein junger Bauerssohn aus Hochmut Ritter werden will. Wie er in schlechte Gesellschaft kommt und zum Strauchritter wird. Wie er aber mitten im Trinkgelage überfallen und blind und lahm geschlagen, als Bettler sein Leben fristet. Das ist lustig genug erzählt und sehr interessant, um mittelalterliches Leben kennen zu lernen. Aber eine Bauerngeschichte ist es nun und nimmer. Wir müssen aus der europäisch-mittelalterlichen Gesellschaft auswandern, um ursprüngliche Bauerndichtung zu finden. Die finden wir dann in Island.

In diesem Lande konnte sich ein Rittertum nicht entwickeln, weil die Voraussetzungen: großer Besitz und Lehnverhältnisse, in dem armen, rauhen, entlegenen Lande fehlten. Hier gab es Raum genug für jeden, aber auch für jeden Arbeit. Und was abenteuer- und kampflustig war, das fand auf dem Meere und im Dienste der norwegischen Könige mehr Gewinn, als das arme Land ihnen geben konnte. Sie kamen dann als reiche und angesehene Leute zurück und konnten sich zur Ruhe setzen, etwa wie die Schweizer Landsknechte im 16. und 17. Jahrhundert, oder wie manche Amerikafahrer oder englische Kolonialbeamte von heutzutage.

Die Isländer Bauern waren im Laufe der Jahrhunderte von Norwegen herübergekommen, mancher als Geächteter oder gedrängt von herrschsüchtigen Fürsten. Es waren natürlich nur besonders harte und kräftige und eigenwillige Leute, die in solch wilde Einsamkeit gingen. Sie hielten beharrlich fest an ihren Sitten und Gesetzen. Sie behielten die alte Gliederung der freien Bauern und ihrer Hintersassen und Knechte, deren Spuren wir noch in Deutschland in alten Bauerngegenden haben. Sie hatten ihre Volksthings, auf

denen Recht gesprochen wurde vor versammelter Gemeinde. Und sie kannten nur zwei Strafen: Geldbuße und Verbannung. Wer die nicht auf sich nahm, der wurde als Geächteter ausgestoßen, und ihn durfte jeder Feind töten. Die Reichsten und Vornehmsten wurden ihre Goden oder Priester. Aber sie bauten sich auch Sonderheiligtümer auf ihren Höfen. Und auch an diesen Heiligtümern hing das Recht des Gerichts. Sie hingen sehr fest an ihrem alten Glauben, wie alle Bauern tun. Das Christentum kam spät herüber auf diese trotzig Insel. Und auch als sie es annahmen, ohne Ueberschwang, als ehrliche, nüchtern überlegene Männer, da hielten sie viel von ihrem alten Glauben fest. Ja, ihre christlichen Priester schrieben sogar die alten Götter- und Heldenlieder nieder. Die beiden Bücher, die diese Lieder enthalten, nennen wir die ältere und die jüngere Edda. Aber so wichtig sie sind, gehen sie uns hier nichts an. Was uns angeht, ist die Arbeit der isländischen Chronisten im 11.—13. Jahrhundert, also in der Zeit, wo bei uns die phantastische Rittergeschichte blühte.

Diese Chronikschreiber hatten in den langen Winternächten Zeit genug zum Schreiben. Sie hatten aber keine großen Geschichten von Herren und Fürsten zu berichten. Zuweilen schieben sie wohl Erzählungen ein von norwegischen Königen, deren Gefolgsleute sie gewesen sind. Aber im allgemeinen schreiben sie Geschichten der Geschlechter und Geschichten der großen Höfe, Saga nennen sie einen solchen Bericht. Aber diese „Sögur“ haben mit unseren Sagen nichts zu tun. Sie wollen die Wirklichkeit wiedergeben, wie sie gewesen ist, soweit das in den Kräften des Erzählers steht. Diese Kraft aber ist so erheblich, daß wir ihren Geschichten ganz einfach nichts an die Seite stellen können.

Wir haben wohl alle schon erfahren, welche gute Erzähler auch unsere deutschen Bauern sind. Und diese Anlage war in Island gepflegt durch die Gemeinschaft langer Jahrhunderte, durch die winterliche Ruhezeit, durch die

Wechselbesuche auf den einsamen Höfen, durch die Erzählungen der heimkehrenden Seefahrer.

Und sie hatten einen guten Stoff. Die gewalttätigen Einwanderer waren nie unter sich zur Ruhe gekommen. Kampf um Macht, Besitz und Einfluß, Kampf mit der harten Natur. Abenteuer außer Lande und manch ein Streit auch aus Liebe und Eifersucht, hielt ihr Leben in innerer Spannung und äußerer Bewegung.

Diese Bauern sind unseren niederdeutschen Bauern gleich, karg und besitzesfroh, hochmütig und mißtrauisch, schlau und gewalttätig, nachtragend und zähe. Sie sind ein hartes Geschlecht, Männer wie Frauen, und nicht zu bezwingen in ihrer Unbeugsamkeit im Guten wie im Bösen.

Das gibt dann wilde Kämpfe, Kämpfe, die oft ins Heldenhafte gehen und oft nur um eine Geldsumme sich drehen oder einen Streifen Weideland.

Die erzählt der Chronist nun knapp und kurz. Nur Tatsachen berichtend. „Es war ein Mann da und da.“ So fangen alle Geschichten an. Dann wird der Mann geschildert in zwei Sätzen, aber man sieht ihn vor sich. Und wenn dann die Geschichte beginnt, dann läßt der Erzähler die Leute selber reden. Sie reden nicht lange, aber sie reden überlegt, scharf und gut. Sie sind große Diplomaten, und mit jedem Gespräch ist die Geschichte ein Stück weiter und der Mensch steht deutlicher vor unseren Augen. Oft ist eine ganze Geschichte auf ein solch pointiertes Gespräch abgestellt. Oft bringt ein Wort die Katastrophe. Als einer der Helden des Landes verwiesen ist, bereitet er alles zur Abreise vor. Am Reisetag nimmt er Abschied und reitet mit seinem Bruder die Hügel zum Meere hinauf. Auf der Höhe sieht er sich noch einmal um. Da sagt er: „Schön ist die Halde, so schön sah ich sie noch nie.“ Wendet sein Pferd und kehrt zurück, um den Angriff seiner Feinde und den tödlichen Kampf zu erwarten. Und als dieser letzte Kampf kommt, da ist er mit seinem Weibe allein auf dem Dachboden des Gehöftes. Er verteidigt sich mit

dem Bogen, die Sehne springt. Seine Frau ist ein schönes Weib und böse. Er hat sie einmal im Zorn geschlagen. Nie hat sie es ihm vorgeworfen. Jetzt bittet er um eine Locke zur Sehne. Sie weigert es ihm. Und beide sterben zusammen.

Oft, wenn man diese Geschichte liest, denkt man an die größten Erzähler aller Zeiten. Oft denkt man an unser niederdeutsches Bauernthum, wie dort Einsamkeit und der Besitz der Erde und harte Arbeit die gleichen Menschen gebildet hat. Oft staunt man, wie sich Aberglauben und uralte Sitte fortgepflanzt haben. Und immer fühlt man, was für ein wichtiges Stück in unserer Ueberlieferung fehlte, wenn nicht diese Geschichten uns erhalten wären.

ERWACHEN UND KAMPF

EINLEITUNG

Fichte hat in einer seiner akademischen Vorlesungen die Menschengeschichte in Epochen geteilt, die einen Abstieg und Aufstieg umfassen, und wobei das gegenwärtige Zeitalter die Tiefe, die Stufe der vollendeten Sündhaftigkeit darstellt. Vorangeht die Epoche der Unschuld oder der Vernunft aus Instinkt und die Epoche der Vernunft aus Autorität, mit der die Sündhaftigkeit ihren Anfang nimmt. Lösung von der Autorität, Isolierung des einzelnen in seinem eigenen unvernünftigen Wollen, ist also das Kennzeichen der Gegenwart. Abstieg zugleich und notwendige Vorbedingung des Aufstiegs.

Solche Klassifizierungen sind immer gefährlich und wenn sie von klugen Leuten vorgenommen werden immer erleuchtend, Uebergangszeit, das ist allerdings das Kennzeichen unserer Epoche. Die Menschen lösen sich von alten Bindungen, feste Formen der Gesellschaft lösen sich auf. Und an die Stelle der gesellschaftlichen und geistigen Einheit tritt der Kampf. Wir wissen, woher die Zersetzung und Gärung in die mittelalterliche Gesellschaft kam: durch die wirtschaftlichen Wandlungen, die den Kaufmann zunächst und später den Unternehmer an die erste Stelle in der Gesellschaft erhoben. Und wir können die erste Phase der Wandlung umschreiben: Zersetzung des Feudaladels. Schon dieser Anfang zeigt alle Symptome einer revolutionären Entwicklung: die Verwirrung zwischen den einzelnen Klassen, die losgelösten Einzelnen, die ihre Stelle in der Gesellschaft suchen und aus ihren gefährdeten Existenzen das wache Bewußtsein gewinnen, die nicht mehr schlechtweg Geächtete sind außer dem Gesetz der geschlossenen Gesellschaft, sondern Führer zu einer neuen Ordnung, die Zusammenballung der alten Gewalten und die leidenschaftliche Formulierung der Weltanschauungen, und jenes unbekümmerte Geniessen zwischen den Schlachten, das die kommende Sündflut sieht, aber vergessen will.

Aber die alten Formen, die alten Gesetze, die alten Mächte sind noch stark. Und das werdende Neue erscheint mehr als persönliche Ueberzeugung, als Ausnahme, als Abenteuer. Noch haben sich die Massen nicht formiert, und noch ist das Bewußtsein dessen, was geschieht, auf wenige beschränkt.

Und in dieser Gesellschaft, die in Bewegung geraten ist, sind einzelne Gruppen, einzelne Länder, den anderen voraus. Von der romanischen Welt geht die Bewegung aus, von dem Kulturzentrum der alten Welt, dem mittelländischen Meer. Italien erwacht am frühesten, Spanien wird nur halb und nur für kurze Zeit mitgerissen. Aber Frankreich und England nehmen die Bewegung auf und führen sie fort. Am Ende dieser Zeit stehen sie unbestritten an der Spitze und behaupten sich dann für die entscheidende Zeit des 18. Jahrhunderts.

Deutschlands Geschick aber wendet sich hier zuerst zum Tragischen. Ein Jahrzehnt entscheidet. Nachdem die Reformation eingesetzt hatte als eine große revolutionäre Bewegung, ist mit dem Zusammenbruch des Bauernkrieges jeder gesellschaftliche Fortschritt für Jahrhunderte unterbunden. Der dreißigjährige Krieg war die unvermeidliche Folge der Bauernniederlage, und Folge des dreißigjährigen Krieges war Deutschlands Lethargie in dem für das europäische Bürgertum entscheidenden Jahrhundert.

Deutschlands Revolution kam zu früh und brach zusammen. England nahm sie hundert Jahre später erfolgreich auf. Und Frankreich, das seine Bauernkämpfe und seine Adelskriege mit einem sauberen Sieg des Absolutismus zu Ende geführt hatte, hatte dadurch die Zentralmacht und die wirtschaftliche Einheit gewonnen, die Vorbedingungen für einen Aufstieg des Bürgertums, der in der Revolution enden mußte.

In Deutschland allein siegte der Adel, der überall sonst zerfiel und besiegt ward. Und da dessen gesellschaftliche Rolle

ausgespielt war, verwandelte er sich in jenen Miniaturabsolutismus, der Deutschland zum wunderlichsten Staat Europas gemacht hat.

Darum hat Deutschland in dieser Zeit und während seines kurzen revolutionären Jahrzehnts Persönlichkeiten hervorgebracht, die Repräsentanten ihrer Epochen sind. Später ist es gespeist aus fremden Quellen und von Gedanken bewegt, die ihren Ursprung draußen hatten und draußen ihre Gestalt gewannen. Europas Schicksal entscheidet sich im Westen.

DANTE

1265—1321

Es gibt einige Dichtungen und einige Dichter, die uns glauben machen, sie hätten alles Leben ihrer Epoche aufgefangen und hielten es nun wie ein Weltspiegel fest. Dahin gehört Homer, dahin Shakespeare. Vielleicht wird in späteren Zeiten einer der großen russischen Dichter dahin zählen. Viele rechnen Dante dahin und sehen seine göttliche Komödie an als Quintessenz des Mittelalters.

Nun wird bei allen solchen Bewertungen wohl eine Täuschung mitspielen. Vollkommene Anschaulichkeit verwechseln wir leicht mit vollkommener Anschauung. Und je lebensvoller ein Ausschnitt der Welt uns erscheint, desto eher sind wir geneigt, ihn für die Welt selbst zu halten. Und da Dante nun ein sehr großer Dichter ist, will sagen ein Mensch von leidenschaftlicher Stärke der Anschauung und des Ausdrucks, so erscheint uns seine Welt sehr leicht als die Welt seiner Zeit. Hinzukommt, daß dieser große Dichter ein fast pedantischer Gelehrter war. So hat er uns in seiner göttlichen Komödie ein Weltsystem hingestellt, „wie er es sah“ und wie die gelehrte Welt seiner Tage es zu erkennen glaubte. In diesem Rahmen aber: in Hölle, Fegefeuer und Paradies führt er uns die Geschichte seiner Tage vor und die Geschichte der Vergangenheit, wie er sie kannte, in all ihren bekannten, berühmten und verrufenen Männern und Frauen. Endlich entsteht aus den Reden der Dichter, Staatsmänner und Philosophen, der Theologen und Heiligen eine Philosophie, die den Glauben jener Zeit umfaßt und in ein System gestaltet. Kann man also nicht sagen, daß die göttliche Komödie das Mittelalter in seinem Wissen und Glauben gestaltet und in einem großen Gleichnis uns überliefert hat? Und sind wir nicht berechtigt, die göttliche Komödie als die große Krönung und Vollendung der mittelalterlichen Welt kurz vor ihrem Ende zu sehen?

Es kommt darauf an, wie wir an dies große Gedicht herangehen. Dem Wissenschaftler ist es eine unerschöpfliche Fundgrube von geschichtlicher, philosophischer, theologischer Weisheit. Politische Kämpfe, Familiengeschichten, soziale Zustände und Sittengeschichtliches, bildende Kunst und Literatur, Aberglaube und Wissenschaft haben alle dazu beigetragen, dieses Schatzhaus gelehrter Forschung zu schaffen. Und insofern läßt es sich wohl als Krönung mittelalterlichen Wesens bezeichnen. Aber ist diese Dichtung noch mittelalterlich ihrem eigenen Wesen nach? Es ist schwer, eine solche lange und vielgestaltige Epoche unter irgendeinen Begriff zu bringen. Aber wenn wir das Mittelalter mit der Folgezeit vergleichen, so scheint der Wesensunterschied in Gebundenheit einer ständisch gegliederten Gesellschaft zu liegen. Ihre Zeit war vorbei, als der Einzelne sich aus dieser Bindung löste, sein Recht, seine Tätigkeit, seine Bedeutung selbständig suchte. Und diese Bewegung setzt ein, sobald von außen fremde Einflüsse die Bindungen lockern und aus der Gesellschaft selbst Bewegungen und Strebungen ihnen entgegenkommen. Beides begann für Europa am ersten in Italien. Hier hatten sich von alters her Ueberlieferungen der griechisch-römischen Kultur am lebendigsten erhalten. Und diese Kultur war in ihren Grundlagen wie in ihrer Erscheinung der mittelalterlichen entgegengesetzt. Sie hatte mit ihrer freien Handels- und Geldwirtschaft, mit ihrem ganz auf persönlichem Eigentum basierenden Recht, in ihren gesellschaftlichen Kämpfen ungemein viel Raum für persönlichen Ehrgeiz und gab dem einzelnen in seinem Leben und Denken größte Freiheit, falls er zu den Herrschenden gehört.

Diese Ueberlieferungen fanden einen sehr guten Boden in dem Italien des späten Mittelalters. Dort sammelten sich der Reichtum und die Macht in den großen Handelsstädten, die von Asien nach Europa den Handel vermittelten. Sie hatten sich sehr früh gegen die Macht des Kaisers gewehrt. Sie hielten sich auch unabhängig vom Papste. Immer wieder

brachen Revolten gegen die Herrschaft Roms aus, immer wieder versuchten ketzerische Mönche und Geistliche Aufruhr zu predigen. Und in den Mauern der Städte kämpften die Geschlechter miteinander. Schon gleichen sich leise die ständischen Unterschiede aus. Geistlichkeit, Adel und Bürgertum nähern sich. Es zeigen sich Zeichen der Verschmelzung. Und in der gelösten Gesellschaft erwacht der Einzelne zum Bewußtsein seiner Bedeutung.

Aus diesem Leben kommt Dante. Er war als Sprößling eines Florentiner Geschlechts in die Parteikämpfe seiner Vaterstadt verwickelt. Er wurde verbannt. Und er mußte an den Höfen fremder Fürsten die Not und die Demütigung der Verbannung aufs letzte auskosten. In der Verbannung schrieb er sein großes Werk. Aber seine Hoffnung, daß man den berühmten Dichter wieder zurückberufen würde, ging nicht in Erfüllung. Er starb in der Fremde.

Alles aber, was sein sehr stolzes und sehr einsames Herz grämte, erzürnte, erbitterte, all sein Haß, aber auch alle Liebe und Verehrung, die es trug, vertraute er seinem großen Werke an. Man ist zunächst etwas verblüfft über die Unbefangenheit, mit der er seine Feinde, die politischen und die persönlichen, in die Hölle einquartiert oder ihnen mit deren Martern droht. Aber bald merkt man, daß er einen ganz ernststen Willen zur Gerechtigkeit hat. Manchen, den er liebt oder ehrt, manchen, den er schmerzlich bemitleidet, glaubt er doch der göttlichen Gerechtigkeit opfern zu müssen. Und seine Zeit erkannte das an. Wir, die wir keine unbedingten Maßstäbe für gut und böse haben, wir sprechen ebenso schwer selig, wie wir verdammen. Wir würden daher ein solches Gedicht, das kurzerhand unsere großen Leute auf Hölle und Himmel verteilte, als eine böse Schmähschrift verdammen, wenn wir nicht einfach darüber lachten. Seine Zeit aber liebte starke Reden und bestimmten Ton. Und darum ist Dante das Verbrechen und die Verdammnis gar nicht das Tadelnswerteste und Schlimmste. Seine volle Miß-

billigung finden jene, die zu feige zu einer Entscheidung keine Partei ergreifen, zu schlecht für Himmel und Hölle sind. Sie sind in einer Art Vorhölle untergebracht, wo sie von Fliegen gefressen werden. Und der Dichter geht verachtungsvoll an ihnen vorüber.

Diese Freudigkeit zum Kampfe ist nun aber gar nicht das Zeichen einer abgeschlossenen, zu Grabe gehenden Zeit. Und das Europa Dantes rüstete sich eben zu der großen Wandlung ins bürgerliche Leben, rüstete sich zur Eroberung der Welt. Es vergnügt sich noch an den Kinderstubenbildern von Himmel und Hölle und horcht noch auf die Kinderlieder der Kirchenlehre. Aber seine leidenschaftlichen Träume gehen sehr darüber hinaus. Was Dante mit seinen Verdammten in der Hölle redet, das klingt sehr wenig nach Unterwerfung. Und die ganze Nachwelt hat die Verdammungsurteile gegen den Graf von Ugolino, gegen Peter von Vineis und gegen die junge Francesca von Rimini nicht unterschrieben.

Und als er seine gestorbene Geliebte Beatrice zur Führerin durchs Paradies erhöhte und ihr den Platz anwies im obersten Kreise der Heiligen, da machte er aus dem strengen Himmel der Kirche einen Himmel sehr süßer irdischer Leidenschaften.

Nein, Dante ist kein frommes Kind der Kirche mehr, sondern Vorläufer all der vielen Revolutionäre, die seitdem den Himmel erstürmten. Er ist kein mittelalterlicher Ritter mehr, sondern ein moderner Aristokrat, voll der Leidenschaft eines politischen Parteigängers. Und er ist kein Spielmann, gleich der ganzen ritterlichen und unritterlichen Schar jener, die Ueberliefertes treu weitersangen und sagten. Ihm ist die überlieferte Form nebensächlich gegen ihren neuen Inhalt, der nur ihm gehört. Darum gehört er an den Beginn der Renaissance und damit an den Beginn unseres Zeitalters.

BOCCACCIO

1313—1374

Boccaccio hat gar nicht sehr lange nach Dante in Florenz gelebt. Er hat ihn sehr verehrt und hat als erster sein Leben aufgeschrieben. Aber er selbst war sehr anderen Schlages. Und auch die Gesellschaft, in der er lebte, sah schon anders aus als ein Menschenalter vorher zu Dantes Zeit. In seiner Heimat in Florenz hatten sich die Adelsgeschlechter Dantes so gründlich bekriegt, daß von ihnen und ihrer Macht nicht viel übrigblieb. An ihre Stelle traten die reichen Kaufleute und Bankiers. Und die reichsten und klügsten, die Medici, wurden die Herren von Florenz und erhielten sogar die Papstwürde. Dieser reichen, unabhängigen Gesellschaft, die ihre neuerworbene Macht nach Kräften genießen wollte, predigte ein paar Jahrzehnte später der Mönch Savonarola vergeblich Buße. Wie er zu seiner Bußpredigt kam, das sehen wir recht deutlich aus Boccaccios Decamerone. Decamerone heißt auf deutsch die zehn Tage, und der Name erklärt sich folgendermaßen: In Florenz wütet eine Pest und jagt alle, die zur Flucht imstande sind, in wilder Angst aus der Stadt. Da entschließt sich eine Gesellschaft junger Damen und Herren auf ein Landgut nahe der Stadt über die Zeit der Todesgefahr in freundlicher Gesellschaft sich hinwegzutäuschen. Und Tag für Tag erzählen sie sich Geschichten, zehnmal zehn Geschichten, bis die Pest erlischt und sie nach Florenz zurückkehren.

Zwischen einer Pest und Savonarolas Bußpredigt ist dies Buch entstanden, in einer Zeit, wo Italien von Fehden der machtlüsternen Adeligen zerrissen war, wo sich die großen religiösen Kämpfe vorbereiteten und die großen Kriege, die Kaiser und Könige in Italien auskämpften. Von dem allen spürt man in dem Buche nichts. Was man darin findet, ist das Leben einer reichen und genußfrohen Gesellschaft, die sich freigemacht hat von allen Banden und Bedenken einer

in Glauben und gesellschaftlichen Sitte gebundenen Zeit. Was sie bindet, sind nur noch die Regeln der Gentilezza, der adeligen Sitte. So ist es nicht verdamulich, wenn eine Frau ihren Mann betrügt, ein Beichtkind den Beichtvater, ein Kaufmann den Geschäftsfreund. Dies Leben ist zu kurz, das Glück ist zu schwer zu erlangen. Darum sind alle Mittel zum Genuß erlaubt, vorausgesetzt, daß sie mit Anstand verwandt werden, mit Witz und Anmut. Wer dazu nicht fähig, der verfällt als Tölpel der Lächerlichkeit, ihm geschieht nur sein Recht, wenn er Verachtung, Armut, Unglück erntet. Man läßt auch Hingabe gelten, Aufopferung der Freundschaft oder Liebe, Hochherzigkeit. Nur müssen sie dem Ideal der Gentilezza entsprechen. Sie müssen gesellschaftsfähig sein. So finden wir hier zum erstenmal eine den Stil des Lebens bestimmende Gesellschaft, die hinausgreift über die Grenzen der mittelalterlichen Stände. Freilich ist der Adel noch der Kern dieser guten Gesellschaft. Wir wissen, wie auch später noch edle Geburt sehr beneidet wurde und ein solch großer Künstler wie Michelangelo heftiger seinen höchst zweifelhaften Adel verteidigte als seine unzweifelhafte Künstlerschaft. Aber diese Edelleute leben und bewegen sich in einer Gesellschaft von Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern auf ganz gleichem Fuße. Reichtum und Ruhm, das macht den Menschen. Dieser Ruhm kann sich auf Schönheit oder Witz, auf Geschicklichkeit oder Schlaueit ebenso gründen wie auf einen alten Namen und ein adeliges Wappen. Weltenweit ist diese Freiheit entfernt von der Strenge der ständischen Gesellschaft, wie von der Enge der absolutistischen Höfe, die nach spanischem Vorbild in den folgenden Jahrhunderten erwachsen. Italien erlebte damals eine Vorblüte der bürgerlichen Gesellschaft, die sich noch nicht dem Adel gegenüberstellt und politische und soziale Forderungen verfißt, sondern die einfach mitlebt und mitgenießt mit der vornehmen Welt kraft ihres Reichtums, kraft ihrer Tüchtigkeit, kraft ihres gesunden Lebenshungers.

So haben Boccaccios Novellen eine Unbekümmertheit, aber auch eine Gleichgültigkeit gegen allgemeine Fragen, die ganz und gar modern anmuten, und die wir leicht als Zeichen modernen Verfalls ansehen, während wir ihnen immer wieder auf gleicher Gesellschaftsstufe begegnen, in den arabischen Tausendundeine Nacht, wie in allen Erzählungen und Novellen dieser abendländischen Uebergangszeit.

Wollen wir diese Unbekümmertheit schelten, so müssen wir jedenfalls ihr ungebrochenes, gutes Gewissen anerkennen. Diese Leute sind sicher, daß sie Gott und Menschen wohlgefällig seien. Und die Geschichte eines Ehebruchs, bei der auch der Beichtvater übel betrogen wird, schließt mit der frommen Bitte: „Möge Gott in seiner heiligen Barmherzigkeit die gleiche Wonne mir und allen christlichen Seelen, die darnach verlangen, bald bescheren.“

Boccaccio war nicht der erste, der solche Geschichten erzählte, und er war durchaus nicht ihr Erfinder. Von alters her wurden sie von Mund zu Mund erzählt, bald auch niedergeschrieben. Wir fanden sie als Schatz der deutschen Spielleute und in der Unterhaltung der Handwerker und Rats Herrn.

Manche Geschichten waren durch Jahrhunderte und durch die Länder Asiens und Europas gewandert. Novelle nannte man sie in Italien: Neuigkeiten. Vor Boccaccio, mit ihm und nach ihm gab es viele, die sie sammelten und von ihrem eigenen hinzutaten. Aber Boccaccio blieb der Meister. Weil er am reinsten, leichtesten und heitersten erzählte, weil er am meisten unbefangener Weltmann war und so dem Sinne seiner Gesellschaft und ihrer Zeit am vollkommensten gefiel.

Sein Einfluß ist darum ein unbegrenzter gewesen. Niemand hat sich ihm entziehen können, der gleich ihm Erzähler für eine müßig reiche Gesellschaft war. Seine Geschichten verbreiteten sich wie fliegender Samen über Europa. Und in einer anderen nordisch ernsteren und weit konser-

vativeren Gesellschaft, in dem jungen Handels- und Erobererstaat der protestantischen Elisabeth von England, hat etwa 100 Jahre später Shakespeare daraus einige seiner lebenserfülltesten Dramen geschaffen.

HUTTEN

1488—1523

Ich hab's gewagt.

In Europa wandelte sich der ritterliche Adel in den Hofstaat der absoluten Fürsten. In hartem Kampf wurde er von den Fürsten abhängig gemacht. Die Besiegten gaben den Siegern Offiziere und Minister und erhielten dafür Vorrechte, Güter und Titel. Hier früher, dort später, wurde der Kampf zwischen ständischem Adel und absoluten Monarchen ausgekämpft. Ueberall mit dem gleichen Ausgang. Und überall ergibt sich der Adel, weil er Rückhalt sucht vor dem mächtig aufsteigenden Bürgertum, und weil er den Fürsten gebraucht, um sich die Bauern ausliefern zu lassen zur Ausbeutung und Knechtung. Am Ende des 16. Jahrhunderts schreibt in Spanien Cervantes dem alten Rittertum seine närrische Grabrede. Im Anfang desselben Jahrhunderts kämpfte das Rittertum in Deutschland seinen letzten verzweifelten Unabhängigkeitskampf. Sein Vorkämpfer ist Ulrich von Hutten. Verlassen von den Gefährten fällt er. Und mit ihm geht auf ein paar Jahrhunderte die letzte Hoffnung auf eine Einheit Deutschlands zu Grabe.

Während überall sonst in Europa Fürsten gegen Adel ihren Kampf ausgefochten haben, liegen in Deutschland, diesem verwickeltesten und unvernünftigsten Lande der Erde, die Dinge auch hierin verwickelt und verworren. Höchster Herr des Landes war der Kaiser. Aber als Wahlkaiser, ohne Steuern, ohne Militärmacht, mit Befugnissen, die sehr beschränkt waren zugunsten der Landesfürsten,

konnte er sich schon seit Jahrhunderten dieser Herren vom hohen Adel kaum erwehren. Sie erweiterten und festigten dem Kaiser gegenüber ihre Lehnrechte bis zur völligen Ohnmacht der zentralen kaiserlichen Gewalt. Den niederen Adel aber, die reichsunmittelbaren Ritter, suchten sie in Abhängigkeit von sich zu bringen, wie das anderswo die Könige versuchten. Der Adel schloß sich zu Ritterbünden zusammen. Es kam im Laufe des 15. Jahrhunderts zu heftigen Fehden, bis unter Maximilian durch den allgemeinen Landfrieden das eigenmächtige Fehdeführen, dieses Recht aus alten längstvergangenen Gesellschaftsformen, verboten wurde. Goethe hat in seinem Götz von Berlichingen gezeigt, wie die Ritter sich dagegen wehren, wie sie aber von den geistlichen und weltlichen Landesherren auf der einen, vom Reichsheer auf der anderen Seite niedergezwungen werden. Das war politisch widersinnig. Der Kaiser hatte keine größeren Feinde als die Landesfürsten. Die strebten Souveränität, Unabhängigkeit und absolute Macht, für sich an. Und das war der Zerfall des Reiches. Durch die Fürsten bedroht war auch die bisher noch reichsunmittelbare Ritterschaft, waren die namenlos unterdrückten und ausgebeuteten Bauern, waren die großen Handelsstädte, für die ein einiges Reich und eine starke Reichsmacht Freiheit und Sicherheit des Handels bedeutete.

Aber alle diese Mächte, die miteinander für die Einheit des Reiches hätten stehen sollen, waren in sich uneins, sogar feindlich. Die Bauern wurden vom hohen und niederen Adel gleichmäßig ausgesogen, das Bürgertum mit einer aus Neid geborenen Verachtung angesehen. Dies Rittertum zeigt sich in allen Urkunden der Zeit ebenso unfähig und unbehilflich wie roh und unwissend, sobald etwas anderes als der krasseste persönliche Vorteil ins Spiel kommt.

Nun war jene Zeit eine geistig bewegte und die Bewegung schlug ihre Wellen auch nach Deutschland. In Italien waren mit dem Aufblühen des Handels Künste und gelehrtes Wissen

erwacht. Man hatte die Ehrfurcht vor Ueberlieferung abgeworfen. Adel, Bürgertum und Geistlichkeit begegneten sich in einem weltlich genußfrohen Leben. Während nun Bürgertum und Adel aus ihrem Handel die Reichtümer holten, während sie allen Luxus einer reichen Kultur hatten, war die Geistlichkeit, der der große, alte Besitz nicht ausreichte, auf Steuern und Abgaben der Frommen angewiesen, und der päpstliche Hof holte sie sich aus den chrislichkatholischen Ländern. Da verschlossen sich Frankreich und England durch besondere Gesetze, und so wird das gefügte Deutschland das heimgesuchtteste Land der europäischen Christenheit.

Wir kennen die Ablaßgeschichte. Wir wissen, welchen Sturm Luther gegen den Ablaß entfachen konnte. Und wer die Kampfschrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation“ liest, der sieht, wie sehr diese religiöse Bewegung der Reformation zugleich, wenn nicht zumeist, eine wirtschaftlich-politische war. Alle Stände waren daran interessiert, geistliches Gericht und geistliche Abgaben loszuwerden. Für die Herren, groß und klein, kam hinzu der Wunsch nach den großen geistlichen Gütern. Und manchem Bischof schien es verlockender unabhängiger, weltlicher Fürst als Diener der Kirche zu sein.

Auch geistig war der Boden vorbereitet. Die gelehrte Kenntnis des Altertums hatte zu einer Kritik auch der kirchlichen Ueberlieferung geführt. Man begann die Bibel hebräisch und griechisch zu lesen und fand darin Dinge, die mit kirchlichen Lehren und Ansprüchen schlechterdings nicht stimmten. Dies alte Buch erwies sich als höchst revolutionär. Auf seine Autorität gestützt, wagten Laien den geistlichen und bald auch den weltlichen Gewalten Trotz zu bieten.

Die Geistlichen der alten Richtung wehrten sich nach Kräften. Es kam zu heftigen Kämpfen der Gelehrten. In diesem Kampf bildete eine Schar junger Humanisten den plänkelnden Vortrupp. Sie schrieben die Briefe der Dunkel männer, eine blutige Verhöhnung mönchlicher Unwissen-

heit und Niedertracht, in einem fürchterlichen, ohrenzerreißenden Mönchslatein. Führer dieser jungen gelehrten Revolutionäre war Ulrich von Hutten.

Er stammte aus einem fränkischen Rittergeschlecht, war früh von seiner gelehrten Schule, wo er zum Geistlichen bestimmt war, entflohen und als fahrender Schüler, oft im Elend, durch Deutschland gezogen. Er mischte sich dann in einen Kampf des Rittertums gegen den Herzog von Württemberg, der sein persönlicher Feind war, und wurde dabei berühmt wegen seiner scharfen Streitschriften und -gedichte. Vom Kaiser ward er zum poeta laureatus gekrönt¹⁾. Dieser kämpfte als erster unter den jungen Humanisten. Er reiste nach Rom und erweiterte seinen Angriff. Er wandte sich gegen Kirche und Papst. Und er begann, was unerhört war für einen Humanisten, seine Bücher in deutscher Sprache zu schreiben. Als Luther auftrat, ergriff er lebhaft seine Partei. Dabei verscherzte er sich die Gunst seiner geistlichen Gönner. Und da er war, was selten ein Deutscher ist, ein politischer Mensch, so sah er sich nach Hilfe um. Er sah, daß eine Einigung und Befreiung Deutschlands möglich war. Wenn es gelang, die Bauern, die längst unruhig waren, und verschiedentlich Revolten unternommen hatten, zu einer Verständigung mit dem Rittertum zu bringen, wenn das Rittertum sich zusammenschloß gegen die Absichten der Landesfürsten, und wenn diese Bewegung von einem Kaiser geführt wurde, dem es ernst war mit dem Wohle Deutschlands, und der den Bruch mit dem Papst nicht scheute, dann ließ sich politische Einheit und geistige Freiheit gleichzeitig erkämpfen.

Er fand für diese unermüdlich von ihm verfochtenen Gedanken einen Kameraden in Franz von Sickingen, dem angesehensten Führer der rheinischen und fränkischen Ritter. Sickingen wandte all seinen Einfluß auf bei der damals notwendig werdenden Kaiserwahl, die Wahl auf den Enkel des

¹⁾ Dichter, der einen Lorbeerkranz erhält als Zeichen, daß er der erste sei. Ungefähr unserem Schillerpreis vergleichbar.

verstorbenen Maximilian, Karl von Habsburg, von dem man Unterstützung erhoffte, zu lenken. Und dann schlugen die Freunde los. Sie sagten dem geistlichen Kurfürsten von Trier Fehde an. Und sie hofften, die Ritter und Bauern hinter sich zu haben und den Kaiser bald auch auf ihrer Seite.

Sie hatten falsch gerechnet. Die Ritterschaft war mit wenigen Ausnahmen nur darauf gerichtet, persönliche Vorteile für sich zu gewinnen, die Bauern zu brandschatzen und ein Leben in wüster Völlerei zu führen. Und Karl V. zeigte sich bald als ein stark konservativer Absolutist, kirchengläubig, nur auf Erweiterung seiner Macht bedacht und ohne Verständnis für Wünsche und Nöte der Deutschen.

Die Fehde fiel unglücklich aus. Sickingen fiel bei der Verteidigung einer seiner Burgen. Hutten verließ gebannt und geächtet Deutschland. Er fand eine Zuflucht bei dem Züricher Priester und Reformator Zwingli. Der brachte ihn unter auf der Ufenau, einer Insel im Züricher See, aber er war bereits ein Sterbender. Seit Jahren litt er an der furchtbarsten Seuche jener Zeit, der Syphilis. Auf der Ufenau erlag er seinen Leiden.

Seine Pläne und sein Werk gingen mit ihm zugrunde. Wohl flammte erst jetzt die Bauernbewegung auf und einzelne Ritter, gerade aus Huttens fränkischer Heimat, traten an ihre Spitze. Aber sie wurde blutig und grausam niedergeschlagen. Die deutschen Bauern versanken in namenloses Elend der Ausbeutung und Knechtung. Das Rittertum aber machte mit den Landesfürsten seinen Frieden. Und auf die Seite der siegreichen Herren und Fürsten stellte sich Luther. Aus der jungen revolutionären Bewegung der Reformation erwachsen die dogmatisch beschränkten und unduldsamen lutherischen Landeskirchen. Ihre Bischöfe, die Landesherren, bereicherten sich an eingezogenem Kirchengut und zügelten ihre getreuen Untertanen mit dem doppelten Zügel der weltlichen und geistlichen Macht. Die religiösen Gegensätze dienten dem Kampf gegen den Kaiser zum Vorwand, und

als dieser Kampf im dreißigjährigen Kriege zum Abschluß kam, da war Deutschlands Ohnmacht entschieden und sein Zerfall kaum oberflächlich verschleiert. Die freie Bewegung des Humanismus aber erstarrte zu einer toten Buchgelehrsamkeit. Aus dem Auslande mußte, Jahrhunderte später, der Anstoß zu einer modernen freien Wissenschaft kommen.

Hutten bleibt eine vereinzelte Erscheinung, wie Jahrhunderte vor ihm Walter von der Vogelweide. Er war Gelehrter, Politiker und Tagesschriftsteller in eins. Dieser Typus des politischen Schriftstellers entwickelt sich in den nächsten Jahrhunderten zur größten Bedeutung in England und Frankreich. In Deutschlands erstickender Atmosphäre konnte er nicht gedeihen. Bis heute sind die wenigen großen Schriftsteller dieser Art bei uns vereinzelt geblieben. Sie haben keinen Boden bei uns finden können und keine Ueberlieferung entwickelt, denn ihnen fehlte die Gesellschaft, die geistig rege und politisch entwicklungsfähig war. So ist in Deutschland niemals die Grundvoraussetzung jeder modernen Politik geschaffen: eine öffentliche Meinung und politische Urteilsfähigkeit.

Das macht Huttens Erscheinung zu einer tragischen. Nicht, daß sein Werk mißglückte — denn dieses Schicksal teilt er mit vielen Großen —, sondern daß er keinen Erben fand, der seinen Kampf weiterführte.

Es ist ein geringer Ausgleich, daß wir heute wieder aufwachen zum Bewußtsein von Huttens Bedeutung. Lasalle, sein späterer Kamerad, hat ihm in Sickingen ein Denkmal gesetzt. Conrad Ferdinand Meyer hat seine letzten Tage in einem Gedicht zu gestalten versucht. Und seine Lieder und Gespräche sprechen am lautesten zu uns für diesen lautereren Menschen und furchtlosen Kämpfer, den letzten Ritter und ersten Revolutionär der beginnenden neuen Zeit.



DON QUICHOTE

Wer Don Quichote war, das weiß wohl jeder von uns. Wir kennen alle den armen Ritter und sein Roß Rosinante, seinen dicken Knappen Sancho Pansa und seine Herrin Dulcinea, seinen Kampf mit den Windmühlen und den Hammelherden und sein Unterliegen gegen die Niedertracht und Dummheit der Welt.

Wer aber war sein Vater? Das war ein ähnlich armer Ritter, wie es deren in Spanien dutzendweise gab. In den jahrhundertelangen Kämpfen mit den maurischen Mohammedanern hatte sich in Spanien ein Rittertum herangebildet, so kriegerisch, so hochmütig, von solch starrer Frömmigkeit und hartem Standesdünkel, wie sonst nirgends in Europa. Das Königreich Granada war unterworfen und die Bekehrungsarbeit an Mauren und Juden überließ man den Dominikanern und Jesuiten, die samt der heiligen Inquisition in Spanien ihre Väter hatten. Die vereinigten Königreiche von Castilien und Aragonien hatten auch auf Jahrhunderte hinaus Arbeit für ihre Ritter. Seit Herr Christoph Columbus, der Genueser Schiffskapitän, der Königin eine neue Welt entdeckt hatte, gab es dort so viele Reiche zu entdecken und zu plündern, zu bekehren und zu zerstören, daß alle Abenteurer und Spitzbuben Spaniens sich dort blutigen Ruhm und goldene Beute holen konnten, aber auch böse Krankheiten und bössere Laster. Und in Europa gab es auch Arbeit genug. Seit die Habsburger sich in das spanische Königreich hineingeheiratet hatten, fühlten sie sich als Gottes Statthalter in Europa. Und sie suchten dort Ordnung zu schaffen, und ließen ihre Landeskinder sich blutig balgen in Italien und Frankreich, in den Niederlanden und im Kampf mit der englischen Flotte. Solange, bis sie mit zertrümmerter Armade von den englischen Küsten verjagt wurden, und bis die schweigsamen und zähen Niederländer sie aus dem Land vertrieben und von der See verscheuchten.

Da wurde das mächtige und allerchristlichste Königreich still und klein und war bald nur noch ein Zankapfel zwischen den jüngeren europäischen Großmächten.

Aber zu Cervantes Zeiten war es noch auf der Höhe seiner Herrlichkeit und kämpfte einen gewaltigen Kampf gegen Europas gefährlichsten Feind, gegen die Türken, die das Mittelmeer beherrschten, und gegen die kleinen Raubstaaten in Nordafrika, die jedes Fahrzeug und jeden Christenmenschen, der das Meer befuhr, bedrohten mit Untergang und Sklaverei. In dem großen Seesieg bei Lepanto hat Cervantes mitgekämpft. Dann aber geriet er in Gefangenschaft und Sklaverei. Und erst nach Jahren gelang es ihm, durch seine große Klugheit und Besonnenheit zu entfliehen. Er hat diese Geschichte in einer seiner Novellen festgehalten. Wie er nun als siegreicher und hartgeprüfter Krieger nach Hause zurückkehrte, mochte er wohl glauben, eine Heimat zu finden, die ihre Helden mit offenen Armen und Jubel empfangen würde, wie das die alten Rittergeschichten erzählten. Er fand es aber ganz anders. Spanien war kein ritterlicher Lehensstaat mehr, sondern ein Beamtenstaat unter einem absoluten Herrscher. Darin hatten die Statthalter und Unterstatthalter, die Präfekten und Richter und ein ganzes Heer anderer Beamter bis zum letzten Polizeidiener herunter die Macht in Händen und gebrauchten sie, wie Beamte eine absolute Macht eben gebrauchen. Auch das Heer war kein Ritterheer mehr, sondern eine Schar von Söldnern. Denen kam es nur auf ihre Löhnung an, auf gute Quartiere und gute Beförderung, und die adligen Offiziere sahen auch nur auf den Befehl des Vorgesetzten und suchten einen guten Posten in den Kolonien zu erhalten. Denn von dort aus strömte der Reichtum auf die Beamten und auf ein paar große Kaufleute. Das Land selber aber war arm. Man hatte keine Zeit gehabt, bei allen Kämpfen sich um sein Wohlergehen zu kümmern, und hatte ja auch die großen Reichtümer, die von draußen kamen. Und weil jeder einzelne von

diesem Reichtum etwas erschnappen wollte, so wurde die Arbeit vernachlässigt, und das Land wurde öde. Am ärmsten aber in dem armen Lande waren die Adeligen auf ihren alten Rittersitzen. Soweit sie in die Kolonien gegangen waren, soweit sie hohe Offiziers- und hohe Beamtenstellen erlangt hatten, hatten sie ja teilgenommen an der großen Beute. Vielen anderen aber ging es nach den Worten des Evangeliums: „Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln.“

Zu denen gehörte freilich Cervante nicht. Er hätte gern gearbeitet. Aber „niemand wollte ihn dingen“. Die manchen großen und reichen Gönner, die er hatte, halfen wohl hier und da einmal aus, aber nie ernstlich und dauernd. So kam er ins Schuldfängnis und so blieb er in äußerster Armut bis zu seinem Tode, obgleich er ein Ritter war und Spaniens allergrößter Dichter. In seinem Unglücke war er zu einem weisen Manne geworden, und ein heiterer und witziger Mann geblieben. Und so boten ihm Welt und Menschen einen ganz unerschöpflichen Stoff zu abenteuerlichen, lustigen und anmutreichen Geschichten. Den größten Anlaß zur Heiterkeit aber gaben ihm seine Brüder in Apoll. Ganz Spanien und von dorthier ganz Europa war nämlich damals überschwemmt mit Ritter- und Heldenromanen. Das waren die Nachkommen jener phantastischen Ritterepen aus der Staufenzzeit, nur daß sie in Prosa geschrieben waren, und zu ungeheurer Länge anschwollen. Darin glichen sie unseren Buffalo-Bill-Films, die auf ihre 20. Fortsetzung immer noch ein paar weitere setzen. Ein solcher spanischer Ritterroman, der „Amadis“, brachte es sogar auf über hundert Bände. Und er richtete in vielen Köpfen ebensolche Verwirrungen an, wie die Indianergeschichten bei unseren Vierzehnjährigen.

Cervantes, der das sah, hatte den Einfall, diese ganze sonderbare Romanwelt in der Wirklichkeit zu spiegeln. Und so erfindet er seinen armen Ritter Quichote aus der Mancha, der ärmsten Gegend Spaniens. Der glaubt fest an alle

Wahrheiten seiner Romane und sieht in der Wirklichkeit nur seine Ideale. Spanien mit seinen Beamten und Polizisten, Bauern und Krämern, Soldaten und Offizieren, mit seiner behaglichen, verschmitzten, selbstgefälligen, ordnungsmäßigen Niedertracht und Alltäglichkeit ist ihm ein Land der Wunder und Abenteuer, der schönen Frauen, kühnen Helden, der Ungeheuer und Gefahren. Und er selbst ist der vom Schicksal berufene Schützer der Schwachen und Rächer der Gerechtigkeit. Auch sein braver Sancho Pansa, der diese Torheiten mitmacht, weil er sich einen guten Verdienst davon verspricht, kann ihn nicht wecken aus seinem Traum, so wenig, wie alle Unbill, die er einheimst.

Cervantes stellt in dieser Geschichte eine ganze Welt an den Pranger, ja zwei Welten. Die versinkende Welt der adligen Herren, an die niemand mehr glaubt, an der man aber äußerlich festhält in Reden und Sitten, in einer verlogenen Literatur und in den törichten Standesansprüchen, denen das Recht fehlt in einer neuen Gesellschaft. Diese neue Gesellschaft aber der Krämer, Abenteurer und Subalternbeamten, erscheint ebenso dem Spott und der Lächerlichkeit verfallen. Cervantes sieht all ihre Gemeinheiten, aber er zeigt ihnen einen großen Vorzug: sie hat die Stunde, sie ist dran. Und so räumt er ihr lachend den Platz ein und läßt seinen armen Ritter im Tode wenigstens seine Torheiten einsehen.

Wir haben kein zweites Werk in der Weltliteratur, das so zwischen zwei Weltepochen steht, einer sterbenden und einer werdenden Gesellschaft; beide gleich lebensvoll und unparteiisch einander entgegengestellt mit der heiteren Gelassenheit eines Mannes, der keiner angehört, und ihrem Kampfe zusieht, ohne Partei zu nehmen.

Nur für einen nimmt er doch Partei. Das ist sein Ritter Don Quichote. Er war ihm zunächst Gegenstand des Gelächters gewesen. Aber allmählich, wie er ihn kämpfen läßt für eine verlorene Sache und er aus allen Niederlagen

mit ungebrochener Tapferkeit hervorgeht, alles einsetzend für seine Dame, seine Ehre und die Gerechtigkeit, wird er wärmer und wärmer für seinen Helden. Er wird nämlich zu einem wahrhaftigen Helden, der wunderliche und lächerliche Krautjunker aus Spaniens ärmstem Dorfe. Und wenn er ihn unbarmherzig von einer Fopperei zur anderen führt und ihn zuletzt besiegen läßt, von einem verkleideten Barbier zum Jubel der vornehmen Gesellschaft, so zeigt er gerade dadurch in hellstem Lichte die unendliche Ueberlegenheit des opferbereiten Schwärmers über die breite Behaglichkeit der Philister.

Es gibt ein wunderschönes Bild des französischen Malers Daumier. Darauf reitet der Don Quichote unter einem glühend blauen Himmel durch einsam verbranntes Land. Sein Roß ist nur noch ein Gerippe und er erscheint wie ein schattenhaftes Gespenst. Aber in dieser dünnen, langaufgerekten Gestalt spürt man einen Willen, der übermenschlich ist. Die Sonne, die ihn verzehrt, scheint ihn zu verklären. Der unbarmherzig purpurne Himmel ist ein glühender Thronhimmel über dem einsamen Verlorenen.

Das Bild scheint ein Gleichnis für jeden, der, von einem Glauben besessen, ihm, seinem Dämon, in Einsamkeit, Elend und Verachtung folgt. Und Don Quichote bleibt ein Gleichnis für all diese heiligen Toren, ohne die die Menschheit in behaglicher Satttheit verkommen würde.

Cervantes läßt seine Sehnsucht in die Vergangenheit wandern. Das ist ein Zufallszug. Er bleibt doch ein Bruder der zu früh Geborenen, die für künftige Jahrhunderte schon in der Gegenwart kämpfen.

Daß der Don Quichote ein Kinderbuch geworden ist, ist ein wunderliches Schicksal. Wir können es unseren Kindern wohl gönnen, über seine törichten Streiche zu lachen. Aber wir sollten darüber nicht vergessen, zu seiner Weisheit zurückzukehren. Zeiten des Uebergangs, wie der unseren, könnte sie besonders nahe sein.

SHAKESPEARE

Ist es nicht ein Wagnis, auf ein paar Druckseiten etwas über Shakespeare zu sagen, ein Wagnis, überhaupt von ihm zu reden, nachdem so Viele und Große sich an ihm erschöpft haben?

Ein Wagnis scheint mir jede Aeußerung über einen Menschen, doppelt waghalsig jede Aeußerung über einen Künstler. Da uns aber Gott die Augen zum Sehen, die Ohren zum Hören und den Mund gegeben hat, unsere wahrhaftige Meinung und unvollkommene Erkenntnis zu sagen; da wir nur durch Mitteilung dieser unserer Meinungen und Erkenntnisse hoffen dürfen, von Geschlecht zu Geschlecht weiterzuschreiten; und da endlich wechselnde und hoffentlich fortschreitende Zeiten notwendig wechselnde und hoffentlich fortschreitende Ueberzeugungen haben, so dürfen wir keinen, auch den Größten nicht, zu einem stumm oder nach einer dogmatischen Regel Verehrten machen. Wir werden vielmehr Recht und Pflicht haben, in aller Bescheidenheit zu sagen, wie wir ihn in seiner Zeit und für unsere Zeit sehen.

Shakespeare ist schon seit etwa anderthalbhundert Jahren der Abgott aller Kritiker, Aesthetiker und gebildeten Laien. Das kam ziemlich schnell. Zur gleichen Zeit, als Friedrich der Große ihn in den Abgrund der Geschmacklosigkeit verdammt, erklärte Lessing ihn zum Muster und Prüfstein dramatischer Vortrefflichkeit. Und seitdem haben unsere Klassiker, die Romantiker und jeder Anhänger jeder wechselnden Kunstrichtung vor ihm auf den Knien gelegen. Die größten Dichter haben in aller Unbefangenheit versucht, ihn nachzuahmen, zarter veranlagte haben sich an ihm zu Schanden gegrübelt. Und nicht wenige Kritiker haben die angenehme Gewohnheit, mit ihm unbequemen Nachwuchs totzuschlagen. Diese unerfreulichen Wirkungen sind aller ganz Großen Schicksal.

Wie groß Shakespeare ist, das können wir ein wenig ermessen, wenn wir seine Welt zu umschreiten suchen. Da

finden wir das London seiner Tage und das England vergangener Jahrhunderte, das heidnische Schottland, Britannien und Dänemark und das ritterliche Frankreich, das Rom der Republik und der Kaiserzeit, das Griechenland der homerischen Sage und der perikleischen Geschichte und das Griechenland irgend eines Elfenmärchens; märchenhafte tropische Inseln, märchenhaftes Böhmerland und die bunten Städte des wirklichen und gar nicht märchenhaften Italiens. Er hat die Welt durchwandert, soweit sie in jener Zeit nur irgend bekannt war. Und er hat sich seine Geschichten von überall her gesucht.

Da ist die klassische Ueberlieferung des Livius und griechischer Schriftsteller und Komödien aus dem alten Rom, da sind nordische und englische Sagen und Balladen, da sind Märchen und Volkslieder und englische Chroniken, da sind vor allen Dingen italienische Novellen, wie sie Boccaccio und andere erzählten. Da sind auch Schauspiele seiner Dichterbrüder, die man benutzen und umgestalten konnte.

Denn das müssen wir wissen, um Shakespeare zu verstehen, daß er schon ein ganz ausgebautes und entwickeltes Theater vorfand. Man war nicht wie in Deutschland stehen geblieben bei dramatisierten Heiligenlegenden, Fabeln und Schwänken, die von Geistlichen, Bauern und Handwerkern gespielt wurden. London hatte bereits seine festen Schauspielhäuser, seine Berufsschauspieler und Theaterdirektoren und seine großen Tragödien und Komödien und historischen Schauspiele. London war nämlich schon eine große internationale Handelsstadt und die Hauptstadt eines jungen, eroberungslustigen, machtfreudigen Königreichs. Land und Reich hatten schlimme Jahrhunderte hinter sich, Kämpfe mit Frankreich und wilde Kämpfe des Adels, der sich um den Königsthron stritt. Aber seit 100 Jahren war die Macht fest in den Händen des Tudors. Die letzten Adelsrevolten schlug Elisabeth blutig nieder. Und ebenso hart wurden alle religiösen Zwistigkeiten unterdrückt. Nach blutigen Schwan-

kungen war das Land in einer protestantischen Staatskirche der Königin unterworfen. Die katholische Nebenbuhlerin war nach Recht und Gesetz enthauptet. Religiöse Fragen bewegten zurzeit die Geister nicht.

Man hatte andere Aufgaben. Man war daran, sich die Herrschaft zur See zu erobern. Spanien war geschlagen. Die deutsche Hanse drängte man aus der Nordsee zurück. Nun sandte man die Schiffe herüber in die neue Welt, faßte dort festen Fuß und bereitete sich vor zum Kampf gegen die gefährlichen Nachbarn, die Niederländer. Man hatte auch mit Irland seine Arbeit und hatte die schottischen Grenzen argwöhnisch im Auge. Und Englands sonst so unbotmäßiger Adel fand sein Genüge an Abenteuerfahrten und siegreichen Kämpfen im Hofdienste bei einer Frau, die hart und willkürlich herrschte, aber ihren Dienern Macht und Glanz, Ruhm und Feste bot. Englands Lehnsadel wurde zu höfischen Kavalieren. Und diese teilten mit ihrer Königin die Herrschaft über das Land. Neben ihnen kommt niemand recht auf, nicht die Bauern und kleinen Junker auf dem Lande, nicht die Kaufleute und Handwerker in der Stadt, nicht die Beamten und Gelehrten, die der König zu seinem Dienst heranzog, nicht die Söldner, deren Leistungen vom Führer abhängen, nicht einmal die Geistlichen, die von der mächtigen katholischen Kirche gelöst, vom Staat, d. h. vom König, abhängen und nur aus der Treue zum König und aus der Verwandtschaft mit dem Adel noch Kräfte ziehen.

Aber das Land blühte vom wachsenden Handel, vom zuströmenden Reichtum. Und die bunte Gesellschaft, die in der größten Handelsstadt und der alten Residenz in London zusammenströmte, wollte ihre Unterhaltung haben. Der Hof und seine Kavaliers, die Landjunker und gelehrten Magister, die reichen Kaufleute und kleinen Handwerksmeister, die Müßiggänger und Gauner, die Armen wie die Wagehälse und Abenteurer wollten eine bunte und derbe und laute Unterhaltung; die gaben ihnen die Theater. Solche Schaubude war

ebenso leicht aufgetan wie heute in einem Dorfwirtshaus. Eine Rampe als Bühne, ein erhöhter Balkon darüber, keine Kulissen und Dekorationen, aber ein paar Musikanten, eine handvoll Schauspieler — die jüngsten von ihnen spielten die Damenrollen —, recht bunte, recht prunkvolle Kostüme, und das Spiel konnte beginnen. Unentbehrlich, auch in ernstesten Spielen, war der Spaßmacher, der Narr und Hanswurst. Uebrigens hielt man sich nicht an die Worte des Dichters. Man erfand alles lustig drauf los. So entstand eine gewandte, in allen Sätteln gerechte Schauspielerenschaft. Und aus dieser erwachsen Shakespeares Dramen.

Shakespeare kam als junger Draufgänger und Tunichtgut von Stratfort am Avon nach London. Er wurde Schauspieler und Theaterdirektor. Er schrieb seine Stücke selbst, bekam eine Sonderkonzession von der Königin, der er sehr geschmeichelt hat, und für deren Feste manche seiner Stücke berechnet waren. Er baute das größte Theater in London, ward wohlhabend, dankt ab, zog sich in seine Heimat zurück und starb dort in der Einsamkeit, bevor er noch ein alter Mann geworden.

Wer war dieser Mann? Eins war er nicht: er war weder ein Prophet, noch ein Märtyrer oder Revolutionär. Er war so konservativ, wie es wohl jeder normale Engländer ist. Und er war ein Stockengländer. Er war darin einer der ersten modernen Menschen, daß er mit Bewußtsein national war, wie das die Lage Englands, einer aufstrebenden eroberungslustigen Handelsmacht, mit sich brachte. Macht aber und Glanz der Zukunft dieses Landes sieht er verkörpert im Herrscher und im Adel, der vom König Macht und Glanz erhält für seine Treue. Shakespeare sieht nur diese gottgewollten Abhängigkeiten und das Volk, das unter diesem Adel steht, dies Volk, dem er selber angehört, ist ihm Masse, nichts anderes. Und wo diese Masse auftritt, da ist sie unzuverlässig und feige und unklar und grausam. Einsam steht ihr gegenüber der einzelne, der Edle, der eigentliche Mensch.

Für diesen, für den Edelmann, ist der alte sichere Zusammenhang freilich auch gelöst. — Er war in der Tat zu Shakespeares Zeit zerbrochen. — Soweit ihn nicht persönliche Treue bindet: den Diener zum Herrn, das Weib zum Manne, den Freund zum Freunde; soweit steht der Mensch allein — gegen die Menschen, gegen die Welt, gegen sein Schicksal. Und auf diesem Grunde der grenzenlosen Einsamkeit erwachsen die Menschen Shakespeares, die wir kennen, die großen Helden und Verbrecher, die großen Zweifler und melancholischen Witzbolde, die Prasser und die Weisen. Vielleicht erscheinen sie gerade aus ihrer Einsamkeit so zeitlos, vielleicht erscheint ihr Schicksal gerade aus seiner Vereinzelung uns so typisch menschlich.

Gewiß ist es, daß sie die Jahrhunderte überdauert haben und überdauern werden, auch dann, wenn eine neue Zeit der menschlichen Gemeinschaft heraufziehen sollte, die Zeit des Individualismus überwindend, die mit Shakespeare und seinen Menschen beginnt.

Tolstoi nennt Shakespeare gottlos. Er tut es mit dem Recht dessen, der diese neue Zeit ankündigt und für sie kämpft. Uns bleibt Shakespeares Werk ein gewaltiges Stück Weltgeschichte, aber freilich ein Stück aus einer Welt, die alte Götzen stürzte, ohne einen neuen Glauben zu finden.

Daher ist auch Shakespeares Teil eine bittere Welt- und Menschenverachtung. Was bei den Italienern, was bei Boccaccio zu unbekümmertem Lebensgenuß führte: das Bewußtsein, der Mensch, sei auf sich allein gestellt, ihm gehöre nur der Augenblick, den er zu genießen wünscht, das führt bei dem schwerblütigeren Engländer Shakespeare zu schwermütiger Verneinung: „Müd' alles dessen, rief den Tod ich gern.“ — Und der Menschen Qualen sind ihm „ein Schauspiel für die Götter“, die uns „wie Fliegen“ töten.

Welch leidenschaftliche Lebenslust dabei in ihm war, welche Kraft der Lebensgestaltung, das wird spätere Geschlechter wahrscheinlich noch mehr als uns mit Bewunderung erfüllen.

Denn diese späteren Geschlechter werden seinem harten und hoffnungslosen Individualismus viel ferner stehen als wir Kinder unserer zerrissenen Zeit.

DER SIMPLIZISSIMUS

(GRIMMELSHAUSEN, 1625—1676)

Mit den Don Quichoten war die große Zeit der Ritterromane noch lange nicht vorbei. Die Literatur ist eine Art Spukhaus. Und längst Totgeschlagene treiben darin ihr Wesen, als sei ihnen nichts geschehen. Ja, diese Gespenster nehmen oft den Lebenden Luft und Licht. So haben auch die von Cervantes totgeschlagenen Helden der Ritterromane noch bis ins 18. Jahrhundert weitergespukt, und Wieland hat sie in Deutschland ein letztes Mal sehr zierlich totgestochen in seinem parodistischen Ritterroman, dem neuen Amadis.

Zwischen den Gespenstern wachsen die lebendigen Kinder der neuen Zeit auf. Sehr derb und pausbäckig, sehr wenig wohlerzogen, sehr laut und grobschlächtig, rechte Kinder ihrer Zeit, die sich auch nicht aufhielt mit moralischen, ästhetischen und religiösen Bedenken, der es nur galt, die Welt zu erobern. Einen Vorläufer hatten diese Schelmen- und Abenteuerromane gehabt, an dem Leben der sauf-, freß-, rauf- und liebesseligen Riesenkönige Gargantua und Pantagruel, wie es Rabelais aufschrieb, der Franziskanermönch, Vagabund, Arzt und zuletzt Pfarrer von Meudon bei Paris war. Dieses ungebunden weltliche und ungeheuer lustige Buch schildert uns das gewalttätige, lebenslustige und bedenkenlose Frankreich der Renaissance. Es ist ein Gegenstück zu Boccaccios Decamerone, aber barbarischer, wilder wie die Gesellschaft war, in der es entstand und mit viel abenteuerlicher Phantastik, die noch aus dem Mittelalter stammt.

Aus Spanien aber kamen die Romane, die gar nichts anderes wollten, als die gegenwärtige Wirklichkeit schildern,

und zwar die Wirklichkeit von ihren bedenklichsten Seiten: die Welt der Schelme, Abenteurer und Lumpen. Vielleicht entstanden sie aus der Langeweile eines bürgerlichen Daseins, des Ueberdrusses gegen die mannigfache Heuchelei und die erlogene Ehrbarkeit der Geistlichen, Beamten, Kaufleute und Krämer in den kleinen Provinznestern und großen Residenzstädten. Es reizte die Leute, nun einmal die Kehrseite zu sehen von alledem. Und wenn die zweifelhaften Helden dieser Romane zum Schluß sich bekehren oder aber in die Würde und Reichtümer eines Ministergünstlings einrücken, so wurde mit der Sensationslust zugleich das moralische Ueberlegenheitsgefühl des guten Bürgers gekitzelt. Die gute Gesellschaft aber genoß den Reiz, in eine verbotene und niedrige Atmosphäre hinabzusteigen.

Ebenso wie in früheren Jahrhunderten die Rittergeschichte, wie ihre Nachfolger die Ritterromane, wie im 16. Jahrhundert der ungeheuerliche Gargantua — der einen ebenso ungeheuerlichen Uebersetzer in dem wohlloblichen kaiserlichen Amtsvogt Fischart fand —, so kam die Mode der Abenteurer- und Schelmenromane in das Deutschland des dreißigjährigen Krieges, und ihr entsproß eine ganze Zunft von Lumpen- und Vagabundengeschichten. Sie sind alle den Tod der Vergessenheit gestorben bis auf einen, den abenteuerlichen Simplizius Simplizissimus. Sein Vater, der Herr Christoph von Grimmelshausen, war wohlbestallter Amtmann im Schwarzwalddorf Rerchen. Aber er hatte sich, bevor er zur Ruhe kam, umhergetrieben in allen Wirrnissen des dreißigjährigen Krieges, als Soldatenjunge, Jäger, Freibeuter, Offizier, hatte jeden nur denkbaren Wechsel von Glück und Unglück durchgemacht und war in allen Wassern der Zeit gewaschen. Obgleich er ein sehr ehrenhafter und frommer Beamter war, hielt er seine Erlebnisse unbefangen, wahrheitsgetreu fest. Er war ein guter Erzähler und ein sehr kluger Menschenkenner. So haben wir vom ganzen 17. Jahrhundert kein deutsches Buch, das uns so ganz und gar in

das Elend, die Wirrnis und die bunten Gegensätze dieser Zeit versetzt.

Der Bauernjunge Simplizius wächst auf bei einem Einsiedler, der sich später als sein Vater entpuppt. Er dient dann im Krieg bei allen deutschen Heeren, wird Räuber, Wunderdoktor in Frankreich und zieht sich zuletzt mit seiner Beute aus dem Kriege in den sicheren Unterschlupf eines Schwarzwälder Bauerngutes zurück. Dies Schicksal ist wohl größtenteils eigenes Leben, und darum wirkt seine Erzählung so bunt und lebensvoll und überzeugend. Grimmelshausen hatte einen großen Erfolg, und so schrieb er noch ein paar Fortsetzungen, in denen er den Simplizius zu den Wassergeistern im Mummelsee führt, ihn in das fabelhafte Moskowitereich versetzt und zuletzt als ersten Robinson auf einer tropischen Insel ein weises Einsiedlerleben führen läßt. Er hat auch noch eine ganze Reihe anderer „simplizianischer Schriften“ geschrieben. Die sind lustig und belehrend zu lesen. Aber dem ersten Werk stehen sie nicht gleich. In ihm haben wir die jämmerliche Zeit und das arme Deutschland und alle ihren verstörenden Aberglauben und ihre wilde Gemeinheit, aber auch all ihre unverwüstliche Lebenskraft aufgefangen und festgehalten. Und wir sehen, wie diese verwüstende Zeit das Unterste zu oberst kehrte, Glücksritter und Schieber an die Spitze brachte und zuletzt jene tödliche Erschöpfung hinterließ, die Deutschland in aller kommenden Zeit nicht ganz überwunden hat.

Dieser erste große Roman der deutschen Sprache blieb für mehr als 100 Jahre ihr einziges Werk, das über seine Zeit hinaus Leben und Bedeutung hat.

Die gezierte Hofgesellschaft des folgenden Jahrhunderts wollte nichts davon wissen. Erst die Romantiker brachten es wieder zu Ehren um seiner Abenteuerlichkeit willen. Die Kraft seiner Zeit- und Gesellschaftsschilderung erkannte erst die folgende Zeit. Der Naturalismus sprach ihn als seinen ersten Vorläufer an, und wir finden in diesen Romanen die

einzig große Gesellschaftsdarstellung unserer Literatur, die bis heute nur im Ausland, in Frankreich, England und Rußland Nachfolger fand.

ROBINSON

(DANIEL DEFOE, 1661—1731)

Wir Menschen sind ein Geschlecht von Vagabunden. In der Schöpfungsgeschichte ist dies menschliche Bedürfnis zum Wandern und In-die-Ferne-schweifen sozusagen mit einem göttlichen Siegel versehen: „Erfüllet die Erde und macht sie euch untertan,“ sagt Jahwe zum neuerschaffenen Menschenpaar. Und alle Menschenrassen haben sich keinem göttlichen Gesetz so willig gefügt wie diesem. Wo aber Mut oder Kraft nicht reichen zum Wandern und Entdecken, da wird wenigstens die Phantasie ins Weite und Fremde gesandt. In ferne Länder, in ferne Zeiten oder in fremde Verhältnisse, eben durch ihre Ferne, die der Phantasie reizvoll und wünschenswert erscheinen. Soweit die Dichtung nicht der Religion oder der — auch religiösen — Ahnenverehrung diene, soweit sie nicht gottesdienstliches Lied oder Lobpreis der Vorfahren, der Führer und Helden war, soweit ist sie in ihren Anfängen Abenteuergeschichte. Die wandernden, handeltreibenden, seefahrenden Völker sind daher dichterisch die fruchtbarsten. — Das wundervollste Gedicht der Weltliteratur, die Odyssee, ist eine Abenteuer- und Seemannsgeschichte, der die Nachfahren noch heute in den Seemannskneipen der Hafenstädte entspriessen. — Aber sogar die seßhaftesten der Menschen, die Bauern, beginnen ihre Märchen in Rußland: In einem fernen Land, in einem weiten Land..., und in Norwegen verlegen sie ihre Geschichten in das Soria-Moria-Schloß „hinter der Sonne, hinter den Monden und hinter den sieben hohen Bergen“.

Es gehört eine sehr große geistige Entwicklung dazu, eine sehr reife Kultur, um die Wunder des Alltags zu sehen

und in unserem Nachbar Müller oder Lehmann ein ebenso wichtiges und interessantes Wesen wie im göttlichen Dulder Odysseus, dem Recken Siegfried oder dem Generalfeldmarschall Hindenburg. Die Flucht vor uns selber, die unsere Kinder Indianergeschichten lesen lehrt und sie Räuber und Soldaten spielen läßt, diese Flucht ist auch uns nur allzuoft Bedürfnis. Guckt nur in die illustrierten Zeitungen, unter den Strich der Tagesblätter, und auf die Titel der Ullsteinbücher, um abzuschätzen, wie Abenteuerlust und Wandertrieb sogar unseren Philistern im Blute steckt.

Zeiten der tatsächlichen, praktischen Welteroberung und Entdeckung haben selbstverständlich besonders reichliche Blüten getrieben an diesen Zweigen der Reise- und Entdecker-geschichten. Oft ist es die einfache Erzählerlust eines Weitgereisten, die ihn zum Berichten treibt, nicht selten auch zum Fabulieren und Lügen. Oft ist es ein Forscher, der seine Entdeckungen gewissenhaft berichtet. Oft treibt Reformeifer oder revolutionäres Wollen dazu, irgendein fernes oder geträumtes Paradies mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu vergleichen. Von den Unterhaltungen der Seemannskneipen bis zur Utopie des Philosophen, der Kunde aus Nirgendwo, gibt es unendliche, unmerkliche Uebergänge.

Das Europa der Entdeckungen und des beginnenden Weltverkehrs ist überreich an ihnen. Und es versteht sich von selbst, daß England seinen gerüttelten Anteil daran hat. Ueber Spanien hatte die Königin Elisabeth gesiegt. Der strenge Calvinist und große Republikaner Cromwell hatte die Holländer in zähem Kampf besiegt und die fremden Kaufleute aus den englischen Häfen verbannt. England beherrschte die Nordsee, und auf den großen Ozeanen wie an den fremden Küsten Amerikas und Indiens begann der Kampf mit Frankreich. In dieser Zeit seiner aufsteigenden Welt- und Seemacht entstand in England die klassische Seefahrer- und Abenteuerergeschichte der neueren Zeit, die ein Kinderbuch werden sollte und der Katechismus von Philosophen, und deren Held

berühmter geworden ist als irgendein Held der Wirklichkeit oder irgendeiner Dichtung der Welt: der Robinson Crusoe.

Robinson hat zwei Väter gehabt. Der eine hat die Geschichte gelebt. Der hieß Alexander Selkirk und war ein Matrose, der Schiffbruch erlitt. Er lebte vier Jahre allein auf der kleinen Insel Juan Fernandez im Stillen Ozean. Und als er durch ein zufällig dort ankerndes Schiff geborgen worden war und in einer Londoner Kneipe seine Abenteuer zum besten gab, hörte sie ein Mann, der nicht Seemann war und kein Weltreisender, aber gewiß ebenso umgetrieben und sturmzerzaust wie irgendeiner in England.

Daniel Defoe war im Leben, was man einen Projektmacher nennt. — Er hat einmal geradezu ein Buch „über Projekte“ geschrieben — und er hat in seinem sonderbaren Leben so ziemlich alle Höhen und Tiefen und manchen bedenklichen Schmutz kennen gelernt. Er wurde politisch verfolgt, ins Gefängnis gesteckt und an den Pranger gestellt. Er findet sich dann im Geheimdienst der Regierung und wird auf geheimnisvolle Weise wohlhabend. Und er muß wieder fliehen und stirbt als Flüchtling.

Aber uns geht nicht sein sehr problematisches Leben an und seine politischen Wandlungen, sondern das Buch, das er uns hinterlassen hat.

Dies Buch ist nicht nur eine wundervolle, klare und einfache Kindergeschichte, voll menschlicher Anmut, sondern ist zugleich ein politischer und geschichtsphilosophischer Traktat. Defoe bemüht sich zu zeigen, wie der Mensch, wenn er der Natur allein gegenübersteht, aus der Not heraus zum Entdecker und Erfinder wird, und wie die Natur von ihm unterworfen, gebändigt, kultiviert wird. Die Geschichte Robinsons ist eine abgekürzte Kulturgeschichte, Menschheitsgeschichte als Geschichte eines einzelnen Menschen. Das unterscheidet sie von jeder anderen Abenteurergeschichte. Und so wie der Robinson geworden ist, konnte er wohl nur zu dieser Zeit erzählt werden, zur Zeit der Welt-

entdeckung, der beginnenden freien Wirtschaft und der Entdeckung des Individuums.

Seefahrten und Eroberungen hatten die Europäer mit barbarischen und wilden Völkern, mit primitiven Kulturen bekanntgemacht. Die eigene Gesellschaft und Kultur war ihnen durch den Vergleich zum Problem geworden. Wie hatte der Mensch sich aus der Wildheit zur Kultur entwickelt? Auf diese Frage gab die bekannte Geschichte keine Antwort. An ihrem Anfang stand bereits die Kultur. Die biblische Legende, die lange bereitwillig geglaubte Antwort war, befriedigte nicht mehr. Alle Quellen der Forschung, die uns heute fließen über die vorgeschichtliche Zeit, waren noch unerschlossen. So baut der Mensch sich aus seiner Phantasie eine Antwort auf diese Fragen. Und bei dieser Antwort sieht er nur den einzelnen Menschen, denkt nur an ihn.

Doch lange Jahrhunderte war der Mensch gebunden gewesen in der Gemeinschaft. Jetzt hatte er sich — anscheinend — gelöst. Das Mittelalter sprach das Urteil: „Außerhalb der Kirche kein Heil“. Die Reformation macht im Anschluß an die Mystik den einzelnen Christen zum Priester, der sich selbst durch Christus mit Gott verbindet. Politisch hatte der Absolutismus die ständischen Bindungen gelockert und in England hatte das Bürgertum dem absoluten Monarchen und dem Adel gegenüber seine Freiheit grundsätzlich erkämpft. Wirtschaftlich aber vor allem entstand in England der freie Unternehmer, entstand der Handelsherr, entstand der Kaufmann und Entdecker. Diesen einzelnen Menschen in seinem Kampf und seiner schöpferischen Freiheit sieht Defoe vor sich. Vor dieser Entdeckung verliert er das Bewußtsein der Gesellschaft, die erst den einzelnen möglich macht. Und so dichtet er den armen schiffbrüchigen Matrosen Selkirk um in einen Schöpfer der menschlichen Kultur.

Seine Zeit glaubte ihm diesen großen Traum, weil er ihn so einfach überzeugend erzählte, vor allem aber, weil er ihrem eigenen Glauben entsprach. Alle Geschichts- und Kul-

turphilosophen, vor allem alle Pädagogen der kommenden Zeit sind wie gebannt durch den Robinson. Erst die fortschreitende Forschung, die überall den Menschen als Gesellschaftswesen, nie den einzelnen fand, hat diesen Bann gebrochen. Vor allem aber hat uns unsere eigene Entwicklung hinausgeführt über die Idee eines Menschen, der Ackerbauer und Hirte, Schmied und Schreiner, Baumeister und Töpfer, Handwerker kurzweg und Krieger, Seemann und Priester ist. Was Defoe in seinen einen Robinson vereinigt, das verteilen wir wieder auf die Gemeinschaft. Deutlich scheidet sich damit unsere Zeit von der Zeit des beginnenden Individualismus und der kapitalistischen Wirtschaft. Der Held dieser ist der Einzelne, als Unternehmer, Erfinder, Organisator. Unser Held ist die Gemeinschaft und der von der Gemeinschaft getragene Führer. So ist der Robinson heute das Märchenbuch einer endenden und vergehenden Zeit. Aber so wie er entstand, war er ein revolutionäres Buch, das Buch des sich befreienden Menschen der aus dem Rechte der schaffenden Arbeiter seine Forderungen ableitete, die Forderungen der bürgerlichen Revolution, die das junge, das neu entdeckte Amerika zuerst formuliert hat.

SWIFT

1667—1745

Was ich für dies Land getan habe, entsprang einem tiefen Haß gegen jede Tyrannei und Unterdrückung.

Habt ihr euch, als ihr Kinder waret, auch an Gullivers Reisen begeistert? Erinnerungt ihr euch noch der Geschichte, wie er zu den Liliputanern kam und ihn die ganze feindliche Flotte an ein paar Bindfäden in den Hafen zog? Und wie er dann bei den Riesen von Brobdignak lebte, auf einer Waschschüssel segelte und fast ertrank? Wie er die fliegende Insel der Mathematiker und Philosophen besuchte? Und wie er

zuletzt bei den Pferden das beste und vollkommenste Leben fand? Und wenn ihr diese Geschichten als Kinder mit Entzücken laset, seid ihr dann später als Erwachsene jemals dazu zurückgekehrt?

Tut es, und ihr werdet mit Erstaunen merken, daß diese Märchen sehr ernsthafte politische und philosophische Kampfschriften sind, und daß ihr Verfasser ein recht gallenbitterer Spötter und Menschenverächter war.

In Irland war er um 1720 herum vielleicht der populärste Mann. Man hieß ihn den Dechanten schlechtweg, und jeder wußte von ihm, und daß er der Verfasser der anonymen Tuchmacherbriefe war, die der englischen Regierung so schwer im Magen lagen. Er war ein armer Schlucker. Aufgewachsen als Waisenkind, bei reichen Verwandten lieblos genug erzogen, von einem Mitglied des Parlaments als Famulus aufgenommen und mißbraucht, Pfarrer in einem kleinen Dorf, Kaplan des Vizekönigs von Irland, Dechant einer Landpfarre, die er nicht selbst versah. Immer in Nöten und Schwierigkeiten und dabei Gefährte und Freund der vornehmsten und berühmtesten Politiker und Männer des Tages. Er war eine Zeitlang, als Bolingbroke Minister war, fast allmächtig. Aber er blieb arm und einsam. Und seine Stellung zur Welt sprechen ein paar Zeilen an eben jenen Bolingbroke aus: „Es ist Zeit, daß ich mit der Welt abschließe, und ich täte es, wenn ich in eine bessere Welt kommen könnte, bevor ich in die beste berufen werde. Dann brauchte ich nicht hier, gleich einer vergifteten Ratte im Loch, vor Wut zu sterben“.

Er starb nicht aus Wut, denn er hatte ein Mittel, sich aller seiner Wut zu entladen. Das war seine Satire. Und wenn wir ihre Schärfe sehen, der kaum etwas Früheres oder Späteres an die Seite zu stellen ist, so werden wir denken, daß Zeit und Land ihm Anlaß genug boten, „vor Wut zu sterben“.

Es ist das England, das nach der bürgerlichen Revolution

und der Vertreibung der Stuarts sich protestantisch scheinheilig und bürgerlich behaglich in seiner frühkapitalistischen Wirtschaft einrichtet. Und Irland, Swifts Heimat, war die erste Kolonie, an der dieser erste kapitalistische Staat die Methoden der kolonialen Herrschaft erprobte: man unterband seine Ausfuhr, man zwang ihm Produktionen auf, die England günstig und für Irland verderblich waren. Man zerstörte seine Viehwirtschaft und nötigte ihm Schafzucht auf. Man verbot ihm seine Wolle zu verarbeiten und zwang es, englisches Tuch zu kaufen und man ruinierte es vollständig durch ein Münzsystem, das der Falschmünzerei ziemlich gleichstand.

Gegen all dies wendet sich Swift. Er tut es nicht als Wissenschaftler, der die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge überschaut. Er tut es als Moralist und politischer Tagesschriftsteller. Aber als solcher sieht er die Tatsachen unbarmherzig klar. Und unbarmherzig wahr. Heftig sagt er der Regierung, den Mächtigen und Reichen seine Meinung. Alle seine politischen Schriften sind Streit- und Scheltschriften. Sie sind die glänzendsten ihrer Art. Wie weit er geht in seinen Mitteln des Hohns und Spottes zeigt am schärfsten eine kleine Schrift über das beste Mittel, dem Elend der irischen Kinder abzuhelpen. Er schlägt glattweg vor, sie zu mästen und als Braten zu verzehren, da dies bei weitem menschlicher sei, als der langsame Hungertod, den sie jetzt sterben, und sie dem Lande noch nutzbar mache. Es gab Leute, die diesen Vorschlag ernst nahmen. Ein Zeichen, wie weit diese fromme Gesellschaft gekommen war.

Aber ein Zeichen, wie weit in ihr bereits die öffentliche Meinung und damit das politische Leben war, ist die Rolle, die in ihr der arme, aus dem Dunkel stammende Landpfarrer spielte, der zu einer politischen Macht wurde, vor der Generäle und Minister zitterten und durch den der siegreiche Graf Malborough zu Falle kam.

Es ist nicht unwichtig festzustellen, daß in dem durch und durch korrumpierten England jener Tage, in dem Lande der Krämer und Händler die Wahrheit und die leidenschaftliche Ueberzeugtheit eines geistigen Menschen mächtiger war als der Ruhm eines großen Feldherrn. Und es ist nicht überflüssig, diese Tatsache mit der Lage in Deutschland zu vergleichen, das sich das Land der Denker und Dichter nennt. Wir haben bis heute noch keinen Swift gehabt. Und unsere wenigen politischen Schriftsteller großen Maßstabes haben wir konsequent zur Ohnmacht verurteilt, zur Verbannung oder zum freiwilligen Tode. In letzter Zeit beschleunigen wir diesen Prozeß, indem wir sie ermorden.

Auch Swifts Satire konnte seine Zeit nicht heilen und aus der bittersten Verzweiflung heraus schreibt er seinen Gulliver. Er beginnt darin noch mit der Einzelsatire: Gulliver, der das Land Liliput auffindet, ist das englische Heer. Der Zwergenkrieg spiegelt die englisch-französischen Kämpfe um der spanischen Erbfolge wider. Aber schon in der Riesengeschichte erweitert sich seine Darstellung zu einer Verspottung allgemein-menschlicher Schwäche und Bosheit. Er steigert ihre Schärfe bei der Schilderung der verrückten Mathematiker. Aber gänzlich enthüllt er seine Philosophie der Menschenverachtung erst in der Schilderung der Houyhnm und Yahu, der Pferde- und Affenmenschen. Der Mensch ist ihm ein Affe, ein Geschöpf, gefährlich, lächerlich und ekelhaft, unverbesserlich und daher zu zügeln nur durch unbedingte Knechtung durch bessere Geschöpfe. Diese Besseren und Weiseren sind die Pferde, und die Welt ist einer unheilvollen Verkehrtheit verfallen, da dies natürliche Verhältnis verlassen wurde, der Gute vom Schlechten, der Weise vom Narren, das Pferd vom Menschen unterworfen wurde. In der Schilderung der Pferdegesellschaft gibt Swift seinen Traum einer gerechten Gesellschaft. Es ist ein Zurück zur Natur, zu einer freien und geordneten Gemeinschaft edler durch vorsichtigste Zuchtwahl erzeugter Geschöpfe.

Mit dieser Sehnsucht aus der Kultur hinaus wird Swift der Vorläufer der revolutionären Utopisten der kommenden Jahrhunderte. Ihm selbst fehlte zum Revolutionär die Gläubigkeit. Um so bewundernswerter ist bei diesem harten Pessimisten seine unbeugsame Gerechtigkeit, sein unbeugsamer Kampfesmut.

Er steht am Ende einer Uebergangszeit aus feudaler, ritterlicher, dogmengebundener, ständisch begrenzter Gesellschaft in die zersetzte, kämpfende, erwachende, unermüdlich zweifelnde, fragende, fortstürmende bürgerliche Gesellschaft. Und er steht dort als erster einer glänzenden Reihe von Irländern, gleich ihm klug, skeptisch, furchtlos und bewehrt mit der scharfen Waffe des geistfunkelnden Witzes. Ihr letzter ist Bernhard Shaw.

DAS JAHRHUNDERT DES BÜRGERTUMS

EINLEITUNG

Das 18. Jahrhundert bietet dem Blick des landläufigen Historikers kaum etwas Besonderes. Dynastische Kriege füllen es aus. Die verschiedensten Fürsten raufen sich um die verschiedensten Erbschaften und die getreuen Untertanen müssen Haut und Haare, Blut und Leben dafür lassen. Der europäische Absolutismus in seiner Sünden Maienblüte bringt es zu einem besonders hohem Maße skrupelloser und schamloser Abscheulichkeit. Aber was unter der Oberfläche vor sich geht und schließlich gewaltsam an die Oberfläche drängt, das ist etwas sehr anderes.

Dies Jahrhundert ist ein Jahrhundert zwischen den Revolutionen. An seinem Anfang stehen die beiden englischen Revolutionen, die dem Feudalabsolutismus der Stuarts ein Ende machte. An seinem Ende steht die nordamerikanische und die französische Revolution, in denen das Bürgertum Besitz ergreift von der Macht und seine Grundsätze feierlich proklamiert.

Dazwischen liegt die große Entwicklung der Technik und Wirtschaft von der Manufaktur zur Maschinenindustrie, die koloniale Eroberung der großen Handelsgesellschaften, die Entwicklung wirtschaftlicher Kräfte, die noch heute die Welt geheim oder offen lenken, der Aufstieg zur offenen Macht, nachdem die Jahrhunderte vorher das Bürgertum seine Kräfte gesammelt hatte. Im 18. Jahrhundert ist es zum Bewußtsein seiner selbst gekommen. Die Literatur des 18. Jahrhunderts ist seine große Auseinandersetzung mit sich selbst. Diese Selbstbesinnung, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ist von unmittelbarer praktischer, politischer Bedeutung. Wie jede aufsteigende Klasse ist das Bürgertum tatbereit und entschlossen, seine Ueberzeugungen in die Wirklichkeit zu übertragen. Das gibt der Philosophie und Dichtung dieser Zeit ihre Stoßkraft, ihren heute noch fortreißenden Schwung, im vollen Gegensatz zur heutigen Zeit, wo die bürgerliche Philo-

sophie durchweg ein Freibrief ist auf Unbeteiligtsein und ihre Dichtung ein Zeitvertreib für lebenslänglich Pensionierte.

England ist in diesem Jahrhundert bereits im Besitz der Macht, aber sein Bürgertum, das mit den Resten des alten Adels verschmolzen ist, hat alle Hände voll zu tun, die reife Ernte zu bergen. Zu Kampf, zu programmatischen Erklärungen ist kein Anlaß. Und die grundsätzlichen Kämpfer sind nicht gern gesehen. Swift steht am Anfang dieser Zeit und bleibt vereinzelt. Was in England vor sich geht in diesem Jahrhundert, ist Kampf um die neue Machtverteilung und neue große Selbstorientierung. Die Führung aber übernimmt Frankreich. Und von dort aus gehen die Wellen der geistigen Bewegung weiter und rufen vor allem in Deutschland das hervor, was wir unsere zweite klassische Blütezeit nennen.

Dieser Zeit kann ein literarischer Streifzug nicht gerecht werden. Sie ist noch heute heilig in Deutschland, auf sie gründen wir unsere Ansprüche auf Weltführerschaft und kein Deutscher, von den Völkischen bis zu den Sozialisten, verzichtet auf das Recht, sie anzurufen. Nicht immer ist der Begeisterte auch bekannt mit dem Heiligtum, das er anbetet. Und ganz selten wird die Beziehung zwischen Deutschlands politischer Entwicklung und dieser Zeit verstanden. Wir wollen uns begnügen, einiges zum Verstehen Wesentlichen festzuhalten. Diese Periode ist eine Periode der abgebrochenen Entwicklungen. Die erste Entwicklung, die die französisch-englischen Einflüsse immer reiner verarbeitet, reicht bis Lessing. Sie wird über den Haufen geworfen durch den revolutionären Ansturm der Stürmer und Dränger, die mit einem radikalen Individualismus eine ebenso radikale gesellschaftliche Opposition verbanden. Diese Bewegung verliert ihre Führer Goethe und Schiller frühzeitig, versandet und verstirbt. Die jetzt einsetzende eigentliche klassische Zeit ist eine ausdrückliche Abkehr von jeder praktisch-öffentlichen Wirkung auf rein ästhetisches Arbeiten beschränkt.

Gegen sie wendet sich eine erneut aufsteigende Opposition, die auf erweiterter Grundlage und unter der Einwirkung der Revolution international revolutionär gerichtet, sehr schnell unter der Wirkung der napoleonischen Kriege in Nationalismus und dann in kirchlich gebundenem Ueberlieferungstraum umschlägt. Das ist das Ende.

Und die gesellschaftliche Grundlage für dieses Auffluten und Zurückebben, das zuletzt nur einige überragende Persönlichkeiten, aber keine Entwicklung, keine beherrschende und richtunggebende Ueberlieferung hinterläßt? In Deutschland fehlt die Gesellschaftsschicht, die die Bewegung der bürgerlichen Revolution aufnehmen und weiterführen konnte. Die einzelnen, die diese gewaltigen Anregungen empfangen, bleiben vereinsamt. Sie gehen unter, oder sie retten sich, so gut sie können, auf eine einsame Höhe, wo sie „in der heitren Freiheit der Gedanken“ auf das verzichten, was auch sie nicht schaffen konnten: die Nation, die ihre Führer trägt.

Lessing und Herder haben in den entscheidenden Jahren die Führerschaft in Deutschland gehabt. Ihr Untergang — denn sie sind beide untergegangen und beide einsam gestorben — ist ein Symbol für das, was folgt: die Einsamkeit Schillers und Goethes, ihre Abkehr von der Gegenwart und das Schicksal der Jungen, die ohne Führer und ohne Aufgabe in der Irre suchten. Ganz wenige finden den Weg zum Volke, d. h. in ein behagliches Kleinbürgertum, dem der Hintergrund der wirtschaftlichen Einheit und politischen Freiheit fehlt. Und als seltenste Ausnahmen erscheinen ein paar wirkliche politische Köpfe, der eine, Forster, fortgerissen von der Revolution, der andere, Seume, in völliger Abgeschiedenheit verarmt, heute leider so sehr vergessen, daß sie den Deutschen geradezu zurückerobert werden müssen.

Aus dem ganzen Reichtum deutscher Geistesarbeit erwächst kein öffentliches Bewußtsein, kein Einheitsgefühl, keine nationale Kultur. Als eine spätere Zeit die wirtschaftlichen Vorbedingungen schuf, war es zu spät.

TOBIAS SMOLLET

1721—1771

Der englisch-amerikanische Roman ist ein wunderliches Gewächs. Ich glaube nicht, daß irgendein Deutscher einen der Dutzendromane gelesen hat, einerlei, ob es Nick Carter- oder Familienroman war, ohne sich zu ärgern über die selbstverständliche Routine, mit der so eine Sache hingelegt wird. Es gibt ein Rezept, wie so eine Geschichte sich abspielt, welcher Art Leute darin auftreten, wie sie reden und sich benehmen. Es gibt eine bestimmte Mischung von Ernst und Heiterkeit, gegen die ein englischer Roman selten verstößt, und eine eigene Art von Kaltschnäuzigkeit, die auch beim Leser ein wohltemperiertes Gleichgewicht herstellt. Selbstverständlich sind innerhalb der so gezogenen Grenzen die Unterschiede gewaltig, so groß wie sie zwischen Dummheit und Genialität nur sein können, aber vor völliger Ueerraschung ist man gesichert. Der englisch-amerikanische Roman sinkt nicht unter ein gewisses Niveau, auch wenn Miß Ward und Conan Doyle ihn schrieben. Und noch Bernhard Shaw und Jack London halten sich an ein überkommenes Schema. Das heißt, der englische Roman hat eine Tradition, wie die englische Politik, das englische Privatleben, die englische Erziehung, das englische Christentum, die englische Mode und der englische Sport.

Diese Romantradition reicht in dieselbe Zeit zurück, in der sich die englischen Lebens- und Gesellschaftsformen überhaupt gebildet haben. Bei uns in Deutschland sind vor allem die Romane des 19. Jahrhunderts bekannt, Thackeray, Dickens und Scott. Sie sind aber bereits Epigonen. Nur Scott ist wenigstens im Stoff seiner historischen Romane unter dem Einfluß deutscher Romantik ein Neuerer. Im übrigen ist die Form dieser Romane vollkommen durch die Vorbilder des 18. Jahrhunderts bestimmt, und der Inhalt soweit, wie das bei den veränderten Zeiten möglich ist.

Der englische Roman ist entstanden in einer ähnlichen gesellschaftlichen Lage wie die italienische Novelle des Boccaccio. Eine Gesellschaft, die sich umbildet, in einem Lande mit starkem und zur Weltwirtschaft strebenden Handel, daher neben den alten Geschlechtern mit festem Besitz und überlieferten Sitten die Aufsteigenden, Abenteurernden, die neuen Männer, hier wie dort. Hier wie dort der Hintergrund des großen Handels und der großen Machtkämpfe. Hier wie dort die Lebensfreude, das Wohlgefallen an sich selbst und am Abbild des eigenen Lebens, das so weltenweit von aller Romantik entfernt ist. Grundverschieden ist die Form. In Italien die ganz knappe Novelle, die sich als mündliche Erzählung gibt und aus der Rezitation erwächst, in England der breit ausgespannene Roman, der von der Ritter- und Räubergeschichte herkommt und der sein Publikum von vornherein in viel weiteren Kreisen suchte als die italienische Gesellschaft bot. Auch der Schauplatz des geistigen Lebens ist ein anderer. In Italien sind es die freien Plätze und Straßen oder die Palazzi der Reichen, in England ist es in jener Zeit das Gasthaus und das Kaffeehaus. Hier strömten die Handels- und Seemänner aus aller Herren Ländern zusammen, hier gaben sich die Politiker ihr Stelldichein, und hier wurde manches Vermögen gemacht und mancher Ruf begründet. Hier entstand auch zuerst etwas, was unserer modernen Journalistik vergleichbar ist. Addison und Steele waren die Begründer der ersten großen unterhaltenden und kritischen Wochenschriften. Der „Spectator“ und „Tatler“ (Zuschauer und Plauderer) sind hervorgegangen aus dem großstädtischen Kaffeehaus der Literaten und Politiker und ihr Inhalt ist eine geistvolle Kaffeehausunterhaltung, halb amüsan, halb boshaft, halb Klatsch, halb Kritik, halb ernsthafte Beobachtung, halb witzig und halb sentimental. Sie waren bedeutend genug, um ernsthafte Geister anzuziehen, unterhaltsam genug, um dem Publikum zu gefallen, und oberflächlich genug, um niemanden zu beleidigen. Sie hatten

einen ungeheuren Erfolg, denn sie waren aus ihrer Zeit und Gesellschaft geboren, und Geist von ihrem Geiste sind die englischen Romane.

Die Literaturgeschichte spricht von den großen Humoristen, die den englischen Roman geschaffen haben. Es ist nicht ganz einfach, sich in diese Geistes- und Gemütsverfassung zu versetzen, die indes für England und englisches Schrifttum die herrschende geworden ist, heute auf den Film überströmt und zum großen Teil den Reiz eines angelsächsischen Films ausmacht. Ein Beispiel: Der sehr bekannte Film „Das Waisenkind“, schließt mit einer sehr konventionell-sentimentalen Szene. Der väterliche Wohltäter und heimliche Liebhaber der Heldin empfängt, kaum von tödlicher Krankheit genesen, ihren Besuch, noch im Lehnstuhl sitzend. Nach den unumgänglichen Erklärungen sinkt sie in seine Arme. Und nun ist das Schlußtableau nicht etwa das glückliche Paar, sondern die Rückseite des Lehnstuhls und ein paar heftig zappelnde Mädchenbeine, die dann in seligem Entzücken sich einwärts biegen und mäuschenstill verharren. Unmöglich, daß ein deutscher oder romanischer Film so endet. Die Romanen fürchten für die dekorative Wirkung, wir Deutschen für den Ernst unseres Gefühls. Die Angelsachsen haben das sichere Gefühl des guten Geschäftsmannes, der den Kunden in die angenehme Laune der Ueberlegenheit versetzt, indem er eine Schwäche durchblicken läßt. Und diese scheinbare Unbefangenheit, die sich gehen läßt, um auch der Welt ins Gesicht lachen zu können: „Freund, wir kennen einander doch wohl“, die haben die ersten Humoristen Englands aus jenen Kreisen geholt, die in dem aufblühenden London ihren oft heißen Kampf um Leben und Erfolg kämpften und in den Kaffeehäusern das Spiel der Menschen miteinander spielen lernten.

Smollett ist nicht der älteste und nicht der erste der Humoristen, aber er ist vielleicht derjenige, der seine Zeit und Klasse am reinsten darstellt.

Smollett ist Schotte, entstammt dem wohlhabenden Landadel, ist aber selber mittellos und sucht sein Glück als Medizinstudierender, Apotheker, Wundarzt auf einem Kriegsschiff, bis er zuletzt nach harten literarischen Kämpfen seinen Ruhm begründete mit den Abenteuern des Roderich Random. Das ist eine halbe Selbstbiographie und eine ganze und lebendige Darstellung der Welt, die er gesehen hatte. Die ist bunt genug: schottisches Land und schottische Kleinstädte, harte Landedelleute, geizige Handwerker und Kleinbürger, Studenten, Vagabunden und Straßenräuber. Dann kommt London mit den Bauernfängern und Hochstaplern, den Dirnen und Kupplern, der ganzen Welt, die einen grünen Jungen vom Lande aufnimmt, der Apothekerladen, Marinebehörden, das Kriegsschiff und all die ungeheuerlichen Leiden, Ungerechtigkeiten, die Verantwortungslosigkeit und rohe Gewalt, die ein Krieg mit sich bringt. Smollett sagt, was er erlebte, und obgleich er nicht anklagt und nur berichtet, ist seine Erzählung ein vernichtendes Dokument für alle, die Kriege ruhmvoll, Gewalt notwendig und jene Zeiten gute nennen. Was wir sehen, ist ein halbbarbarisches Land, unfähige und bestechliche Behörden, eine verwahrloste Flotte, Unsicherheit auf den Straßen und in den Städten, rohe Härte in den Familien, Unsittlichkeit und Schlemmerei. In Handel und Wandel ist Betrug an der Tagesordnung. Menschenleben sind äußerst billig, und man hält sich den Armen und Unglücklichen gegenüber nicht gerade mit Sentimentalitäten auf. Aber das alles wird mit einer heiteren Gutwilligkeit erzählt als unvermeidliche Begleiterscheinung dieses Daseins. Als braver Kerl findet man sich damit ab, sucht womöglich seinen Vorteil und unter allen Umständen sein Behagen und hilft, soweit es geht, auch den anderen zu dem ihren. Alle Charaktere Smolletts haben diesen Zug von Bonhommie. Er wird in seinen späteren Jahren noch stärker. Als erfolgreicher Schriftsteller war er behäbiger geworden. Er gibt uns in Humphrey Clinker eine sehr unbe-

fangene Darstellung seiner sehr mißbrauchten Gastfreundschaft. Und er war mehr und mehr geneigt das Leben als ein Zirkusspiel anzusehen. Das macht seine Werke immer heiterer. Squire Matthias Bramble mit seinem ganzen bunten Anhang, seiner Gicht, seinem Spleen, seiner Freigiebigkeit und seinem frommen Diener und natürlichem Sohne Humphrey Clinker ist der beste Repräsentant des alten England, des agrarischen, feudalen und patriarchalischen England, das von dem Handels- und Industriestaat verdrängt wurde und in seiner letzten Stunde noch ein lustiges und wahrhaftiges Denkmal erhielt, das uns seine Sünden und seine Tugenden, sein Elend und sein Behagen besser als gelehrte Geschichtsforschung vor Augen führt. Und wir erfahren aus diesen Briefen, die sich lesen, als habe man sie gestern geschrieben, wie tief verwurzelt der Engländer von heute ist in dieser Vergangenheit, daß wir vergeblich versuchen ihn in seinen Neigungen und Abneigungen, in seinen vernünftigen Ueberlegungen und den so viel mächtigeren unvernünftigen Vorurteilen zu verstehen, wenn wir nicht bei Squire Bramble und seinem Diener unseren Besuch gemacht haben.

HENRY FIELDING

1707—1754

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Engländer Richardson der bei uns in Deutschland meistgelesene Mann. Er entsprach am besten den Vorschriften, nach denen die Poesie belehren und bessern sollte. Das unwandelbare Thema seiner Geschichten war der siegreiche Kampf unschuldiger junger Mädchen gegen die Nachstellungen, die mehr oder weniger reiche, vornehme und lebenswürdige junge Herren ihnen bereiteten, mit deren Bekehrung oder Untergang die Geschichte erbaulich schloß. Diese Geschichten haben in jenen Zeiten eines in Deutschland eben erwachenden schüch-

ternen und pedantischen Bürgertums eine Rolle gespielt wie heute etwa Tolstoi oder Dostojewski. In England haben sie in vielen hundert Damenromanen ihre Fortsetzung gefunden. Aber sie fanden sogleich nach ihrem Erscheinen eine so lachend unverschämte Antwort in den Erstlingsromanen eines jungen Grünschnabels, daß Richardson dies Gelächter nie verzieh und mit säuerlicher Abneigung heimzahlte.

Dieser Roman hieß Joseph Andrews, und sein Held ist der Bruder von Richardsons berühmtester Heldin Pamela. Wie Pamela dient er in einem vornehmen Hause, wie Pamela hat er die Angriffe der Herrschaft auf seine Unschuld zu erdulden und schüttet seiner tugendhaften Schwester in langen Briefen sein bedrängtes Herze aus.

Nie wohl ist Unnatur und Sentimentalität mit gleicher Unbefangenheit und Vergnüglichkeit ihrer Lächerlichkeit überführt worden. Und die Angelegenheit wird noch hübscher dadurch, daß der Verfasser auf die Dauer seine Absicht vergißt und seinen wirklich sehr braven und unschuldigen Helden durch allerlei krause Abenteuer und durch alle Heckenwege und Gasthäuser des lustigen alten England zu seinem Glück und seinem Mädchen bringt.

Der Verfasser dieses heiteren Schabernacks hieß Henry Fielding. Er war von sehr respektabler Familie, hatte mächtige Verwandte und Freunde, heiratete reich und brachte das Vermögen seiner Frau in ein paar Jahren durch, wurde Schriftsteller und nach vielen Nöten und Schwierigkeiten Richter ohne festes Einkommen. Er starb arm und im vollsten Mannesalter. Er hatte sein Leben und seine Kräfte früh erschöpft. Dafür hinterließ er in seinen Werken ein Bild dieses Lebens, das heute noch funkelt von Kraft und Lust.

Die Engländer haben ein unübersetzbares Wort. „Jolly“ nennen sie einen Mann nach ihren Herzen. Die unbekümmerte, gutmütige und tolle Heiterkeit, die in diesem Worte liegt, ist Fieldings Element. Er ist viel zu beschäftigt, das Leben zu genießen, um sich viel mit ernsthaften Fragen zu

plagen, und er ist so herzlich amüsiert über seine Mitmenschen, daß er sich weder grämen noch erzürnen kann um ihretwillen. Mit Ausnahme des unschuldigen Joseph, der seine Unschuld nur der Bosheit seines Dichters verdankt, sind Fieldings Helden alle rechte Taugenichtse, und ihre Abenteuer sehen den Streichen des ehrenwerten Richters verzweifelt ähnlich. Wie Smolletts Romane sind die Fieldings Bruchstücke einer großen Konfession. Aber Fielding ist mehr noch als Smollett Mann der Welt, die er in- und auswendig kennt. Und er ist der englischste aller Engländer.

Englands Wirtschaftsentwicklung und Englands Bürgerkriege und Revolutionen haben die Grenze zwischen Adel und Bürgertum früh verwischt. Frankreich hat seinen höfischen Adel, Deutschland hat seine Junker. In England steht an ihrer Stelle der Squire, der Landedelmann, der Friedensrichter und Parlamentsvertreter seines Bezirks ist, der halb mit dem Adel und halb mit dem neuen Bürgertum verchwägert ist, dessen Söhne Offiziere oder Beamte oder Kaufleute in den Kolonien sind, der selber Mitglied einer Handelsgesellschaft ist und eine Zwischenform darstellt zwischen patriarchalischem Feudalherren und modernem Politiker und Unternehmer. Dessen Naturgeschichte schreibt Fielding und, da der Durchschnittsengländer eine Art Heimweh nach dieser Lebensform besitzt, gehen bis auf Chesterton, Stevenson und Wells alle Schilderungen englischen Lebens irgendwie auf ihn zurück.

Unter diesem lustigen Leben der Besitzenden und Genießenden spielt sich aber ein anderes ab, das manchmal bedrohlich hineinspielt, das Leben der proletarisierten und heimatlos gewordenen Landpächter. Die Bettler und Armenhäusler auf dem Lande, die Paupers in London und die Vagabunden und Straßenräuber reden auch bei dem lustigen Fielding deutlich genug. Auch seiner Helden lustiges Leben ist oft genug ein Kampf mit dem Schuldgefängnis, dem Bankerott, dem Versinken in den Slums, den Armenvierteln

der großen Stadt. Thackeray und Dickens haben dies Thema aufgenommen und weitergespielt in einer anderen Zeit, wo von dem lustigen, alten England nichts mehr übrig war als die Erinnerung, ein paar Feste und Gebräuche und ein Haufen von Illusionen und Vorurteilen. Sie haben den englischen sozialen Roman des 19. Jahrhunderts geschrieben. Aber von Fielding ist Umfang, Inhalt und Tonart dieser Romane bestimmt. Ihre Wirklichkeitsfreude, ihr Reichtum an Menschentypen und menschlichen Originalen, ihr Witz, ihre heitere Tapferkeit — und die Fähigkeit, Abgründe nicht zu sehen und Krankheiten, die tödlich sind, mit ein paar Humanitätsmixturen zu heilen: das alles sind ererbte Eigenschaften. Tom Jones der Findling ist ihr Stammvater, so wie sein England den Keim des heutigen Englands, des Englands des Weltkrieges, der Weltwirtschaft und der Gewerkschaften in sich trägt.

LAWRENCE STERNE

1713—1768

Sterne war sechsundvierzig Jahre alt als sein erstes Buch erschien und ihn zu einem berühmten und verhätschelten Liebling der Gesellschaft machte. Daß das möglich war, ist der beste Beweis dafür, welch ungemein hohe geistige Kultur damals im englischen Bürgertum, wenigstens in seinen führenden Schichten, herrschte, zugleich aber für die Vorliebe der Engländer für absonderlichen und barocken Witz. Nach Deutschland sprang die Begeisterung über. Keiner unserer großen Dichter ist von ihm unbeeinflusst geblieben. Goethe sagt, er verdanke ihm, Shakespeare und Oliver Goldsmith „Unendliches“. Und in England war der Shandyismus eine Modekrankheit.

Leben, Taten und Meinungen des Tristram Shandy, von ihm selbst erzählt, das war das Buch, das ihn berühmt



machte, ihn, der bis dahin ein kleiner Geistlicher und unter seinen Amtsbrüdern nicht sehr angesehen war wegen seiner Absonderlichkeit und seines nicht sehr vorbildlichen Lebens. Aber der Roman gibt sich nur den Anschein einer Biographie. Das Leben des Helden wird aber trotz lebhafter Bemühungen nicht über seine Taufe hinausgeführt, und ihr könnt denken, daß der Held in diesem jugendlichen Alter nicht Raum für viele Taten und Meinungen hat. Eigentliche Helden sind daher der alte Shandy und sein Bruder, Onkel Toby. Und der wahre Gegenstand dieses Buches ist das menschliche Leben, aus einem ländlichen Winkel Englands angesehen. Sterne kam aus Irland, und die Luft dieses Landes macht erstaunlich hellichtig für Menschlichkeiten. Ob es den Irländern im Blute liegt, ob es die Helläugigkeit ist, die von langer Unterdrückung kommt? Gewiß brachte jeder, der von dort kam, die Erfahrung mit von menschlichen Vorurteilen, menschlicher Ungerechtigkeit und von der Jämmerlichkeit alles dessen mit, was man menschliche Macht und Gewalt nennt. Swift war praktischer Rebell. Oliver Goldsmith war ein Revolutionär der Güte und des Mitleids. Sterne warf mit einem Lächeln und mit ein paar harmlosen, kleinen Geschichten alle Grundlagen der Würde und des Respektes um. Allzumenschliches sieht er von all den Würdenträgern und Größen der Menschheit, so daß sie in einer lächerlichen Blöße, sozusagen im Hemde, dastehen. Niemand ist imstande, nach einem Sterneschen Witze sie noch wichtig oder ernst zu nehmen. Wichtig und ernsthaft erscheint etwas ganz anderes, nicht das Allzumenschliche menschlicher Würde, menschlicher Ansprüche, Vorurteile und Glaubenssätze, sondern das Menschliche unserer sehr wirklichen Schmerzen, unseres zerbrechlichen Glücks und unserer Liebe.

Shakespeare läßt seinen Hamlet mit dem Totenschädel des armen Hofnarren Yorik spielen. Yorik nannte sich Sterne schon in Tristram Shandy und unter dem Namen gab er sein zweites — ebenfalls unvollendetes — Buch „Die

empfindsame Reise“ heraus. Stärker als beim Tristram tritt hier bei dem Liebling der gefühlvollen Welt eine Neigung zur Sentimentalität, ein Schwelgen in nicht immer echten Gefühlen hervor. Es bleibt aber der scharfe Blick für alle Seiten des Lebens, es bleibt die Fähigkeit, jedes Zittern der Stimmung aufzufangen und die Gelöstheit, die keinerlei Zwang mehr zu kennen scheint.

Sterne ist ganz gewiß das Höchste, was an geistiger Freiheit in seiner Zeit möglich war. Er ist einer von Nietzsches Tänzern, die die Schwere der Welt besiegen. Aber er ist ein Kind dieser seiner Zeit, ein Individualist, der nur sich und seine Stimmung will, der jede Bindung ablehnt, dem auch jede menschliche Gemeinschaft nur als Gelegenheit zu Empfindungen wertvoll ist, und der im Erfassen aller, auch der flüchtigsten und zartesten Erlebnisse den Sinn des Lebens findet. Sterne ist die Verkörperung der allerfeinsten und geistigsten Genußsucht.

Er ist ein großer Befreier von aller Art von Affektation. Für unsere würdevollen Nationalhelden ist sein Atem schon tödlich — aber diese werden nie einen Hauch von ihm verstehen. Er ist darüber hinaus ein großer Erzieher, der Sinne und Nerven zu stimmen vermag auf die feinsten und flüchtigsten Reize. Und er ist uns ein Beweis dafür, bis zu welcher Reife eine bürgerliche Kultur gelangen konnte. In allem, was über den Individualismus dieser bürgerlichen Kultur hinausgeht, läßt er uns im Stich. Seine Welt ist die Welt eines empfindsamen Reisenden, der leicht verweilt und leicht sich löst, ohne seine Empfindungen sich zu Problemen und lastenden Aufgaben werden zu lassen.

Er machte seine empfindsame Reise in Frankreich zwei Jahrzehnte vor der Revolution, und kein Schatten einer politischen Empörung stört das Spiel seiner empfindsamen Erlebnisse. Das herrschende England jener Zeit war gesättigt im Besitze seiner Kultur. Und Yorik, der arme Yorik, gehört mit zu jenen, die droben auf dem Verdeck des Schiffes „Vogelflug

und die Länder der Sterne“ genossen, ohne an die drunten im Bauche des Schiffes, ohne an die hungernden Proletarier Englands und Frankreichs anders zu denken, als mit dem flüchtigen Bedauern eines träumenden Genießens.

VOLTAIRE

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
und das heißt, ein Kämpfer sein.

Wir alle kennen Voltaire von der Schule her. Da erfuhren wir, daß er ein gottloser Spötter und Witzbold war, daß Friedrich der Große ihm seine Gunst geschenkt habe und mit schmählichem Undank belohnt sei — ich wunderte mich immer höchlichst darüber, wieso Friedrich sich mit solchem Schufte überhaupt abgegeben —, und daß er die französische Revolution mitverschuldet habe. Da die französische Revolution so ziemlich als die Herrschaft des Antichrist auf unseren Schulen geschildert wurde, war Voltaire dadurch gerichtet und verdammt. Wenn man später Lessings Hamburger Dramaturgie las, so erfuhr man noch, daß er ein schlechter Theaterdichter war. Und Schillers bitterböses Verteidigungsgedicht für seine Jungfrau von Orleans gegen die Voltairesche Pucelle stempelte ihn ein für allemal: „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen, er glaubt nicht an den Engel und den Gott“. Unsere Deutschnationalen und Völkischen nehmen daher den „Spötter“, den „Affen“, den „frivolen“ Voltaire gern als Typus der so heißgehaßten und so wenig gekannten Franzosen. Natürlich haben sie nicht Recht damit, aber merkwürdig viel Wahrheit steckt doch in dieser Ansicht, die Voltaire als den Urfranzosen hinstellt. Und es ist eine für Frankreich recht ehrenvolle Wahrheit.

Kein großer Mann ist typisch für sein Volk, wäre er das, wir hätten eine andere Welt. Denn die Eigenschaften, die den großen Mann machen, Erkenntniskraft, Wille und Leiden-

schaft, sind Ausnahmeeigenschaften, welche immer eine Ausnahmestellung schaffen. Aber typisch für ein Volk und eine Gesellschaft ist es, wie sie ihre großen Männer aufnimmt und wertet. Insofern ist Voltaire und die Geschichte seiner Wirksamkeit typisch für das Frankreich des 18. Jahrhunderts, das Frankreich der Vorrevolution, und insofern ist Voltaire eine Ehre für Frankreich.

Dies Frankreich Voltaires stand am Ende einer glänzenden Epoche. Ludwig XIV. hatte die kluge Politik seiner Vorgänger zur Vollendung geführt, diese Politik eines erobernden Absolutismus. Alle Macht war in den Händen eines einzigen vereinigt, der Staat war der Monarch. Darum war die Macht des stolzen französischen Adels gebrochen in sehr blutigen Bürgerkriegen. Zur Entschädigung hatte er all seine Feudalrechte über die verarmte und völlig entrechtete Bauernschaft behalten, er war von allen Steuerlasten befreit und hatte das Vorrecht des Hofdienstes, der militärischen Karriere und der Zivilämter. Er war mächtig, glänzend, reich — durch den König. Und nachdem das Königtum sich den Adel umgeschaffen hatte in eine von ihm allein abhängige Schutzgarde, gewann es die mächtige Bundesgenossenschaft der katholischen Kirche. Die größten und erfolgreichsten Minister der „allerchristlichsten“ Könige waren römische Kardinäle. Sie brachten alle Erfahrungen der Kirchenherrschaft für ihre politische Arbeit mit, und sie unterwarfen in den ketzerischen Hugenotten die letzten rebellierenden Feudalherren. Das Edikt von Nantes war ebenso wie die Bartholomäusnacht vor allem eine politische Maßnahme des absoluten Souveräns, der zur militärischen und Verwaltungseinheit die Einheit der Ueberzeugung bei seinen Untertanen fügte.

Die so gesammelte Macht des Herrschers ward in einer rücksichtslosen Gewaltpolitik nach außen gewandt. Frankreich wurde an Spaniens Stelle die erste Macht des europäischen Kontinents, die führende Macht auch in allen Kulturfragen. Die Sprache, die Sitte, die Kunst des französischen

Hofes bestimmte das Leben in Europa. „A toutes les gloires de la France“ steht heute über dem Portal von Versailles. Aller Glanz Frankreichs sammelte sich in der Tat an dieser Stelle und strahlte aus auf die bewundernde Mitwelt.

Diese glänzende Gewaltherrschaft war klug genug, auch Industrie und Handel zu begünstigen. Merkantilisten und Physiokraten bauten in Frankreich ihre Theorien auf, und umsichtige Verwaltungsmaßnahmen ließen das Gewerbe aufblühen. Das Bürgertum wurde reich, und die französischen Handelsgesellschaften breiteten sich über Indien und Amerika aus.

Hier aber gerade bildete sich die offene Wunde für das absolute Königtum. Während für England mit seinem halb bürgerlich, halb feudalen Parlamentarismus und seinem protestantischen Sektierertum Kapitalismus und koloniale Ausbreitung in der Linie der Entwicklung lagen, entstand für Frankreich ein Riß, der eine Katastrophe unvermeidlich machte. Auf Adel und Hierarchie gestützter Absolutismus war nicht verträglich mit einem aufsteigenden Bürgertum, das politische Gleichberechtigung, wirtschaftliche Ungehemmtheit und religiöse Toleranz als Lebensbedingungen brauchte. Der Kampf mußte entbrennen. Und Vorkämpfer dieses um Befreiung ringenden bürgerlichen Frankreichs ist Voltaire.

Die Literatur vor Voltaire war vollendeter Ausdruck einer höfisch adligen Kultur, die die Ausdrucksformen der italienischen Renaissance umbildete nach den strengen Bedürfnissen höfischer Etikette. Wie groß die stilbildende Kraft dieser machtbewußten und prunkvollen Gesellschaft war, erleben wir noch heute, wenn wir ein klassisches Drama, sei es Corneille, sei es Racine, sei es Molière, auf einem Pariser Theater spielen sehen. Diese Welt ist tot, aber ihre Ueberlieferung lebt im Denken, Sprache und Lebensformen. Sie ist so wirksam wie Schloß, Terrassen und die stolzen Alleen von Versailles. Wie traditionstreu die angeblich so veränderungslustigen Franzosen sind und wie traditionslos — weil ge-

schichtslos — wir Deutschen, das wird uns bewußt, wenn wir aus einer klassischen Vorstellung oder von der Terrasse von Meudon kommen und lesen einen französischen Leitartikel von heute oder eine gestern erschienene wissenschaftliche Abhandlung.

Denn auch das verlangte die Gesellschaft dieser Zeit, daß ihr die Wissenschaft gesellschaftsfähig gemacht wurde. Die eleganten Damen trieben in ihren Salons nicht nur Literatur, sondern auch Historie, Mathematik und Philosophie. Und so wurden diese Dinge ihnen handgerecht und mundgerecht gemacht.

In dieser verwöhnten und müßigen, hochmütigen und sensationslustigen, strengen und frivolen Gesellschaft waren Gelehrte und Künstler begehrte Sensationen. Abnormitäten und Wunderkinder waren besonders beliebt. Voltaire war ein Wunderkind. Bürgerlicher Herkunft, häßlich, ehrgeizig und sehr begabt, wird er früh in die Pariser eleganten Kreise eingeführt. Er will sich einen Namen, d. h. ein Glück, dort machen, und macht sich mit seinem scharfen Witze viele Feinde. Er hat einen Zusammenstoß mit einem jungen Adligen, der sich rächt, indem er ihn verprügeln läßt. Er muß vorübergehend nach England fliehen. Aber seine Schriften machen ihn zum berühmten Mann. Halb geächtet in Frankreich, ungern gesehen vom Hofe, gehaßt von der Kirche, besonders von den allmächtigen Jesuiten, wird er zu einer internationalen Angelegenheit. Er ist die Opposition gegen alle Arten von Torheit, Verkehrtheit, Unterdrückung. Viel zu klug, um sich politisch zu kompromittieren — und wie hätte man auch im Frankreich des Absolutismus politisch arbeiten können? —, wird er Dichter, Historiker, Erzähler und populärer Philosoph. Er unterhält eine Riesenkorrespondenz mit allen Berühmtheiten seiner Zeit. Der König von Preußen ladet ihn zu sich. Er lebt jahrelang an seinem Hofe. Endlich überwerfen sich beide. Voltaire reist ab, wird in Frankfurt verhaftet und erst nach Wochen qualvoller Un-

gewißheit freigelassen. Er kauft ein Gut in der Schweiz, wo damals die Zuflucht der allzu Freidenkenden war. Dort hält er Hof. „Der Philosoph von Ferney“ war der anerkannte Führer der jungen bürgerlich-revolutionären Intelligenz. Er war auch offiziell anerkannt, Mitglied und einflußreiches Mitglied der Akademie. Als er nach langen Jahren als Greis Paris noch einmal besuchte, wurde er empfangen mit einem Jubel wie kein Monarch. Ganz Paris huldigte ihm. Die freudige Erschütterung war so groß, daß sie den alten Mann überwältigte. Er starb in Paris.

Was war es, das Paris so zur Huldigung zwang? Voltaire war ein vielgeschmähter Mann, und seine Feinde hatten es leicht, auf seine Fehler hinzuweisen. Er war ein rücksichtsloser, unversöhnlicher Gegner. Er liebte das Geld, und seine Geschäftstüchtigkeit hatte ihn reich gemacht, aber mit bedenklichen Mitteln. Er war so eitel, daß er sich selbst dadurch bisweilen bloßgestellt. Er war durchaus kein makelloser Heiliger. Warum jubelte Paris ihm zu? Es war nicht mehr das Paris Ludwigs XIV., das den sterbenden Voltaire begrüßte, es war das Paris am Vorabend der Revolution. Und dies junge, bürgerliche, revolutionäre Paris begrüßte den ersten Vorkämpfer, den Vater und den Verfechter seiner Ideen, der Ideen der bürgerlichen Freiheit und Duldung.

Denn dieser so fehlbare Mensch hatte eine große, alles überwiegende Leidenschaft: den Durst nach Gerechtigkeit, und so stellte er seine große Begabung und seinen ungeheuren Fleiß — 80 Bände umfaßt sein Lebenswerk — in den Dienst einer großen Sache, in den Kampf seiner Zeit um ihre Freiheit.

Es ist ein großer Gedanke, den er verfißt: der Gedanke der Toleranz. Wir können das Wort schwer übersetzen. Es sagt viel mehr wie Duldung. Es schließt Wohlwollen und Verständnis ein. Seinen höchsten Ausdruck findet es wohl in Lessings Uebersetzung: „die unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe“. Voltaire kämpft für diese Toleranz mit Witz, mit

Belehrung. In Dramen, Erzählungen, Anekdoten, in Versen und Prosa, im Scherz und im erbitterten, atemlosen Ernst kämpft er für sie. Er kämpft als ein gläubiger Mann. Er glaubt an die menschliche Vernunft, an ihre Kraft, die Menschen zur Wahrheit zu führen, an die Möglichkeit eines durch die Vernunft geleiteten guten und glücklichen Lebens. Und dieser Glaube ist doch wohl Triebkraft wie Voraussetzung jedes Fortschrittes. Dieser Glaube gab auch dem aufsteigenden Bürgertum des 18. Jahrhunderts die Kraft des Wollens.

Es ist Deutschlands Schicksal damals wie heute gewesen, daß die Ideen der Zeit es in einer Lage trafen, die hinter der Zeit zurückblieb. Voltaires großer Gedanke der Toleranz wurde in Deutschland zu einer Moralpredigt. Er verlor die revolutionäre Stoßkraft. Und da man in Deutschland an seine Anwendung nicht denken konnte, fand man ihn bald einseitig, eintönig, oberflächlich. Man korrigierte Voltaires Rationalismus, statt die unvernünftige Wirklichkeit rationell zu korrigieren. Und der deutsche Professor, der am endgültigsten die Wissenschaft über die Aufklärung hinausführte, der den Rationalismus theoretisch vollendete, Kant, ließ es sich friedlich gefallen, daß eine gewalttätige und frömmelnde Behörde ihm die Lehr- und Redefreiheit beschnitt.

Voltaire schuf kein neues Gedankensystem, aber er schuf die öffentliche Meinung seiner Zeit. Und er wußte sie als schärfste Waffe zu benutzen, wo es Not tat. Sein schönstes Werk, größer als alle geschriebenen Werke, ist sein Kampf in dem Prozeß Calas.

Calas, ein Kaufmann in Tours, hatte das Unglück, daß sich ein erwachsener Sohn das Leben nahm, er hatte weiter das Unglück, Protestant zu sein. Tours war eine bigotte Bischofsstadt. So entstand die Legende, Calas, der Sohn, sei vom Vater mit Hilfe seiner Familie ermordet, weil er die Absicht gehabt, Katholik zu werden. Es gab keinerlei Indizien, weder für das zweite noch für das erste. Das änderte nichts, denn die Menge war fanatisiert, und die Kirche sah eine Propaganda-

möglichkeit. Die Familie wurde verhaftet und nach dem Possen- und Trauerspiel eines Scheinprozesses wurde Calas gerädert. Er starb wie ein Held. Seine Witwe und seinen Sohn wagte man nicht zu morden. Man trennte die Frau von ihren Töchtern, verbannte den Sohn und zog das Vermögen ein. Und über die ganze Geschichte wäre Gras gewachsen wie über so manche Schmach der Kirche und Frankreichs. Da nahm sich Voltaire dieser Sache an. Er wurde Anwalt der Frau und Kläger gegen die mordbefleckte Kirche und ihren Henker, den Staat. Und er erzwang die Revision des Prozesses und die Schuldloserklärung des gemordeten Calas.

Voltaire hat seine Zeit geformt wie kein zweiter, seine nüchterne Klarheit, die Durchsichtigkeit seiner Sprache, sein beschwingter Witz überdauern die wechselnde Zeit, aber nicht dies reiht ihn den Großen ein, sondern sein Eintreten für einen unschuldig Gemordeten, diese einfache und mutige Tat macht den „Spötter“ Voltaire zu einem Symbol jenes besseren Frankreichs, das ein paar Jahre nach seinem Tode die Menschenrechte auf den Trümmern der Gewaltherrschaft proklamierte.

DIDEROT

1713—1784

Die Nachwelt müßte wirklich sehr undankbar sein, wenn sie mich vergäße, mich, der so viel an sie gedacht hat. Diderot.

Wer Diderot sagt, der sagt „die Enzyklopädie“, und die Enzyklopädie, das war im 18. Jahrhundert in Frankreich die Aufklärung, der Kampf gegen die Kirche, die revolutionäre öffentliche Meinung im Gewande eines wissenschaftlichen Wörterbuchs.

Als der Gedanke der Enzyklopädie auftauchte, bewarben sich die Jesuiten um die Mitarbeit. Als sie eine höfliche Ab-

lehnung erfuhren, bekämpften sie das Unternehmen mit allen Mitteln ihres großen Einflusses. Aber Madame de Pompadour hielt heimlich ihre Hand darüber, und es gab auch andere Gönner.

Eines Tages wird Diderot zum Polizeipräfekten gebeten, und dieser teilt ihm mit, daß er am anderen Tage seine Schriften beschlagnahmen werde. Diderot ist bestürzt. In so kurzer Zeit kann er die verfänglichen Sachen kaum verbergen, und außerdem, wer wird bereit sein, sie aufzubewahren? „Bringen Sie sie mir,“ sagte das Oberhaupt der Polizei, „bei mir wird man sie nicht suchen.“

In dieser Zeit flehte Voltaire Diderot an, Frankreich zu verlassen. Er fürchtet für sein Leben. Diderots Mitarbeiter, sogar der erste und getreueste, d'Alembert, lassen ihn im Stich. Sein Verleger fälscht seine Artikel. Diderot hält den Kampf durch mehr als zwei Jahrzehnte. Als er 1784 stirbt, sind die Jesuiten aus Frankreich verbannt, und die Revolution steht sichtbar am Horizonte.

Dieser Mann, bei dem die französische Polizei haussuchte, war monatelang der Gast der russischen Zarin. Sie setzte ihm ein Jahresgehalt aus, und als er in Geldverlegenheit seine Bibliothek verkaufen mußte, wurde sie von der Zarin gekauft und Diderot „zur Verwaltung“ übergeben.

In Rußland war Diderot ungefährlich, man konnte sich seiner als eines geistvollen Spielzeuges erfreuen. In Frankreich war er eine revolutionäre Macht.

Diderot ist weder Wissenschaftler noch Dichter, er ist Schriftsteller schlechtweg, dem Publizistik natürliche Lebensäußerung ist und der literarische Kampf Bedürfnis.

Sein Vater ist Messerschmied. Er bringt den Sohn, der zunächst in der geistlichen Schule den Beruf zum Mönch in sich verspürte, von Langres nach Paris. Dort soll er studieren. Die geistlichen Neigungen verliert Diderot schnell und gründlich. Aber etwas Praktisches studieren will er nicht. Der Vater entzieht ihm die Unterstützung, und

nun lebt er von seiner Feder. Er schreibt alles, was man ihm in Auftrag gibt: Predigten, Dissertationen, Bittschriften, schlüpfrige Romane, philosophische Abhandlungen. Er schreibt auf eigene Rechnung die ersten bürgerlichen Schauspiele, knapp geschürzte Erzählungen, lebendige Dialoge, Abhandlungen voll feiner Beobachtung, und er gibt die Enzyklopädie heraus. Er wird allmählich einer der bekanntesten Schriftsteller Frankreichs. Mit Recht, denn er lebte voll in seiner Zeit, verstand sie und ihre Bedürfnisse, besaß die leichteste und klarste Darstellung, war vernünftig mit Leidenschaft, tätig mit Nüchternheit, „aufgeklärt“ ohne Beschränkung, bürgerlich wie das aufsteigende und revolutionäre Bürgertum jener Tage.

Sein Einfluß war groß auch außerhalb Frankreichs. Herder hat von ihm gelernt, Schiller hat ihn benutzt, Goethe ihn übersetzt und Lessing ist ohne ihn nicht zu denken. Ja, eine starke Aehnlichkeit zwischen den beiden klaren, tapferen und tätigen Männern springt in die Augen. Aber wo Diderot eine Gesellschaft fand, die für ihn geschaffen, seine Arbeit brauchte und ihm volle Wirkung gab, da war um Lessing die Wüste des Nichtverstehens. Diderot focht gegen die großen Mächte der Kirche und des Absolutismus, und er hatte Frankreich hinter sich. Lessing focht gegen überhebliche Professoren und bigotte Hauptpastoren, und Deutschland kümmerte sich nicht um ihn. Sein Ruhm blieb in ein paar literarischen Zirkeln, seine Wirkung eine Studierstubenwirkung.

Typisch ist das Schicksal beider Männer für die Geschichte ihrer Völker, typisch sind sie beide für ihre Zeit. Aber beide sind mehr als das. Da sie lebendige Menschen waren und ihre Kämpfe führten in einer menschlich freien Ueberlegenheit, ist die Sache, die sie verfechten, noch heute unsere Sache, um so mehr, je mehr auch heute wie damals um der Menschheit große Gegenstände gerungen wird.

ROUSSEAU

1712—1778

Ach, armer Yorik!

Hamlet.

1749 schrieb die Akademie zu Dijon einen Preis aus für die Beantwortung der Frage: Haben die Wissenschaften und Künste zur Besserung oder Verderbnis der Sitten beigetragen? Den Preis erhielt eine heftige Anklageschrift, in der dem verderbten Zeitalter die Unschuld einer einfach natürlichen Menschheit entgegengestellt wird. Durch das Aufsehen, das diese Schrift erregte, wurde ihr Verfasser zum berühmten Manne. Und er hielt von da an die öffentliche Meinung in Atem. Was er sagte, erschien befremdend und vielen anstößig, aber es entsprach irgendeinem Bedürfnis, einer Sehnsucht, einer Ahnung. Es war die Wahrheit von morgen. Und da die Gesellschaftsschicht, die damals in Wahrheit die öffentliche Meinung bildete, ebenfalls eine Gesellschaft von morgen war, so wurde er ihr Prophet. Er war ein revolutionärer Schriftsteller in einer revolutionären Situation. Der meistbefehdete, der meistgeliebte, der wirkungsreichste seiner Generation.

Rousseau war als Sohn eines Uhrmachers in Genf geboren. Er entstammte also dem Kleinbürgertum einer Stadt, die als kleiner selbständiger Staat unter der Herrschaft einer streng protestantischen Aristokratie eine eigentümlich strenge und einheitliche Kultur entwickelt hatte. Obgleich Rousseau frühzeitig aus Genf entlief und ein abenteuerliches Leben in den Nachbarkantonen und in Frankreich führte als Bedienter, Notenschreiber, Vagabund, Geliebter einer adligen Dame, haben die Eindrücke seines Schweizer Lebens tief und dauernd auf ihn gewirkt. Seine einzigartige Wirkung ist teilweise daraus erklärlich.

Alle zeitgenössischen französischen Schriftsteller, die Gesellschaftskritik übten, stellten den bestehenden Zuständen

entweder ein Ideal entgegen, das der Antike entnommen war, oder ganz ferne, märchenhafte Zustände. Voltaires schönste und menschlich weise Erzählungen bleiben dadurch schattenhaft. Alle diese klugen, kritischen, weitschauenden und kühnen Menschen kannten nur Frankreich, seinen Hof, sein entwickeltes Bürgertum und vor allem seine Intellektuellen. Rousseau haßte dies ganze Frankreich mit dem bitterbösen Scharfblick eines Außenseiters, der er sein Leben lang blieb. Er kannte das Landleben, und wenn er auch nur Zuschauer und Liebhaber des Landlebens war, und wenn ihm die bäuerliche Arbeit fremd blieb, da er das Land als Gast adliger Besitzer kennen lernte: er war als einziger imstande einen Zustand zu schildern, lebendig und wirklich, der sich unterschied von der Verderbnis einer sich auflösenden Gesellschaft und dennoch ebenso erreichbar wie wünschenswert erschien. Das machte jedes seiner Bücher zu einem Ereignis, „die neue Heloise“, den „Emil“ und die „Bekenntnisse“.

Und heute? Die neue Heloise, die mit ihrer Schilderung einer leidenschaftlich ungesetzlichen Liebe und dem Sieg der Tugend ungeheure Wirkung tat und von Goethe bis Balzac die großen Leidenschaftsdichter beeinflusste, deren Sprache und deren Gefühle erscheinen uns heute gekünstelt. Wir können nur erraten, was sie ihrer Zeit bedeuten mußte. Aber lebendig bleibt die Schilderung der Natur, des Provinzlebens und der Versuch, einen idealen Zustand ländlich zufriedener Arbeit darzustellen. Mögen diese Versuche einer patriarchalisch-agrarischen Gesellschaftsreform uns kindlich erscheinen, sie behaupten ihren Platz in der Geschichte der Gesellschaftsutopien und sie haben ihre Hauptbedeutung, weil hier schon Rousseaus großer Gedanke anklingt, durch eine neue Erziehung außerhalb der verderbten Gesellschaft neue Menschen und in ihnen die Voraussetzung einer neuen menschlichen Ordnung zu schaffen.

Das ist der lebendige, heute noch lebendige Gedanke des „Emil“. Und dieser Gedanke stellt Rousseau an die Spitze

aller großen modernen Pädagogen, die in der Erziehung die große Menschheitsaufgabe erkannten, das einzige wirksame Mittel, das uns gegeben ist, die Zukunft vorzubereiten. Der „Emil“ ist darum auch heute lebenswirksamer für uns als der seiner Zeit so entscheidende „Gesellschaftsvertrag“, diese Bibel der französischen Revolution. Dennoch sind manche seiner Grundgedanken von den unveräußerlichen Rechten der Menschen, von der Notwendigkeit der freien Zustimmung zu den gesellschaftlichen Bindungen, von der Unvermeidlichkeit von Revolutionen, wenn der Gesellschaftszustand nicht mit den Interessen der Mehrheit übereinstimmt, bleibender Bestand unserer Ueberzeugungen geworden und sind durch keinerlei historische Schulen mehr dem menschlichen Bewußtsein zu entreißen.

Rousseau greift mit fast allen seinen Werken über seine Zeit hinaus. Er war im Gegensatz zu Voltaire, der zeitgemäß im höchsten Sinne war, trotz seines Ruhmes und trotz seiner umwälzenden Wirkung auf die Besten der Zeit, wenig verstanden, den einen, wie seinen braven Genfer Mitbürgern, die seine Bücher verbrennen ließen, ein Aergernis, und den anderen, wie Voltaire, dem überlegenen Weltmanne, eine Torheit. Er blieb ein Heimatloser in jedem Sinne, äußerlich und innerlich umgetrieben, mit allen Freunden bald überworfene, so arm, daß er seine Kinder ins Findelhaus gab. Und seine Sehnsucht nach Verständnis, Aussprache, nach Gemeinschaft, die sich dem Unglückseligen immer verschloß, treibt ihn zu seinen Bekenntnissen, dem merkwürdigsten, widerspruchsvollsten, vielleicht dauerndsten aller seiner Bücher. In diesem Buche redet ein Kranker von seiner Krankheit. Er ist krank am Leben. Er redet mit all den Verzerrungen, Entstellungen und der seltsamen Kurzsichtigkeit, die wir an Kranken kennen. Wir sehen sein Leiden, wir sehen, wie ihn die Gesellschaft seiner Zeit, in der er keinen Raum fand, in seine Vereinzelung und dieses Leiden hineinstieß. Und wir verstehen, wie nur diese seine Einsam-

keit ihm die Fähigkeit gab „durch Leiden wissend“ eine neue Menschheit vorauszusehen und zu sagen.

Darum gehören seine Bekenntnisse zu den großen Dokumenten menschlicher Schwachheit und menschlicher Stärke.

LESSING

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Wir werden nimmer seinesgleichen sehen.

Lessings Leben ist der heldenhafte Versuch, in dem Deutschland der Bürokraten und Beamten ein unabhängiges Dasein zu führen. Ein Versuch, der scheiterte — an Lessings Liebe zu einer Frau.

Der Kamenzer Pfarrerssohn, der ganz selbstverständlich zur Theologie bestimmt ist, gibt, kaum daß er die Universität bezogen, im Kampf mit dem Vater dies Studium auf. Er studiert zum Schein Medizin, treibt sich in Wirklichkeit in allen schönen Wissenschaften herum, kommt mit der damals führenden Schauspielertruppe der Neuberin in Verbindung, schreibt seine ersten kleinen Dramen, gerät durch übernommene Bürgschaft in Schulden, muß Leipzig verlassen und der erzürnte Vater zieht seine Hand von ihm zurück.

Ein typisches Literatenschicksal, in das Lessing sich findet, wie das von einem sehr begabten, sehr selbstbewußten und sehr lebenskräftigen jungen Mann zu erwarten ist. Er schafft sich Verbindungen mit Zeitungen, mit Buchhändlern, mit den literarischen und wissenschaftlichen Kreisen. Ohne an eine dauernde Niederlassung zu denken — er ist bald in Berlin, bald in Leipzig, bald in dem kleinen Provinznest Wittenberg —, hat er bald seine feste Stellung in der öffentlichen Meinung, d. h. in den Kreisen, die literarische Dinge betreiben. Kein Wunder: Er war in allen Sätteln gewandt, voll lebendigsten Gefühls für das werdende Neue, klarer scharfer und witziger Stilist, und ein streitbarer Kämpfer.

Er kannte das Geheimnis, daß nichts so schnell zum Ansehen verhilft als siegreich geführte Kämpfe, und er erscheint in dieser frühen Zeit fast wie ein junger Champion im Ringe, der alle Gegner herausfordert und niederboxt, bis er die Meisterschaft gewonnen hat. Sie fiel ihm bald zu. In der friedlichen Stubenluft des damaligen geistigen Deutschlands war niemand ihm gewachsen, und wir würden Unbehagen empfinden, diese hilflos Unterlegenen unter seinen unbarmherzigen Fängen zu sehen, aber uns versöhnt mit seiner heiteren Grausamkeit: die unbekümmerte Tapferkeit, womit er jeden persönlichen Vorteil und jede Protektion verschmäh, die Ehrlichkeit, die sich selbst so wenig wie die anderen schont, das Gerechtigkeitsgefühl, das nie den Mann und stets die Sache meint, und das darum in höherem Sinne recht behält, auch wo er in der Sache irrt.

All seine Gegner: der arme Pastor Lange, dessen schlechte Horazübersetzung er abschlachtete, der großmächtige Gottsched, der Professor Klotz, sie sind tot und abgetan, abgetan ist auch ihr Streit mit ihm. Weder Gottscheds Deutsches Theater, noch Klotzens archäologische Studien kümmern uns einen Deut. Auch Lessings Standpunkt, auch die Systeme, die er errichtete, sind uns nur wichtig als Lessings Standpunkt, als Lessings System. Seine Fabel- und seine Dramentheorie, seine Grenzbestimmungen zwischen Malerei und Poesie, sie haben ihren ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Geistes. Lebendige Bedeutung haben sie heute nicht, und es ist, gelinde gesagt, ein Unfug, daß wir unsere Kinder auf den Schulen noch mit ihnen füttern. Worauf es ankommt, Lessingschen Geist, Lessingsche Kampf- und Arbeitsmethode, die lernen sie besser wo anders kennen.

Wir haben mit dieser Feststellung bereits über Lessings Berliner Zeit hinausgegriffen. Nachdem er sich nämlich mit Lange und Gottsched geschlagen, nachdem er berühmt und gefürchtet war, und nachdem sein Freund Nicolai auf seinen Ruf einen Verlag und ein Vermögen zu gründen begonnen,

ward ihm die Sache leid. Der preußische General von Tauenzien bot ihm eine Stelle als Gouvernementssekretär an, und der Einunddreißigjährige schlug ein. Er wollte eine Zeit „mehr unter Menschen als unter Büchern leben“ und „nicht nur den Kopf, sondern auch den Beutel zu füllen bedacht sein“. Das letztere ist ihm in den vier Jahren seines Soldatenlebens nicht geglückt. Er verließ den preußischen Dienst so arm, wie er ihn angetreten. Er verließ ihn, zu erneuter ernsthafter Arbeit bereit, sicher dessen, was er leisten konnte, im Vertrauen auf seinen Ruhm, im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, und in diesem Augenblick, wo er der anerkannte Führer der deutschen Geistigkeit ist, beginnt sein vergeblicher Kampf um eine unabhängige Existenz, der sechs Jahre währt und eines der schmachvollsten Kapitel deutscher Geistesgeschichte ist. Es ist die Zeit seiner großen Werke. Minna von Barnhelm, Laokoon, die Hamburgische Dramaturgie, die Briefe antiquarischen Inhalts folgen rasch aufeinander. Jedes Werk ein Ereignis, jedes von lautem Beifall begleitet. Und währenddessen versucht ihr Verfasser vergebens, festen Fuß zu fassen. Er bewirbt sich um die Verwaltung der Berliner Bibliothek, Friedrich der Große wählt an seiner Stelle eine französische Nichtigkeit. Er muß, um den baren Lebensunterhalt zu haben, seine Bibliothek verkaufen. So geht er als Theaterkritiker nach Hamburg, wo die Bürgerschaft ein neues Theater unter dem großartigen Titel „Nationaltheater“ begonnen hatte. Nach zwei Jahren war das Theater bankrott, und Lessing, dem man die Arbeit dieser Jahre, die Hamburger Dramaturgie, nach löblicher Gewohnheit jener Zeit, nachgedruckt hatte, stand ohne Geld und ohne Arbeit mit nichts als Schulden da. Nur eins hatte der Einundvierzigjährige dort gewonnen: die Frau, die ihn fürs Leben festhielt. Eva König war die Witwe eines ihm befreundeten Kaufmanns. Außer zwei Kindern hatte der Mann ihr nur sehr ungeordnete Verhältnisse hinterlassen, deren Ordnung Jahre in Anspruch nahm, und sie zuletzt mittellos ließ.

In diesen Jahren besteht zunächst ein unausgesprochenes, dann ein förmliches Verlöbniß zwischen beiden. Das hieß für Lessing, der schon bisher nach Kräften und oft über seine Kräfte seine Verwandten unterstützt, daß er die Verantwortung für ein anderes Schicksal, das der geliebten Frau fühlte, übernahm und trug.

Dies hat ihn dann aus dem hoffnungslosen Existenzkampf in die Abhängigkeit des Beamten gedrängt. Seine Bewunderer aber und seine Freunde ließen es widerspruchslos und verständnislos geschehen, daß er in die Verbannung des kleinen Wolfenbüttel ging. Er wurde dort Herzoglicher Bibliothekar, ein schlechter Bibliothekar, sagten seine Nachfolger, der Unordnung schuf, wo Ordnung gewesen war. Und er war ein ebenso unmöglicher „Fürstendiener“, ohne Geschmeidigkeit und Devotion und mit der Gabe, sich in lauter unliebsame Händel zu verwickeln. Er wurde dementsprechend schlecht behandelt und schlecht besoldet, kam aus den Geldverlegenheiten nicht heraus; alle Versuche, anderswo freiere und leichtere Verhältnisse zu finden, scheiterten: Deutschland konnte einen Mann wie Lessing eben nicht tragen. Und so sind diese letzten 11 Jahre seines Lebens ein langes Martyrium — mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo er die männlich und tief geliebte Frau heimgeführt hat. Dies Glück währt wenig über fünf Vierteljahre. Im Wochenbett verliert er Frau und Kind und bleibt zurück mit der treulichst getragenen Sorge für Stiefsohn und -tochter.

Es gibt in der ganzen deutschen Literatur nichts, was so menschlich rührend ist wie Lessings Briefe an Eva König mit ihrer späten und verhaltenen Liebe und nichts so Erschütterndes wie die wenigen Zeilen, in denen er dem Bruder Krankheit und Tod von Sohn und Gattin anzeigt. Hinter den wenigen Worten steht das ganze Schicksal eines ganz großen, ganz guten und lauterer und deshalb ganz einsamen Menschen.

Wir dürfen nicht glauben, daß Einsamkeit, Armut, Kummer und Tod Lessing gebrochen hätten. Am Totenbett seiner

Frau schrieb er die Streitschriften gegen den Hauptpastor Götze in Hamburg, und damit beginnt eine neue und die größte Epoche seines Lebens.

Bald, nachdem er nach Wolfenbüttel kam, hatte er die Emilia Galotti veröffentlicht, den Vorläufer von Schillers Kabale und Liebe und in seiner scharfen und klaren Wendung gegen das absolute Fürstentum ein merkwürdiges Werk für einen fürstlichen Bibliothekar. Als er sieben Jahre später auf „seine alte Kanzel“, das Theater, zurückkehrte, geschah es, weil ihm, dem Gelehrten, der Kampf mit wissenschaftlichen Mitteln von seinem gnädigen Herrn verboten war. Seine theologischen Streitschriften mußte er abbrechen. So schrieb er Nathan den Weisen, die Freimaurergespräche und die Erziehung des Menschengeschlechts. Und das wurde sein großes und dauernd lebendes Vermächtnis an Deutschland.

Es gibt Deutsche, die diese Werke abtun mit einem Achselzucken: rationalistische Aufklärung. Ihnen ist zu antworten, daß sie Recht haben, und daß dies gerade der Ruhmestitel dieser Schriften ist. In ihnen, die aus einem kleinen, längst vergessenen Theologenstreit entstanden, lebt alles, was das 18. Jahrhundert zur Heldenzeit des Bürgertums macht. Sie haben alles, was dieser Zeit Kraft und Bedeutung verlieh: das Zutrauen auf die menschliche Natur und die menschliche Vernunft, die Wissensfreude und das Verantwortungsgefühl vor Mit- und Nachwelt, die Toleranz, die viel mehr ist als bloße Duldung, die Menschenliebe, Gerechtigkeitsgefühl und Selbstbescheidung mit umfaßt, und jene Sittlichkeit, die Milde und ernste Forderung vereinigt. Gewiß, Lessing war ein Sohn seiner Zeit, er geht nicht über die Grenzen des bürgerlichen Individualismus hinaus, aber er ist nicht nur der reifste, er ist auch der lauterste Sohn dieser Zeit. Und wie anders stände Deutschland, wie anders Europa da, wenn seine menschliche Freiheit, sein gutes Europäertum, seine klare Vernünftigkeit Nachfolge gefunden hätte, wenn nicht das Bürgertum seine eigenen Götter verleugnet hätte.

Lessing ist in diesen Spätwerken auf der Höhe, auch seiner schriftstellerischen Kraft, d. h. sie sind in ihrer Art die bestgeschriebenen deutschen Prosawerke. Er hatte in seiner literarischen Kampfeszeit die Franzosen bekämpft. Allein, er blieb ihr Schüler, vor allem der Schüler des ihm so eng verwandten Diderot. Was die Franzosen vor uns auszeichnet, die Klarheit, Beweglichkeit, die Disziplin des Stiles, das ist bei ihm vorhanden und so zur Natur geworden, daß wir im leichten Genuß nicht merken, welch hohes Können diese einfachen Sätze bildete.

Was aber über dem allen steht, ist die menschliche Größe dieser Werke. Sie schrieb ein früh gealterter, ein kranker, armer, einsamer, hoffnungs- und aussichtsloser, ein dem Tode verfallener Mann, und wo merkt man in ihnen etwas anderes als heitere Gefäßtheit, tätige Selbstbescheidung und jenes Bereitsein für Leben und Sterben, das uns als höchste Weisheit erscheint?

„Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ Das ist der jubelnde Schluß seines letzten Werkes, der Erziehung des Menschengeschlechts. Bald darauf brach der schon lange und schwer Leidende zusammen.

An seinem Grabe entspann sich ein Streit der Freunde, die mit ihm geprunkt und ihn in jeder Beziehung im Kampfe allein gelassen hatten, ein Kampf, der deutlich zeigt, wie wirklich einsam er war in seiner Zeit. Es ging um die Frage, ob er Spinozist gewesen. Das hieß für jene Zeit, ob er Atheist gewesen sei. Und Atheisten erweckten frommes Grauen. Uns ist dieser Streit ein Beweis, wie unfähig das deutsche Bürgertum war, seinen reinsten und besten Kämpfer aufzunehmen, wie unverstanden er bei seinen sogenannten Freunden blieb. Er ist es geblieben. Gegner freilich hat dieser streitbare Mann nach seinem Tode nicht gefunden, seine Lauterkeit machte auch Andersdenkende verstummen. Erst unsere Zeit mit ihrem gott- und geistverlassenen Antisemitismus bringt es fertig, Deutschlands beste Ehre in Lessing anzugreifen. Aber Nach-

folger fand er wenig und verstreute. So bleibt dem Proletariat, das so manche Mission des Bürgertums zu übernehmen hat, die Aufgabe, Lessings Botschaft des guten Willens in die Sprache unserer Zeit zu übertragen und in Tat und Wahrheit zu verwandeln. Die einzigartige Bedeutung seines Lebens aber werden wir erst dann wahrhaft schätzen können, wenn wir sie mit der Haltung der anderen Größen vergleichen, die jener Zeit entstammen. Sie alle fanden sich aber, ordneten sich ein und wußten an den Fürstenhöfen sich zu schicken, die allein einen Raum boten für geistige, für künstlerische Tätigkeit, und die daher dem ganzen Bürgertum als Mittelpunkte und erstrebenswerte Höhen der Gesellschaft erscheinen.

Sogar diejenigen unterliegen dieser Suggestion, denen ihr Schicksal ein freieres Leben ermöglicht hätte.

Goethe war in der ausnahmsweise glücklichen Lage Bürger einer freien Stadt, Sohn eines wohlhabenden und durchaus unabhängigen Mannes zu sein. Er wählt gegen den Wunsch des Vaters die Abhängigkeit an einem kleinen Hof und bindet sich dadurch für sein Leben in einer sogar für uns fast unausdenkbar engen Sphäre. Er schuf sich darin eine Welt? Gewiß, das ist das Schicksal der Deutschen überhaupt, sich für die angstvolle Enge der Wirklichkeit zu entschädigen dadurch, daß man in „der heiteren Freiheit der Gedanken“ schrankenlose Welten errichtet. Dies ist das Auszeichnende ihrer Werke, das sie zeitlos macht, aber auch heimatlos. Welcher europäische Dichter würde Gedankenfreiheit zu einer politischen Forderung machen? Schiller tut es, und der Deutsche sieht noch heute den Beweis geistiger Ueberlegenheit in einer Formulierung, die nur der Ausdruck einer heillosen und typisch deutschen Situation ist. Vorhandene geistige Kräfte können sich nach außen nicht auswirken, da ihre Wirkung eine revolutionäre Erschütterung der durchaus zurückgebliebenen politischen Struktur hervorrufen müßte, für diese aber die Voraussetzung in der

breiten Masse des Volkes fehlt. So wendet sich die vorhandene geistige Energie auf sich selbst zurück und verbraucht sich in Systembildungen. Man hat daraus auf einen besonderen deutschen philosophischen Tiefsinn geschlossen. Gewiß mit Unrecht. Geistige Energie sucht wie alle Energie die Stelle des geringsten Widerstandes, sie flüchtet also in einem politisch hoffnungslosen Lande in die heitere Freiheit der Gedanken. Unsere ganze klassische Kultur ist nichts anderes als eine solche Flucht, deren Großartigkeit wir bewundern müssen, aus der wir erfreuliche Rückschlüsse wagen dürfen auf die Unmöglichkeit, den Geist zu vernichten, die wir aber in einen Sieg nicht wohl umfälschen können.

Das deutsche Bürgertum hat keine Ueberlieferung geistiger Kämpfe und Siege, sondern nur eine Ueberlieferung sehr geschickter Verhandlungen und Vergleiche. Die wenigen offenen Rebellen hat es entweder als Außenseiter gestempelt oder in Vergessenheit ertränkt. In unserer ganzen klassischen Zeit war der einzige, Lessing, zu groß, eine dieser Methoden auf ihn anzuwenden. So hat man ein Drittes getan. Man hat ihn umgefälscht. Man hat aus diesem allerlebendigsten, ungelehrtesten, kampffreudigsten, aus dem unliterarischsten aller deutschen Schriftsteller einen gelehrten Systematiker und Halbdichter gemacht und hat so bei aller gezollten Ehrfurcht seine unprogrammmäßige Erscheinung eingeordnet in das Pantheon deutscher zeitloser Geistigkeit.

Lessing ist aber gerade deshalb für uns Heutige lebendig und kräftig, weil er zu seiner Zeit das Werk seines Tages und nur seines Tages tat und der göttlichen Vorsehung die Sorge für die Ewigkeit überließ.

Was ist von diesem Tagewerk heute für uns noch von unmittelbarster Bedeutung? Seine theologischen Streitschriften, sein Nathan, seine Freimaurergespräche und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ebenso wichtig sind seine Briefe und am wichtigsten ist der Mensch Lessing, dessengleichen wir in der ganzen reichen Geschichte des deutschen Geistes nicht haben.

HERDER

Es ist mir leid um dich,
mein Bruder Jonathan.

Wenn man das Leben Lessings begleitet, ein Leben voll Kampf und Arbeit, das in Armut und in der Enge eines beschränkten Berufs und einer kleinen Stadt endet, so sagt man vielleicht: Wie tragisch. Mit Unrecht, denn wenn je ein Mensch, so gehört Lessing zu den Unbesiegten. Er hat seinen Willen gehabt und seinen Preis dafür bezahlt. Der Preis war sein Leben. Tragisch ist vielleicht das Schicksal Deutschlands zu nennen, das in den entscheidendsten Epochen seiner Geschichte Männer wie Lessing hat, aber keine Gesellschaft, auf die sie wirken. Nein, Lessings Leben ist ein bürgerliches Heldenlied, keine Tragödie. Tragisch ist das Leben seines ihm ach so ungleichen Nacheiferers, den wir gewohnt sind neben ihm zu nennen: Herders.

Außerlich erscheint es unendlich erfolgreicher. Der Sohn des armen Mohrunger Dorfschulmeisters wird, 20jährig, Lehrer an der Rigaer Domschule und bald darauf Pfarrer, 26jährig Konsistorialrat in Bückeburg, 32jährig Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Weimar und stirbt als 59jähriger als Präsident des Konsistoriums und Herr v. Herder; d. h. er hat so ungefähr alle Ehren und Erfolge davongetragen, die die damalige Gesellschaft einem Bürgerlichen spendete. Und doch starb er als Gescheiterter. Er hinterließ kein geschlossenes Werk. Er hinterließ weder Schüler noch Nachfolger, und mit allem, was Jugend, Gegenwart und Zukunft hieß, lag er in erbittertem Kampf. Wie ist das gekommen? Herder ist der Typus des aus kleinbürgerlich-proletarischen Kreisen stammenden Ehrgeizigen, der die Welt, die Welt der herrschenden Klasse kraft seines Geistes erobern will. „Ich gehe durch die Welt!“ ruft er in seinem Reisetagebuch. „Was hab' ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache?“

Man würde vergeblich solch einen Ausspruch bei Lessing suchen, dessen in sich ruhende Sicherheit den Ruhm nicht sucht, wenn er ihn auch als selbstverständlich erwartet. Herder ist Emporkömmling, Lessing könnte man am besten den „klassenbewußten Bürger“ nennen. Und man muß Herders ganzes Leben, vor allem aber seine gedrückte und geschundene Jugend, kennen, um ihn und sein wahrhaft tragisches Schicksal zu verstehen.

Der sehr begabte Junge wird von einem minderwertigen Schöngeist von Pfarrer durch Jahre als ‚Bedienter und Sekretär‘ und „Mädchen für alles“ ausgebeutet, ohne bei den an Unterwürfigkeit gewöhnten Eltern Schutz zu finden. Die Jugendeindrücke sind nicht auszulöschen. Wir sehen heute in der Zeit der psychologischen Forschungen und der Psychoanalyse erst recht, zu wieviel Unausgeglichenheit, Ueberreiztheit und Schwäche hier die Ursache liegt. Als ein wohlwollender Fremder ihn nach Königsberg entführt, um ihn Medizin studieren zu lassen, wird er auf der Anatomie ohnmächtig. Nicht eigener freier Entschluß also, sondern seine schwachen Nerven führen ihn zur Theologie und zum Studium der „schönen Wissenschaften“. Nun folgen die Universitätsjahre eines armen Studenten, Entbehrungen, Abhängigkeit, vielerlei Anregung bei geistvollen Menschen, aber immer der Stachel der Not und der schärfere der gesellschaftlichen Unterlegenheit. Und dann kommt er mit 20 Jahren in Amt und Würden in eine Provinzstadt. Er ist mit einem Male Standes- und Respektsperson. Der junge Mann an dieser Stelle wird natürlich beneidet und beargwohnt. Er muß sich seine Stellung in der öffentlichen Meinung erobern und tut es. Wir wissen, was das heißt, bewunderter Lehrer, umschwärmter Prediger und ein Mann mit einer Zukunft in einer mittleren Stadt zu sein. Seinem jungen Ehrgeiz wirkt als verlockendster der schriftstellerische Ruhm. Seine anonym erschienenen ersten Werke werden Lessing zugeschrieben. Aber er greift Gegner an, er

vergreift sich. Es kommen unliebsame Fehden, bei denen er sich Blößen gibt — Herder ist immer unglücklich gewesen in seinen Fehden. Wo Lessing am größten und liebenswertesten erscheint, da verliert der von Jugend her Ueberreizte Ueberblick, Ueberlegung und Maß. Und siehe da, gleich ist ihm Riga verleidet. Er macht sich los und zieht aus, die Welt zu erobern.

Das ist recht eigentlich die Stimmung eines Tagebuchs, das er auf der Seefahrt von Riga nach Frankreich verfaßte, und das im Keime alles das enthält, was Herder für seine Zeit bedeutsam, für die unsere lebendig und liebenswürdig macht. Seine Pläne aber sind die, nach „Europa“ zu gehen — denn Livland, die russische Kolonie, das ist Halbasien und Halbbarbarei — und dann europäisch, menschheitlich gebildet, zurückzukehren und der Reformator Livlands zu werden. Er war noch ein Jüngling, ein 26jähriger, einer, der aus Not und Enge aufsteigend unbegrenzte Möglichkeiten sah, unbegrenzte Hoffnungen hegte. Er will in der Tat ein ganzes Land von oben her revolutionieren und erträumt sich dafür Ruhm und Glanz, die Liebe eines Volkes und die Unsterblichkeit. Die Welt gab ihm eine Oberhofpredigerstelle an einer kleinen deutschen Residenz.

Es sind die ganz gemeinen Sorgen um das tägliche Brot, die ihn schon nach wenigen Monaten unter ein schützendes Obdach jagen. Der Kampf um das Leben, den Lessing zwei Jahrzehnte führte, schreckt Herder, bevor er recht begonnen. Er wird Reisebegleiter eines deutschen Prinzen, erkennt sogleich die Unmöglichkeit dieser Stellung und geht, an der Selbständigkeit wie an seinen alten Plänen verzweifelnd, nach Bückeburg.

Auch hier wie bei Lessing spricht die Liebe mit. Er hatte in Darmstadt auf seiner Reise ein junges verwaistes Mädchen kennengelernt, Caroline Flachland, die bei Verwandten kein leichtes Leben führte. Ihr verlobte er sich. Aber auch ohne diese Bindung wäre er sicher in den Banden des Beamten-

tums geblieben. Seine Widerstandskraft war schon in seiner Jugend zerbrochen.

Bückeburg war der unglücklichste Boden für ihn: ein Miniaturländchen, dessen Residenz und größte Stadt 2000 Einwohner zählte, ein Fürst, der seine in Preußen erlernte militärische Wissenschaft in den wunderlichsten Soldatenspielereien übte und übrigens den engsten Gottesgnadenstandpunkt auch gegen den Hofprediger vertrat. Herder suchte die Zuflucht aller reizbaren, vom Leben geängsteten und kampfunfähigen Naturen, er floh in einen schöngeistigen, mystisch angehauchten Pietismus, der freilich seine Abstammung von der Aufklärung nie verleugnen konnte und deshalb von den Brüdern in Christo nur bedingt anerkannt wurde. Herders Religiosität hat immer einen durchaus anderen, weit gefühlsseligern Charakter als Lessings klares Tatvertrauen. Wenn es ihm schlecht geht, wird sie sogleich enger und ängstlicher, sie wird zur typischen liberalen Konsistorialtheologie, die glücklich ist, wenn sie ihre freieren Gedanken ohne Anstoß in das kirchliche Dogma hineingeheimnissen kann.

Zunächst kam eine bessere Zeit für den armen Theologen. Die Universität Göttingen freilich, auf die er hoffte, nahm ihn nicht. Es verdient kein Vergessen, daß unsere deutschen Universitäten den großen Außenseitern, die sie durch ihre Aufnahme hätten retten können, sich genau so verschloß, wie sie es noch heute tut. — Aber Goethe, den er in Straßburg kennengelernt, hatte ihn nicht vergessen. Er bestimmte den Herzog von Weimar ihn zu berufen.

Was sich damals in den 70er Jahren in Weimar sammelte, ging unter der Flagge „Sturm und Drang“ und umfaßte ein junges Deutschland, das gegen Tradition, Konvention und Zwang eine individualistische, anarchische Freiheit predigte. Lessing, obgleich anerkannt, war diesen alte Generation, Shakespeare ihr Abgott. Nachdem im Beginn Herders Einfluß der stärkste war, wurde sehr bald Goethe ihr Haupt

— von einem Führer kann man kaum sprechen, da sie nie eine geschlossene Bewegung bildeten. Diese „Stürmer und Dränger“ sind in ihren Anfängen nicht nur allgemein, sondern durchaus politisch und sozial revolutionär und sie hätten möglicherweise eine starke Bewegung auslösen können, wenn die Gesellschaft dagewesen wäre, eine solche fortzuleiten. Die aber gab es nicht. Bauern und Kleinbürger waren gedrückt und arm, von der nationalen Kultur noch nicht erfaßt. Fürsten und Adel, die privilegierten Stände, ruhten in ihrem Besitz und spielten höchstens einmal mit „den modernen Ideen“ und das geistig führende Bürgertum stand in Beamtenabhängigkeit von diesen Privilegierten.

Die Häupter des „Sturm und Drang“ wurden Hofbeamte in einer kleinen Residenz, Klinger ging ins Ausland, Lenz verfiel dem Wahnsinn, die übrigen versanken in konventionelle Belanglosigkeit.

Was ward aus Herder? Zunächst, nachdem der Anfang ihm die Enttäuschung brachte, daß er neben Goethe zu einer zweiten Rolle verurteilt war, erlebte er, als ihre alte Freundschaft sich erneuerte, Jahre äußerst fruchtbaren erfolgreichen Schaffens. Sein umfassendstes Werk, die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, entstehen in diesen Jahren. Aber dies Schaffen ist eine Nachblüte. Er formuliert, rundet ab, vervollständigt, gibt heraus. Seine Tätigkeit als Uebersetzer vollendet sich erst jetzt. Wesentlich Neues hat er nicht mehr geschaffen.

Und sehr bald ermüdet sein Schaffen überhaupt. Was Lessing in den unleidlichsten Verhältnissen erhält, die Leidenschaft des Kampfes um die Wahrheit, das fehlt bei Herder. Er ist so beweglich und empfänglich, daß er immer auch die andere Seite sieht, daß auch die Kehrseite einer Wahrheit ihm wertvoll erscheint, und jene Formulierung die beste, die auch ihr Gegenteil umfaßt. Wo er streitet, streitet er nicht um Grundsätze, sondern um Meinungen und oft um Grillen und aus persönlicher Verärgerung. So

sind alle seine Kämpfe unfruchtbar und unerquicklich, am meisten die langgedehnten mit seinem Lehrer Kant.

Und bald drängte die Entwicklung diesen weichen Menschen, der nur mit dem Strome „umfangend umfassen“ atmen und wirken konnte, in Vereinsamung und Gegensatz. Goethes Freundschaft entgleitet ihm zuerst. Das jung heraufkommende Geschlecht der Romantik, das ohne sein Werk ganz undenkbar ist, stand ihm von Anfang an durch seine eigene Schuld in einer bössartigen Gegnerschaft gegenüber. Er kämpfte offen und insgeheim in diesen letzten schlimmen Jahren gegen alles, was gegenwärtig, jung, bedeutend war. Er sah gewiß manche verhängnisvolle Einseitigkeit der Zeit sehr richtig, aber er stand durchaus im Lager der Vergangenheit. Die Zeit war lange über ihn hinweggegangen, er war ein toter Mann, als er starb.

Dies Schicksal ist um so erschütternder, als es einen Mann betraf, dessen Wesen unendliche Aufnahmefähigkeit ist, der geschaffen scheint, alle Regungen seiner Zeit aufzufassen und in den reinsten Schwingungen weiter zu geben; Deutschland hat Lessing unglücklich werden lassen, Herder hat es zerstört.

Was macht dies tragische Leben und dies halbvernichtete Werk für unsere Zeit bedeutungsvoll? Zwei Dinge: Herder ist der erste Entwicklungstheoretiker, und er ist der glänzendste und überzeugteste Vertreter internationaler Menschlichkeit.

Zu beidem bestimmt ihn seine Herkunft. Seine Heimat Ostpreußen, sein erster Wirkungskreis, Livland, sind Kolonialland. Sie vereinigen verschiedene Rassen, herrschende und unterworfenen Völker, verschiedene Phasen der Kultur. Herder sah dies mit den Augen eines, der selbst aus dem Volke stammte, mit einem Herzen, das selber Verachtung und Unterdrückung getragen hatte. Und er hat nie, auch in der Enge des kleinstaatlichen Deutschlands nicht, diese großen Erlebnisse von Völkereigenart und Völkerschicksal vergessen.

Das hat ihn befähigt, die Bedeutung geschichtlicher Epochen, das Einmalige und das Wiederkehrende kultureller Phasen zu erkennen, Schicksalhaftes in der Entwicklung der Völker zu sehen, daher geht von ihm die Entwicklung all unserer historischen Wissenschaften aus. Freilich fehlen ihm alle Möglichkeiten unserer so unendlich reichen vergleichenden Kulturwissenschaft, freilich ist er ahnungs- und verständnislos gegenüber allen Wirtschaftsfragen und sieht nicht, daß die Entwicklung der Arbeit auch die Entwicklung der Kultur bedeutet. Aber die Idee einer Menschheitsgeschichte ist von ihm zuerst gefaßt und in einem großen Zusammenhang gesehen. Keiner seiner Nachfolger ist ihm an Größe der Auffassung gleichgekommen, und erst Marx ist über ihn hinweg zu einer neuen und sicheren Methode gelangt.

Was mit dieser umfassenden Geschichtsbetrachtung zugleich gegeben ist: die internationale Einstellung, wurde vielleicht noch fruchtbarer. Seine Volksliedersammlung, die Stimmen der Völker in Liedern, blieb sein schönstes und lebendigstes Werk. Es ist ganz unmöglich, ihren Einfluß zu überschätzen. Goethe und die Romantik, unsere moderne Lyrik und unsere Sagenkunde und Literaturforschung sind von ihnen getränkt und befruchtet. Es gibt wenige epochemachende Bücher. Dies ist eins, obgleich sein Vater sich ein paar Jahre lang nicht getraute, es herauszugeben, aus Angst, mit seinen alten Gassenhauern lächerlich gemacht zu werden.

Dieses Handeln ist für Herder bezeichnend. Er scheut den Kampf und die klare Entscheidung. Seine Stärke ist das Verstehen, seine Schwäche das Vermitteln. Und wo er kämpft, da kämpft er gegen Klarheit der Entscheidung und für das Kompromiß. Darum wendet er sich mehr und mehr rückwärts und wird so der Vorläufer all unserer Romantiker aus Schwäche und Reaktionäre aus Sentimentalität.

MÖSER

1720—1794

In der nördlichsten Ecke von Westfalen liegt das Bistum Osnabrück. Das hat ein wunderliches Schicksal gehabt im Westfälischen Frieden. Als einziges deutsches Land war es wechselnden Glaubens. Es hatte abwechselnd einen katholischen und evangelischen Bischof. Es hat auch sonst seine mancherlei Absonderlichkeiten, obgleich es heute zur Provinz Hannover gehört und seine Welfenbewegung hat, wie sich das schickt für einen westfälischen Erdenwinkel. Der Westfale war bekanntlich schon in Opposition, als der liebe Gott ihn erschuf, und sein erstes Wort war: „Wat stött he mi? Dat lied ick nich.“ In dieser männlichen Grundeinstellung verharret er noch heute. Obgleich die Osnabrücker also äußerlich zu Hannover gehören und sich gelegentlich auch dahin rechnen, sind sie solch uralte westfälische Bauern, wie's deren nur geben kann. Höfe, die sich schon in karolingischen Urkunden finden, Geschlechternamen, die die englischen Adligen tragen und damit ihre alte Stammesverwandtschaft beweisen, altes Recht, uralte Sitten und eine Zersplitterung in Mundart, Konfession und Ueberlieferungen, die die Begeisterung jedes völkischen Separatisten bilden müßte: so sieht's dort aus.

Aber dies alte Bauernland hat eine Handels- und Wirtschaftsüberlieferung internationaler Art. Durch die Landschaft führt die uralte Handelsstraße, die Frankfurt mit Bremen, Süddeutschland mit der Nordsee verband. Osnabrück war ein Vorort der Hansa. Und die alten Ueberseeverbindungen wurden lebendig erhalten, denn Osnabrücks weltliche Bischöfe stammten aus dem Hause Hannover, das auf dem englischen Königsthron saß.

Daher, aus England, hat sich auch der junge Rechtsanwalt Justus Möser die Anschauung geholt über vernünftige Wirtschaft und über die Zusammenhänge zwischen öffentlichem

Recht und privatem Wohlstand. Als er dann *Advocatus patriae* wurde, d. h. erster Rechtsbeistand der Regierung, da spürte er eine pädagogische Ader. Und weil er in England die Bedeutung der Presse kennen gelernt, so schuf er sich ein Organ im „Osnabrücker Intelligenzblatt“ und hat durch ein paar Jahrzehnte, d. h. durch die ganze Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit, darin eine Propagandatätigkeit geübt, an der unsere öffentlichen und geheimen Regierungspressechefs ihr blaues Wunder erleben würden. Er hatte freilich zwei Dinge vor ihnen voraus: 1. glaubte er an seine Sache und verstand erheblich viel von ihr, und 2. war er mit ein paar glücklichen Gaben auf die Welt gekommen: mit hellen Sinnen, heiterem Witz und einer leichten Ausdrucksfähigkeit.

„Donnerwetter,“ sagte mein Bruder, als er in Möser gelesen hatte, „wie schade, daß so ein Kerl so reaktionär ist.“ Hatte er recht? Ganz gewiß, Möser ist ein konservativer Mann. Er ist für gottgewollte Abhängigkeiten, ihm ist menschliche Gerechtigkeit ein viel zu allgemeiner Begriff, und er setzt dafür lieber öffentliche Wohlfahrt. Das ist für uns sehr oft befremdend und manchmal empörend, wenn er Ungerechtigkeiten gegen Arme und Entrechtete billigt und fördert. Wir lernen aber etwas dadurch, nämlich, wie ein starker Einfluß damals von England nach Deutschland herüberströmte. Möser hat nicht nur seine journalistische Weisheit sich von dort geholt, sondern auch seine staatswirtschaftlichen und politischen Grundsätze. Die gehen darauf aus, einen festen, dauernd begründeten Besitz zu schaffen und ein unabhängig wohlhabendes Bürgertum. Er ist nicht gegen den Adel und nicht einmal gegen Adelsprivilegien. Aber er verlangt Arbeit und Sparsamkeit von ihm. Er ist nicht gegen Leibeigenschaft. Er will aber ein fest auf der Scholle begründetes Bauerntum. Er hat mit einem Wort ein aufsteigendes Land jenseits der Nordsee gesehen. Ihn kränkt die heimatliche Armut, und als ein Mann der Ord-

nung und der verständigen Ueberlegung sucht er nach praktischen Rezepten, um ohne Umsturz und Erschütterung gleiches in seiner Heimat zu erreichen.

Geht uns ein solcher konservativer Sozial- und Wirtschaftsreformer heute noch etwas an? Darum geht er uns was an, weil er zugleich ein einzigartig guter und treuer Schilderer seiner Zeit ist, ein Spiegel, der nichts verfälscht und nichts verschönt.

Diese Zeit ist es, aus der wir erwachsen sind. Wir lernen sie zumeist kennen als unsere klassische Zeit, als die Zeit unserer geistigen und künstlerischen Großtaten. Und dies war sie gewiß: die klassische Zeit des deutschen Bürgertums, auf deren Verlassenschaft noch heute dies Bürgertum sich beruft, die es zu verteidigen vorgibt. Und nun lernen wir diese Zeit im Alltag kennen, arm und beschränkt, voll Ungerechtigkeit und Unnatur. Wenn Möser erzählt von den Sandhaufen, die in Le Havre am Hafen liegen, und die man dort die deutschen Waren nennt, weil die deutschen Schiffe sie als Ballast mitgebracht haben — andere Ausfuhrwaren gab es in Deutschland nicht — nicht wahr, das gibt besser als die fehlenden Statistiken es könnten, ein Bild von deutscher Wirtschaft in jener Zeit, als England und Frankreich ihren Reichtum begründeten. Wenn er die Geschichte eines kleinen Bauern erzählt, der durch alte Erbgerechtsame seines gnädigen Herrn von Haus und Hof vertrieben wird, so haftet dies Bild vom Bauernelend. Und was er über Frauenarbeit erzählt und über die Modetorheiten der Adligen, das sind alles lebendige Beiträge zu einer Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Lebendige Beiträge — das hebt ihn über die vielen Satiriker und Moralisten seiner Zeit hinaus, daß er so voller Anschauung und Handlung ist, und daß wir seine enge und doch so bunte, widerspruchsvolle und von ihrem Recht so überzeugte Welt mit durchleben.

Er war Herder befreundet und Goethe bekannt. Er gehörte zu einem Kreise, dem auch der Wandsbecker Bote,

Matthias Claudius, nahe stand. Dessen Schriften sind das poetisch gefühlvollere Gegenstück zu Möser's nüchternen Wirklichkeitsbildern. Beide gemeinsam geben uns das Niederdeutschland jener Zeit, in der das Bürgertum der Welt sein Recht eroberte und seine Heldenzeit erlebte. Es ist indessen notwendig festzustellen, wie unendlich groß der Unterschied ist zwischen diesen unseren führenden Publizisten und denen des Auslandes. Dort Kampf grundsätzlicher Art, hier friedliche Zustand- und Stimmungsmalerei, dort der Aufstieg des Bürgertums, das sich selbst als Vertreter der Menschheit fühlt, hier vernünftige Ueberlegung, wieso man bessere Maßnahmen treffen könne gegen allzu krasse Uebelstände, dort der Mut und der Wille, neue Erkenntnis umzusetzen in revolutionäre Tat, hier das emsige Bemühen, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen.

Möser's Standbild steht heute auf dem Marktplatz von Osnabrück, zur Rechten die bischöfliche Kanzlei, zur Linken die Jesuitenkirche, rings zu seinen Füßen breiten sich die Fleischerbuden und die Stände der Bauern aus, die ihr Gemüse und Obst, ihre Butter und Eier meilenweit, schon zur Nachtzeit, aus dem Münsterland und Artland, aus dem Tecklenburgischen und dem Ravensbergischen zu Markte bringen. Dieselben Waren, dieselben Gesichter, dieselben Namen wie zu seiner Zeit. Möser sieht auf sie herunter: ein zierlicher, freundlicher Mann in Zöpfchen und Schnallenschuhen und mit demselben schwarzen Mäntelchen, das die Leichenbitter tragen, die zu seinen Füßen zu einem Begräbnis Nachbarn und Gefreundete einladen, heute wie zu seiner Zeit. Aber in der Ferne raucht das Osnabrücker Stahlwerk und die Georgsmarienhütte. Am Piesberg wachsen die Steinbrüche und fressen langsam den ganzen Berg, und am Hüggel schaffen sie das Erz zu Tage für rheinische Hochöfen. Und das Geschlecht, das um diese Werke, in dieser Arbeit erwächst, das sieht schon anders aus als Möser's Häusler und anders auch als der alte Karl Fischer, der hier

vor 40 Jahren Hochofen schürte und seine Arbeiternöte dumpf ergeben niederschrieb. Das hat den alten Westfalendickkopf: „Wat stött he mi? Dat lid ick nich!“ und geht damit an die Aufgaben einer neuen Welt heran, und dieser neue Wein wird sich nicht in die Möerschen Schläuche beschaulicher Traditionstreue fassen lassen.

HEBEL

1760—1826

Allezeit Wein oder allezeit Wasser trinken, ist nicht lustig, aber bisweilen Wein und bisweilen Wasser trinken, das ist lustig. Als ist es auch lustig, so einer mancherlei lieset. 2. Buch der Makkabäer.

Die Herren Pastoren vor hundert Jahren waren eine bedeutend behaglichere Gesellschaft als die streitbaren Herren von heutzutage mit ihrem deutschen Gott und deutschen Stinnes, mit ihren Bannflüchen und Fahnenweihen. Die geistlichen Herren des 18. Jahrhunderts hatten ihre Kämpfe hinter sich, wenn sie in Amt und Würden kamen. Und diese Kämpfe waren nicht zu vergleichen mit den patriotischen Kreuzzügen ihrer Amtsnachfolger. Sie entstammten zumeist dem Kleinbürgertum oder dem Bauernstande, und selbst wenn ihr eigener Vater Pfarrherr war, so waren die Mittel zum Studium bescheiden bemessen. So ein armer Junge lernte dann das Hungern kennen: auf dem Gymnasium und später im Stift oder auf der Universität, als Schulmeister und als stellensuchender Kandidatus. Er lernte es auch, sich zu ducken vor gestrengen Rektoren und wohlgelehrten Professoren, vor den Kirchenpatronen und den bestellten Pfarrherren, vor den geistlichen und den weltlichen Vorgesetzten. Wenn sie nach solch einem langen Dornen- und Geduldsweg endlich ihre Pfarre in Besitz nahmen, dann hatten sie sich zumeist Kampflust und Angriffsmut so gründlich abgewöhnt, daß Bienenzucht und Obstkultur oder irgend ein ökonom-

misches und wissenschaftliches Steckenpferd ihrem Taten-
drang genügte. Etwaigem Kampfeifer aber boten die Ge-
meindekinder ein weites Feld. Denn da das Einkommen eines
geistlichen Herrn zumeist aus Pachten, Abgaben und Ge-
rechtsamen bestand und da auch beim kirchentreuesten
Bauern die Liebe zum Besitz noch etwas größer ist als die
Liebe zum Seelsorger, so war dieser Streit um weltliches
und geistliches Recht eine nicht endende Beschäftigung, Ab-
lenkung und Geistesgymnastik. Es ist nicht zu sagen, wie
sehr uns die Ablösung der geistlichen Gebühren geschadet
hat, denn all ihre überflüssige Energie und freigewordene
Zeit können die geistlichen Herren jetzt auf die Politik ver-
wenden, und wenn Feierabendpolitiker immer von Uebel
sind, so sind sie's doppelt und dreifach auf der Kanzel und
im Beichtstuhl.

Dieser Art waren die Pfarrherren des 18. Jahrhunderts
nicht. Sie kannten das Elend des Lebens, eines armen, ab-
hängigen und gedrückten Lebens, meistens recht gut und
schätzten eine schwer erdiente Behaglichkeit. Und sie ver-
standen sich recht gut auf ihre Leute, auf deren guten
Willen sie zumeist sehr angewiesen waren. Manche von
ihnen haben, praktisch und weltfroh, ihre Spuren in ein-
samem Orten hinterlassen, Straßen gebaut, Schulen einge-
richtet, landwirtschaftliche Reformen eingeführt. In der Lite-
ratur jener Zeit begegnet man ihnen auf Schritt und Tritt.
Und bisweilen findet man ein gerettetes Exemplar in irgend-
einer weltabgelegenen Ecke, wie in manchen Winkeln
Tirols, wo das Pfarrhaus zugleich Wirtshaus ist und der
hochwürdige Herr seinen Gästen die Suppe aufträgt und
sie dann mit auf seine Matte zum Heuen nimmt. Einen
leisen Nachklang dieser Zeit finden wir im alten Turmhahn
Mörickes. Möricke hat sich ein paar Jahre lang wohl oder
übel mit einem Pfarramt und Württemberger Bauern herum-
geschlagen. Sein Gedicht ist der leis verklärende Spiegel
eines halbbäuerlichen Gelehrten-daseins. Sehr viel derber und

tätiger hat sein schwäbischer Amtsbruder Hebel seine Umgebung aufzufassen gewußt. Sein rheinischer Hausfreund ist ein süddeutsches Gegenstück zum Werk des sehr norddeutschen Möser, weniger politisch, weniger ökonomisch eingestellt, wie das bei einem geistlichen Rat zu erwarten steht, aber noch volksmäßiger und bei allem unbefangenen Moralisieren eines der allerbesten Geschichtenbücher, die wir in Deutschland haben. Dieser „Hausfreund“ setzt die Ueberlieferung der alten Handwerksburschengeschichten fort, die die deutschen Bürger sich vor Jahrhunderten erzählten. Er ist der direkte Nachfahr von Hans Sachs, und seine Ursprünge sind wohl die gleichen: das nachbarliche Feierabendgespräch auf dem Dorfplatz oder hinter dem Wirtshaus. Dort entsteht die Ueberlieferung für solche Witze und zugespitzte Anekdoten, wie sie noch heute von Mund zu Mund gehen und ihre klassische Ausprägung eben in diesem Buche eines geistlichen Rates und Prälaten des Königs von Württemberg gefunden haben.

„Diese Geschichten sind doch gar zu kindlich,“ sagte mir eine Lehrerin, der ich sie für ihren Schulunterricht vorgeschlagen hatte. Sie sind in der Tat ziemlich verwirrend für Kinder unserer Tage. Meine kindliche Bestürzung war groß, als ich die Geschichte des Husaren von Neißel las, der in Frankreich ein Mörder und Räuber war und in Deutschland ein geachteter Mann, bis der junge napoleonische Soldat seine Uebeltaten aufdeckte und ihm verzieh. Die Geschichte war sicherlich aus Versehen in unser Lesebuch geraten, und sie verwirrte mich ebenso wie die Geschichte von der guten Mutter und ihrem guten Sohn, der General bei Napoleon wurde, und die andere von Napoleons Freundlichkeit gegen eine alte Aepfelfrau. So lernten wir sonst die Franzosen nicht kennen, und durch diese Kinder geschichten schaute ich in ein unbekanntes Land internationaler Menschlichkeit. Das war gewiß ein heimatlicher Boden für den Württemberger Prälaten, der ein Baseler

Weberssohn war und der in der heimatlichen Schweiz und im benachbarten französischen Elsaß zeit seines Lebens zu Hause blieb. Und das gibt seinen behäbig kleinbürgerlichen Geschichten eine Weite und eine Weltoffenheit, die unserer späteren sogenannten Heimatdichtung, ach, gar bitter fehlt.

Er hat äußerlich gar viele Nachfolger gefunden, der rheinische Hausfreund. Die verschiedenen hinkenden und nicht-hinkenden Boten, die vielen christlichen und einige nicht-christliche Kalender gehören zu ihnen; es gehören dahin aber auch die mannigfachen geistlichen Herren, die es versucht haben, mit Druckerschwärze Seelsorge zu treiben. Der größte unter ihnen ist sein Schweizer Landsmann Jeremias Gotthelf. Aber diesem prachtvollen Erzähler und Menschenkenner fehlt Hebels Heiterkeit und Unbekümmertheit. Er ist schon Politiker und Agitator, manchmal ein Agitator sehr üblen Stils.

So steht Hebel trotz seiner Nachfolger in der Tat allein als Schilderer einer kleinbürgerlich-bäuerlichen Welt, die auf dem Hintergrund der großen Revolutionskriege sich um so eindrucksvoller abzeichnet. In diesem Winkel Deutschlands ist noch heute manches erhalten von dieser Welt der Postkutschen, Turmhähne, Gevattern und Hausfreunde. Das Deutschland von heute umfaßt sehr viele Gesellschaftsphasen. Und wenn wir schmerzlich lernen, daß Bayern noch heute im Jahrhundert der Religionskriege und der Judenverfolgungen lebt, so ist es recht nützlich, sich in der Unterhaltung mit dem rheinischen „Hausfreund“ die Welt unserer Urgroßväter vor Augen zu führen, in der der schwäbische Kleinbauer und Ackerbürger noch heute sein Dasein verbringt.

JOHANN GEORG FORSTER

1754—1794

Freiheit, dieses höchste Ziel, dem der Mensch in sittlicher und bürgerlicher Beziehung entgegenreifen kann, wird ohne wiederholtes Ausgleiten und Irregehn nicht errungen, aber ist sie es nicht wert, so teuer, ja teurer noch erkaufte zu werden?

Forster.

Deutschland hat schon einmal in Europa das Bollwerk gegen eine Revolution abgegeben. Als 1792 der Ansturm der preußisch-österreichischen Truppen gegen das konstitutionelle Frankreich bei Valmy zerbrach, stand in Frankreich das Volk ebenso auf gegen die vom Ausland drohende Reaktion, wie das russische Volk gegen die vom Ausland unterstützten Emigrantengenerale. Dieser nationale Zusammenschluß fegte den des Hochverrats überführten König hinweg, schuf die Republik und führte die Revolutionscharen über die französischen Grenzen. Damals entstanden in rascher Folge die helvetische, batavische, ligurische Republik, die erst vom napoleonischen Imperium aufgesogen worden sind, niemals aber in ihren vorrevolutionären Zustand zurückkehrten.

In Deutschland entstanden keine Republiken. Nicht etwa, als ob irgend ein nationaler Widerstand sich erhoben hätte. Schon drei Jahre später verschacherte der König von Preußen im Baseler Geheimvertrag das ganze linke Rheinufer an Frankreich, und als die Friedensschlüsse der folgenden Kriege und endlich napoleonisches Diktat im Reichsdeputationshauptschluß diesen schmachvollen Handel rechtskräftig machten, da war an keine Volksbewegung zu denken. Es gab Resignation bei den Besseren und bei den wenigen Besten schweigende Empörung über dies Diktat eines Fremden. Die innerdeutsche Regelung, die 112 Landesväter ihrer respektiven Untertanen beraubte, mußte von jedem als heilsam anerkannt werden. Aber es war eine Revolution

von oben in einer schon durchaus unrevolutionären Zeit, die nur noch das Erbe der alten Revolution liquidierte.

Diese große europäische Bewegung brach sich an Deutschland, weil in Deutschland keine Klasse vorhanden war, die sie aufnehmen konnte. Die größten Vertreter des bürgerlichen Deutschlands sahen in ihr nur die Bedrohung der Ordnung, „die fürchterliche Bewegung“, die weiterzuleiten für den Deutschen unziemlich war. Hermann und Dorothea sind das klassische Dokument dieser deutschen, auch für den heutigen Deutschen so sehr charakteristischen Haltung. Die führenden, die wohlgesinntesten Deutschen sahen die Deutschen, wie sie durch Jahrhunderte der Unterdrückung und Armut geworden waren: engbrüstig und ängstlich, beschränkt und mißtrauisch, ohne eigenes Urteil und ohne Interesse für das, was über ihren engsten Vorteil hinausging. Sie kannten kein Volk und nicht die Wirkung bürgerlicher Freiheit und glaubten daher an die Notwendigkeit und Möglichkeit vorbereitender Erziehung. So blieb der Versuch einer Befreiung von unten her ohne Widerhall, ohne Unterstützung und brach schnell zusammen.

Auch dieser Versuch ist von außen halb erzwungen. Als die Verbündeten 1792 sich aus Frankreich und über den Rhein zurückzogen, floh der Erzbischof von Mainz, und in der von den nachrückenden Franzosen besetzten Stadt wurde die Republik ausgerufen und ein Wohlfahrtsausschuß eingesetzt. Schon im folgenden Jahre, als die Franzosen sich zurückzogen, wurde die alte erzbischöfliche Herrschaft ohne Widerstand wieder eingeführt, und diese einzige republikanische Episode würde nur eine der vielen politischen Burlesken in Deutschland sein, wenn nicht das Schicksal eines Mannes damit verknüpft wäre, der zu den wenigen politischen Köpfen und unabhängigen Charakteren im deutschen Bürgertum gehört.

Johann Georg Forster ist durch seine Geburt ein halber Schotte. Sein Vater, der Naturforscher und Weltreisender

war, nahm ihn schon als Kind auf Reisen in Rußland mit, und der Siebzehnjährige begleitete ihn auf einer Reise mit Cook um die Welt. Als sie zurückkamen, erwarteten den Vater Mißhelligkeiten mit der englischen Regierung, Kampf ums Brot und das Schuldfängnis. Georg übernahm die Sorge für die Familie. Als Dreiundzwanzigjähriger veröffentlichte er bereits die Schilderung seiner Reise mit dem Vater. Damit war sein Ruf begründet, aber nicht seine Existenz. In England hatte er keine Aussichten. So fügt er sich in das Los eines deutschen Gelehrten, wird Lehrer in Kassel, Professor in Warschau und Mainz, heiratet eine Professorentochter und wird in Mainz von der französischen Revolution ereilt.

Forster war welt- und menschenerfahren. Er war ein geübter Beobachter, und er hatte jene Mischung warmen menschlichen Verantwortungsgefühls mit ruhigem Urteil, die den politischen Menschen macht. Kurze Zeit vor dem Ausbruch der Revolution hat er ein Buch geschrieben („Ansichten vom Niederrhein“), das neben Seumes Reiseberichten das einzige heute noch lebendige politische Buch aus dieser Epoche Deutschlands ist, das einzige Buch, das deutsches Elend unverhüllt zeigt, und das es wagt, den Dingen die rechten Namen zu geben, Willkür Willkür, Priesterherrschaft einen Unfug und das herrschende Polizeiregiment eine Dummheit zu nennen.

Forster reiste den Rhein herunter nach Belgien, den Niederlanden und England. Die deutsche Kleinstaaterei, das Unwesen der geistlichen Fürsten tritt ihm so in Gegensatz zu dem Handel und Wohlstand der großen Hafenstädte. Er hat den Blick für das Leben einer Stadt. Seine erste Frage ist stets: Wie sieht das Volk aus, wie trägt es sich? Und dann kommen die Schlüsse auf den Gesamtzustand des Landes. Er urteilt mit einer heiteren Weitherzigkeit, läßt alles gelten, was irgendwie mit freier Entwicklung vereinbar scheint, und sucht immer wieder diese Wahrheit nachdrücklich zu machen, daß nur der freie von Regierungswillkür

nicht behinderte Mensch, dieser aber auch mit Sicherheit sich selber und der Allgemeinheit zum besten dienen werde.

Dieses Buch erschien am Vorabend der Revolution. Es traf in Deutschland auf eine gebildete Schicht, die in allgemeinen Menschheitsideen schwelgte, und deren drittes Wort Humanität und Gedankenfreiheit war. Es fand denselben Beifall, der die Anfänge der französischen Revolution begrüßte. Diese Revolution wurde nach ihren sehr dekorativen Anfängen bald zum brutalen Machtkampf; französische Truppen rückten an den Rhein, Mainz ward besetzt, gleichzeitig wurde in Paris der König gefangen gesetzt, und es kamen die Septembermorde. Forster trat sofort auf die Seite der Franzosen. Er trat in die Verwaltung und arbeitete mit aller Macht für den Anschluß an die französische Republik nach dem Beispiel der Schweiz und Belgiens. Er sah sehr wohl die Fehler, die begangen wurden, die Gewalttätigkeiten, die viele empörten. Er sah, was in der Tat nicht zu übersehen war, die Unfähigkeit der Mainzer Bürger, über die allerengsten persönlichen Interessen hinauszusehen. Er gab sich sehr bald keiner Täuschung hin, daß Mainz auf die Dauer nicht zu halten war. Aber er sah die ungeheure Bedeutung der Revolution. Er war bereit, alle ihre Folgen auf sich zu nehmen, schwankte nicht in seinem Glauben an sie und noch weniger in der Entschlossenheit seiner Parteinahme und stand bald völlig allein. Deutschlands Gebildete hatten sich anfangs, wie Forster sagt, „mit einer Art Siegwart-Empfindsamkeit über die Harmlosigkeit der Revolution gefreut“. Sie waren nicht willens, eine große geschichtliche Entwicklung nach ihren Gesetzen zu beurteilen, wollten das Recht zu Gewalttätigkeit nur den alten anerkannten Mächten zubilligen, weigerten sich durchaus, die Geburt einer öffentlichen Meinung und eines nationalen Verantwortungsgefühls in ihrer Größe zu sehen und wollten vor allem nicht in ihrem eigenen Behagen gestört sein.

Forster ging nach Paris mit einer Kommission, die den Anschluß der rheinischen Republik an Frankreich vor dem

Konvent vertreten sollte. In seiner Abwesenheit wurde Mainz von den Alliierten belagert und genommen. Der Erzbischof kehrte zurück, gegen alle Republikaner wurde aufs schärfste vorgegangen. Ihm selbst war die Rückkehr durchaus versperrt, seine Existenz vernichtet und er mittellos allen Stürmen der Revolution ausgesetzt. Er blieb in Paris wurzellos. Der Parteistreit, der damals alle Häupter der Revolution forderte, blieb ihm fremd. Er war keinem ein Werkzeug, daher wurde er auch von niemand gebraucht und war bald äußerstem Mangel ausgesetzt. Hinzu kam, daß seine Frau, die in die Schweiz geflüchtet war, sich von ihm fort und einem Freunde zuwandte. So war er in der Tat gänzlich verlassen.

In dieser Lage erst lernen wir Forster kennen. Er verliert nicht einen Augenblick sein ruhiges Urteil, seinen sicheren Glauben an Sinn und Größe alles dessen, was geschieht. Er sieht die Unmöglichkeit einer deutschen Revolution, die Unwiderruflichkeit seiner Verbannung, und bewahrt Mut und Fassung. Und seiner Frau wie ihrem Freunde, denen er bis zum Ende sein Herz ausschüttet, gilt nie ein Vorwurf, sondern nur unveränderte Fürsorge und unverändertes Vertrauen. Als ein Fieber ihn im Januar 1794 wegnahm, begrub das Elend einen Unerschütterten.

Forsters Lauterkeit ist so unangreifbar, daß niemand den Revolutionär und Franzosenfreund persönlich verdächtigen konnte. Man hat versucht, ihn zu vergessen. Aber seine „Ansichten vom Niederrhein“, sein „Bericht über die Mainzer Revolution“ und seine „Pariser Briefe“ sind die wichtigsten und wahrhaftigsten Dokumente jener Zeit und jenes Deutschlands, das eine große geschichtliche Bewegung verhängnisvoll unreif fand. Und sie sind das Spiegelbild eines Mannes, von dem auch seine Feinde anerkennen mußten, daß er jede Sache um ihrer selbst willen ohne Hinter- und Nebenabsichten getan.

Eng mit Forster befreundet und Teilnehmerin an seinen Kämpfen in Mainz war eine junge Gelehrtenwitwe, Karoline

Böhme. Sie heiratete später den älteren Schlegel und wurde lebendiger Mittelpunkt der Jenenser Romantik. Der gegenwartsfreudige, internationale und revolutionäre Zug dieser ersten Romantikerzeit rührte zum großen Teile von ihr. So wirkt Forsters Weltbürgertum noch über seinen Tod hinaus. Bis diese letzten Wellen einer freiheitlichen Bewegung aufgefangen werden von der nationalen Begeisterung, die sich gegen Napoleon wandte, und die von der Reaktion so schmäählich mißbraucht worden ist.

SEUME

1763—1810

Niemand kann besser wissen, was an ihm ist, als der Mann selbst, wenn er nur redliche Unbefangenheit und Kraft genug hat, sich zu zeigen, wie er ist.

Seume.

Seume gehört zu den Deutschen, die man dem deutschen Volke vorenthalten hat mit so gutem Erfolge, daß heute, 114 Jahre nach seinem Tode, nur einige alte Leute aus der Schule noch den Kanadier kennen, „der Europens über-tünchte Höflichkeit nicht kannte“. Aus der Literaturgeschichte kennen ihn selbst ein paar ganz Belesene als einen Sonderling, der zu Fuß von Leipzig nach Syrakus gewandert ist. Und ganz langsam nur bildet sich eine Seume-Gemeinde. Diese kleine Gemeinde weiß, daß Seume uns drei klassische Bücher hinterlassen hat: seine Selbstbiographie, den Spaziergang nach Syrakus und die Schilderung seiner russisch-schwedischen Wanderung „Mein Sommer“; sie weiß aber auch, was diese Bücher klassisch macht: der helle Blick, der unbestechliche Verstand, der lautere Mut ihres Verfassers. Wenn irgendwo, so gilt bei ihm das Wort „Pectus facit oratorem“, der Mut macht den Redner — und den Schriftsteller.

Dieser Mann aber mußte verborgen gehalten werden, weil sein Leben ein Schandmal ist für das Deutschland seiner Tage und wie ein Blitz den Schleier klassischer Kultur zerreißt, hinter dem sich die unverhüllte Barbarei verbarg.

Seume war eines Bauern Sohn. „Mein Vater,“ sagt er, „hatte, wie ich, die Krankheit, keine Ungerechtigkeit sehen zu können, ohne sich mit Unwillen und nicht selten mit Bitterkeit darüber zu äußern.“ Dieser Vater starb früh und hinterließ einer Witwe und fünf Kindern nur ein kleines Haus. Der 12jährige Seume ward vom Pfarrer und Schulmeister als trefflicher Katechet begönnet, auf Lateinschulen und endlich von dem adeligen Gutsbesitzer mit fünf Talern monatlich auf die Universität geschickt. Aber der noch blutjunge Student merkt bald, daß die Theologie, für die er bestimmt ist, mit seinen werdenden Ueberzeugungen nicht übereinstimmt. Er will seine Gönner nicht enttäuschen, er kann nicht gegen seine Ueberzeugung weiter studieren. Da bezahlt er zunächst alle seine kleinen Schulden und wandert auf und davon. Schon in Thüringen wird er von hessischen Werbemern aufgegriffen und in eines jener Regimenter gesteckt, die der vortreffliche Kurfürst an England verkaufte. Sie werden nach Kanada transportiert. Auf der fürchterlichen Ueberfahrt wie in dem harten Lagerleben behauptet er sich mit einer männlichen Gelassenheit und hat nur ein halb verächtliches Mitleid für die weicheren Gefährten, die ihrer Verzweiflung erliegen. Die Hessen kamen für den Krieg schon zu spät, sie wurden nach Friedensschluß, ohne gekämpft zu haben, zurückbefördert. In Bremen desertierte Seume. Er entkam, hart verfolgt, nach Oldenburg — und fiel, sobald er Friesland betrat, preußischen Werbemern in die Hände. Er mußte als Gemeiner in Emden dienen. Zwei Fluchtversuche mißglückten und nur das Interesse seines Generals an dem lateinischen Soldaten rettete ihn vor zwölfmaligem Spießbrutenlaufen. Dieser Prozeß aber machte Seume in der kleinen Stadt bekannt. Be-

geisterte Preußen sind die Ostfriesen nie gewesen. Er wurde eine populäre Persönlichkeit, und ein Emdener Bürger bot ihm unter der Hand die 80 Taler Kautiön an, die er brauchte, um Urlaub zu erhalten und nicht zurückzukommen.

So kam er als Mann nach Leipzig zurück, nachdem er Jahre verloren hatte und dem Untergang mehr als einmal nahe gewesen war. Sein Schicksal ist eins unter tausenden. Aber diese Tausende gingen wirklich zu Grunde, weil ihre Widerstandskraft nicht ausreichte. Sie gingen zugrunde, um den Landesvätern ein paar Taler mehr einzubringen für Lustschlösser, Mätressen, Jagden und all die tausend Spielereien eines übermütig nutzlosen Lebens. Das ist die Kehrseite unserer klassischen Kultur, von der man nicht spricht und um derentwillen man auch Seumes tapferes Leben totschweigt.

Man hat freilich noch einen anderen Grund, es totzuschweigen. Deutschland hat nämlich auch später mit ihm nichts anfangen können. Als er nach Leipzig zurückkam, wurde er Privatlehrer, studierte für sich weiter und erwarb die Magisterwürde. Eine russische Dame nahm ihn als Erzieher ihres Sohnes mit nach Polen. Dort wurde er Sekretär des Militärgouverneurs, machte den polnischen Aufstand mit, erhielt Offiziersrang und die Gunst der Kaiserin Katharina und wäre sicher einer glänzenden Zukunft entgegengegangen. Da starb die Kaiserin, während Seume vorübergehend in Deutschland war. Von ihrem Nachfolger Paul I. hatte er nichts zu erwarten. Er ging also nicht nach Rußland zurück. Ein Mann wie er, im Kriegsdienst und der Verwaltung erfahren, weitgewandert, mit scharfem Urteil, gründlicher Bildung und von erprobter Zuverlässigkeit und Besonnenheit, hätte jeder Behörde willkommen sein müssen. Aber seine unbestechliche Rechtlichkeit hatte zwar in Rußlands weiteren und gefahrvolleren Verhältnissen den Leuten imponiert, in Deutschland wäre sie beschwerlich gewesen. Er wußte das wohl, und da er durchaus bedürfnislos war,

so erkaufte er sich mit dem entbehrungsreichen Leben eines unabhängigen Schriftstellers und Privatlehrers die Freiheit, rückhaltlos seine Gedanken auszusprechen. Zweimal noch macht er sich auf und wandert, einmal durch Italien nach Syrakus und über Frankreich zurück, einmal durch Finnland nach Schweden. Beide Wanderungen hat er erzählt in Büchern, die die besten politischen Bücher sind, die ein Deutscher in dieser Zeit geschrieben hat. Er ist Forsters Geist- und Gesinnungsverwandter. Starrer und asketischer wie jener, aber mit dem gleichen Blick für Tatsachen und mit der gleichen unüberwindlichen Leidenschaft, politische Folgerungen zu ziehen, mit dem gleichen unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl und dem Mut, das zu sagen, was gesagt werden muß. Aber seine Situation ist eine andere. Während Forster bei der steigenden Revolutionswelle eine Befreiung Deutschlands hofft und tätig an ihr arbeitet, fällt Seumes Tätigkeit in die Zeit, als die Revolution gebrochen war und ihre Erben Deutschland in einer harten Abhängigkeit hielten. So ist er von vornherein ohne Hoffnung einer tiefgehenden Besserung. Aber man kann ihn auch nicht resigniert nennen. Unermüdet wiederholt er die alte Wahrheit, daß es ohne Gerechtigkeit keine Macht und keinen Bestand gibt, daß das Unglück Deutschlands Folge des Unrechts ist, daß alle Unordnung von den Klassenvorrechten, alle Schande von der politischen Charakterlosigkeit stammt. Alle diese Wahrheiten drangen nicht über einen kleinen Kreis hinaus. Die Menschen, romantisch und nationalistisch erregt, wollten anderes hören. Seumes Nüchternheit traf zu stark ihre Eigenliebe, und seine Forderungen waren zu unbequem verpflichtend. So starb er, nur im engsten Kreise gekannt und geschätzt. Aber er hinterließ das Beispiel eines durchaus von keinem Kompromiß befleckten Lebens, bei dem Mensch, Schriftsteller und Politiker die Einheit bilden, die jedem natürlichen Gefühl gemäß ist und doch so selten gefunden wird. Die Gesellschaft seiner Zeit wollte nichts wissen von

den Ideen, die ihn erfüllten, der Idee der politischen Freiheit, der Rechtsgleichheit, der menschlichen Brüderlichkeit. Von diesen leitenden Ideen der bürgerlichen Revolution wandte sich Deutschland, ohne sie ernstlich durchlebt, ohne für sie gekämpft zu haben, anderen z. T. sehr zweifelhaften Göttern zu. Seume steht an der Stelle, wo Deutschland eine nicht wiederkehrende politische Entwicklung versäumte, als ungehörter Mahner. Heute, wo wir mühsam versuchen damals Versäumtes nachzuholen, weckt eine späte Gerechtigkeit auch Seume, und er erweist sich als lebendig kraft seiner menschlich tapferen Art, während manche Götter jener Tage unwiederbringlich zu Staub und Asche wurden.

EUROPAS GESELLSCHAFT
IM ROMAN DES NEUNZEHNTE
JAHRHUNDERTS

EINLEITUNG

Schon im 18. Jahrhundert ist der Roman zum Hauptmittel geworden, der Welt den Spiegel vorzuhalten. Er fängt das ganze Leben der Gesellschaft auf. Im Roman tragen die Reformer und Revolutionäre ihre Ideen vor. Er wird zum treuesten Dokument und zum wirksamsten Propagandamittel seiner Zeit. Die Engländer pflegen vor allen den dokumentarischen, die Franzosen den propagandistischen Roman. Deutschland beginnt erst später mit Darstellungen, die unter dem Doppeleinfluß jener ohne starke eigene Bedeutung bleiben, bis Goethes Dichtungen, die persönlichen Bekenntnisse einer durchaus überragenden Persönlichkeit, die Nachfahren überschatteten und auf lange hinaus freie Entwicklung unterbanden.

In England blieb auch im 19. Jahrhundert die Ueberlieferung herrschend. Der große rein schildernde Gesellschaftsroman, der aber gleichzeitig Charaktertypen darzustellen sucht, und die Stimmung des „gefühlvollen Lachens“ herrscht vor. Dickens und Thackeray sind seine großen und zur Kenntnis für das beginnende Jahrhundert unersetzlichen Vertreter. Scotts historische Romane sind dagegen trotz seiner großen Begabung heute Jungenslektüre oder von — historischem Interesse. Alle modernen Romandichter, die Wells und Galsworthy, die Wilde und Chesterton, und sogar die wundervollen und phantastischen Abenteuer geschichten Stevensons und Kiplings sind beschattet von den großen Vorgängern im 18. Jahrhundert. Eine Geschichte des englischen Romans seit dem 18. Jahrhundert wäre eine Geschichte der englischen Gesellschaft, der englischen Wirtschaft, des englischen Imperialismus und des englischen Geistes; aber diese Geschichte wäre ebenso wie die wirkliche Entwicklung es war, eine Geschichte ohne Krisen und Ueberraschungen und mit temperierten Kämpfen.

Darum tritt Frankreichs Roman in diesem Jahrhundert

für uns in den Vordergrund. Bewußte Spiegelung eines bürgerlichen Aufstiegs, bürgerlicher Macht und innerer Zersetzung, wird er zum klassischen Gesellschaftsroman Europas. Deutschlands kleinbürgerliche Beschränkung, die erst spät sich auflöst in dem Taumel der wilhelminischen Epoche, prägt auch dem deutschen Roman den Stempel auf und läßt ihn nicht zu europäischer Bedeutung emporwachsen.

Aber die ganze westeuropäische Ueberlieferung wird über den Haufen geworfen durch das, was aus Rußland neu, barbarisch und mit einer unerhörten Kraft hereinbricht. Hier spricht eine junge Gesellschaft mit anderen Schichtungen, Gegensätzen und Kämpfen, die uns fremd sind, mit einem anderen Lebensgefühl und Zukunftsmöglichkeiten, die Europa fehlen. Die Russen haben von uns die Ausdrucksform des Romans übernommen. Er wird unter ihren Händen etwas durchaus Russisches. Und er wird das wichtigste Mittel für uns Westeuropäer, Rußland und seine Bedeutung für uns zu verstehen. So wie unser europäischer Roman seit langem das Mittel unserer eigenen Selbstverständigung geworden ist.

Ob er es bleiben wird? Mit der wachsenden Anteilnahme der breitesten Massen am öffentlichen Leben muß auch das Mittel der Verständigung immer weitreichender werden. Vielleicht wird im 20. Jahrhundert der Film an die Stelle des Romans treten oder wenigstens neben ihm zum Dokument der Zeit und ihrer Kämpfe werden.

STENDHAL-BEYLE

1783—1842

England war im 18. Jahrhundert das klassische Land des Romans. Das Bürgertum, das zum politischen Bewußtsein erwacht war, das das Leben der „höheren Klasse“ mit Neugierde und das der eigenen mit Selbstgefühl betrachtete, verlangte nach einer Schilderung seiner Zustände. Die alten Schranken der Stände waren noch nicht ganz gefallen, aber man überschritt sie leichter. Gesellschaftliche Freibeuter, die diesseits und jenseits der Grenzen ihr Heil suchten, fanden lebhaftere Teilnahme, und die Schilderung umgetriebener Menschen kam dem starken Individualismus dieser Zeit entgegen.

Was in Spanien als Abenteuerroman entstanden war, das wandelte sich in England zur Sitten- und Charaktergeschichte. Der Roman ist in England auf dieser Stufe stehen geblieben. In Frankreich erhält er, entsprechend der andersartigen Geschichte des Landes, eine andere Form und einen anderen Inhalt. Hier waren die politischen Gegensätze schärfer und zugespitzter, das politische Bewußtsein war dementsprechend zu folgerichtigster Systematik entwickelt, und der Roman, der in England breit strömende Zustands-schilderung war, wird zum streng und bewußt gegliederten Entwicklungsbild.

Er ist in seinen Entstehungsursachen dem englischen Roman verwandt, hier wie dort finden wir eine neu gebildete bürgerliche Gesellschaft, die unter dem Eindruck einer gewaltigen Umstellung sich über ihre Lage klar werden will. Aber die Gegensätze sind in Frankreich schärfer, das Bewußtsein gespannter, die Entwicklung rascher. Zwischen den großen englischen Romandichtern sind nur die Unterschiede der Persönlichkeit. Die großen Franzosen verkörpern jeweils eine ganze Entwicklungsphase Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola: das ist der Weg über halbfeudale Reaktion,

kämpfendes und behaglich triumphierendes Bürgertum zum Niedergang und zur offenen Fäulnis. „Glanz und Untergang der Bourgeoisie“, so könnte man eine Geschichte des französischen Romans im 19. Jahrhundert überschreiben. Und wenn dieser glänzenden Chronik des Bürgertums ein Vorwurf zu machen ist, so ist es der, daß Gegner sie schrieben. Alle großen französischen Dichter waren durchaus unbürgerliche Außenseiter. Sie sehen die bürgerliche Gesellschaft mit unerbittlicher Klarheit, aber ohne Liebe. Und so sehen sie vom Anbeginn, was Keim des Verfalles in ihr ist. Sie sind Propheten dieses Verfalles und erliegen dem Fehler aller Propheten: sie sehen die Zukunft zu nahe bevorstehend, ihr zu scharfer Blick täuscht sie über die Entfernung. Diese Uebel aber werden für den, der sie empfindet, leicht ausgeglichen durch die Scharen minderer Größe, die keine Propheten, aber gute Bürger sind und die heroischen Karikaturen der Meister zu friedlichen Bildnissen kopieren. Was für England gilt, gilt auch für Frankreich. Es hat eine große Tradition und noch der konventionellste Durchschnittsroman hat teil an ihr und gibt so ein abgeschwächtes Bild der Epoche und der Gesellschaft, die ihn trägt.

Auch die großen Anfänger waren nicht traditionslos. Es gibt bereits unter dem Königtum eine sehr entwickelte Romandichtung. Aber sie bleibt nach Stoff und Form im Gebiet des Schelmenromans, über den sie nach Gehalt und Technik sich freilich sehr wesentlich erhebt. Rousseau hatte als erster den Roman benutzt, um aus Gesellschaftsschilderung seine revolutionären Forderungen erwachsen zu lassen. Er gestaltete seine Gesellschaftsphilosophie im Roman. Und seine „Neue Heloise“ wurde das Lieblingsbuch des jungen Stendhal-Beyle.

Stendhal, der eigentlich Beyle hieß, war ein Großkaufmannssohn. Er trat früh in napoleonische Dienste, machte einen italienischen und den Zug gegen Preußen und Rußland mit, lebt dann beinahe ununterbrochen in Italien,

wo er unter Louis-Philippe Consul in Civita Vecchia wird. So steht er von Anbeginn auf einem Zwischenposten. Bürgersohn und Diplomat unter halbrevolutionären und halbbürgerlichen Regierungen. Er selbst ist nicht mehr Bürger — Gelderwerb ist ihm etwas Minderwertig-Schmutziges — aber er gehört auch nicht dem streng in Abwehr gegen das Neue geschlossenen Adel an. So ist seine Stellung die eines erobernden Abenteurers. In den wunderschönen Briefen, die der noch Jugendliche an seine Schwester schreibt, berichtet er einmal über einen Abend gesellschaftlichen Erfolges. Er hatte eine übermenschliche Haltung behauptet und ein paar ausgesprochene Feindinnen zur Bewunderung hingerissen und ist für diese Stunden vollkommen glücklich. Das ist das Gefühl eines Menschen, der auf gefährdetem Posten seine Existenz in der Gesellschaft behauptet. Und diese Stellung gibt ihm das wache Bewußtsein, die klare Erkenntnis der gesellschaftlichen Lage. Er lebte in der großen Welt und für sie. Höchst empfänglich und aufs äußerste gebildet für alle Reize der Kunst und geistvoller menschlicher Beziehungen, sind ihm diese Dinge ernsteste Lebensangelegenheit. Wenn er in der Karthause von Parma Vorteil und Nachteil der politischen Systeme gegeneinander abwägt, heißt es zum Schlusse: In Demokratien gibt es keine Oper.

Diesem Manne, der ein leidenschaftlicher Beobachter war, war das Gestalten seiner Erfahrungen ebenso sehr Bedürfnis wie Forderung seines Ehrgeizes. Er schrieb wenig und in langen Pausen. Studien über Musik und Malerei machen den Fünfunddreißigjährigen bekannt. Literarische Studien und Skizzen aus Rom folgen. Als er siebenundvierzig ist, erscheint sein erster Roman „Rot und Schwarz“. Drei Jahre vor seinem Tode folgt der zweite, „Die Karthause von Parma“. Der dritte, „Lucien Leuwen“, ist nicht vollendet.

Er hatte nicht den lauten Erfolg der Sand oder der Dumas. Aber ein kleiner und ausgewählter Kreis, den in Frankreich

sichere Tradition gebildet und den Deutschland nie gehabt hat, gab ihm sogleich die Stellung, die er seither unbestritten behauptet hat. Man kann müßige Rangstreitigkeiten über den Wert der einzelnen großen Franzosen beginnen, unbestritten ist die Vollendung aller Werke Stendhals, und seine typische Bedeutung als Gestalter jener Gesellschaft, die auf den Trümmern der napoleonischen Epoche sich widerspruchsvoll und zerrissen, aber voll drängenden Lebens um so stärker auslebte, je kürzer ihr die Zeit gemessen war.

Nicht als ob seine Romane Sittenschilderungen wären. Sie sind ausnahmslos die Geschichten einer Leidenschaft. Alle seine Helden, Julien, der als armer Theologiestudent auszieht, um die Pariser Gesellschaft zu erobern, Fabricio, der Edelmann und politische Frondeur, Lucien, der Bankierssohn, den sein Vater lanzieren will, sie alle leben im Grunde nur für die eine große Leidenschaft, in der ihr Leben beschlossen ist und sich vollendet, während alles andere, was sie bewegt und umtreibt, nur Um- und Irrweg ist. Liebesgeschichten also? Ja und nein. Diese Leidenschaft erhält Farbe und Bedeutung dadurch, daß sie der Mittelpunkt eines vielfältig bewegten, kämpfenden Lebens ist. Paris unter der Reaktion der Bourbonen, ein kleiner italienischer Fürstenhof unter dem Ansturm der nationalen Revolution, französische Gesellschaft und französische Regierungsintrigen unter dem Bürgerkönig, das sind die Hintergründe Stendhalscher Gestalten. Es ist die alte Gesellschaft, die er schildert, eine Gesellschaft, die, einmal schon durch die Revolution beseitigt, wie vom Tode erstanden, ein spukhaftes und von Todesahnung umwittertes Leben führt. Diese verfallende Gesellschaft, ohne Zukunft, ohne Idee, ohne Glauben, lebt nur noch aus einem schrankenlosen Hochmut und bedenkenlosen Egoismus. Aber sie ist das einzige, was sich der Sehnsucht, dem Willen, dem Kampfesmut einer ehr- und tatendurstigen Jugend bietet. Befriedigter Ehrgeiz heißt der Kampfpreis, und der Ent-

täuschung, die seine Leere erkennt, bleibt nur das Gefühl der eigenen Persönlichkeit, der Selbstgenuß, und, als einziges, das über die Grenzen des Ich hinausführt, die Leidenschaft des Liebesbegehrens.

Wir finden diese gleiche ausschließende Selbstbehauptung in der Renaissance in einer Gesellschaft, die gleicher Zersetzung und Neubildung unterlag. Stendhal war diese Verwandtschaft bewußt. Er hat in jener Zeit seine Vorbilder gesucht. In seinem Nachlaß fanden sich Uebersetzungen und Umdichtungen italienischer Renaissancenovellen. Seine vollendete Form ist an diesen Vorbildern gereift.

Und heute, wo wir eine gleiche Entwicklung durchlaufen, wo eine schnell gereifte bürgerliche Gesellschaft vor der eigenen Auflösung und dem aufsteigenden Leben der Zukunft in Widerstand versteift, entsteht dem Stendhalschen Werk ein Gegenbild jenseits aller Tradition und jeder äußeren Beziehung. Jack London ist der proletarische Nachfahr Stendhals und seiner Helden. Er hat die gleiche Stellung zwischen den Klassen, das gleiche Ungestüm des Entdeckers und Eroberers, das gleiche Selbstgefühl und die gleiche leidenschaftliche Hingabe. Ihm fehlt die geschlossene Form unserer alten europäischen Kultur, und er hat an ihrer Stelle das Weltgefühl und den über uns hinweg in die Zukunft reichenden Glauben eines neuen Menschengeschlechts.

BALZAC

1799—1850

Balzac war Stendhals Zeitgenosse und er schildert die gleiche Gesellschaft wie jener, aber es ist ein Unterschied. Stendhal war aus eigener Wahl ein Verbannter aus Frankreich, und er sieht französisches Geschehen mit der vornehmen Ruhe des entfernten Betrachters. Balzac stak sein Lebelang mitten im dicksten Getümmel.

Balzacs Porträts zeigen ihn als einen Koloß von Menschen, berstend vor Lebenskraft. So hat ihn auch Rodin gebildet. Im Hofe des Hotel Royal, der erfüllt ist von den Erinnerungen an die Revolution, an Desmoulins Reden, an Danton und den Klub der Jakobiner, dort, wo auch heute ganz Paris uns umbrandet, ragt sein Denkmal, ein ungefügter Felsen, aus dem sich seine Gestalt eben erst in schwerem Kampf zu lösen scheint. Nur das gewaltige Haupt ragt aus dem Chaos des Werdens hervor und ihm strömen aus den Tiefen der Erde die ungeheuren und dunklen Kräfte zu, die der siegreiche Geist bändigen und gestalten wird.

Besser als alle Biographien führt dies Denkmal zum Verständnis Balzacs. Dieser Mann mit einem unendlichen Kraftgefühl und Lebenshunger, der als Abenteurer, Welteroberer, Vagabund der Bruder der Kipling und Jack London hätte sein können, entflieht jung der Provinz, deren Enge und Heuchelei er haßt, macht sich daran, Paris zu erobern. Und gewiß war Paris der einzige Boden, wo er leben konnte. Gesellschaftlicher, finanzieller, politischer Mittelpunkt des Landes, von Gegensätzen, bald von Revolutionen zerrissen, Sammelplatz erlesenster Geister, verwegener Abenteurer und skrupellosester Verbrecher, war es ein Jagdgrund sondergleichen für einen, der nach Menschen und menschlichen Schicksalen fahndete. Daher war Paris für Balzac das Leben, Abschied von Paris der Tod. Der Geist, mit dem er in dies Paris eintauchte, war der seines Rastginac im Vater Goriot: „Zum Kampf wir beide“. Dieser Kampf führte ihn, der ein Phantast und ein ewiges Kind war, in unüberlegte Unternehmungen, mißglückende Spekulationen, in Schulden, dauernde Kämpfe mit Gläubigern und nie endende Fronarbeit. Mit 51 Jahren starb dieser lebenskräftigste Mensch. Paris hatte ihn gefressen. Aber er war trotzdem Sieger geblieben. Er hatte den Ruhm erzwungen, den sein Ehrgeiz verlangte, und mehr als das, er hinterließ eine Welt, die seine Schöp-

fung, und die mit ihrem Schöpfer unsterblich ist. Das sind die „menschlichen Dokumente“.

Balzac war ein Vielschreiber; seine Laufbahn beginnt mit einer Reihe schnell und anonym geschriebener Romane, die längst vergessen sind. Und später hat er sich nie die Zeit genommen, seine Werke zu feilen und zu „vollenden“. Seine Erfindung ist so unerschöpflich, seine Beobachtung so kühn, seine Gedanken drängen sich so, daß er kaum Zeit findet, die Fülle der Gesichte zu Papier zu bringen. Darum kann man Stendhal in einem einzigen seiner Werke kennen und nach seiner Größe bewundern lernen, Balzac nicht. Jedes einzelne seiner Werke leidet an Ungleichheiten, Längen, Härten, ist wie ein Gletscher, der Schutt und Geröll mit sich zu Tale führt. Erst sein ganzes Werk zeigt ihn in seiner Größe.

Dieses Werk ist eine völlige Chronik seiner Zeit, eine Chronik, die mit Bewußtsein von ihrem Verfasser so geschaffen wurde, daß sie allumfassend erscheint. Hauptstadt und Provinz, Edelleute und Priester, Bankiers und Kleinhändler, Erfinder und Spekulanten, Hochstapler und Wucherer, Verbrecher und Spitzel, Beamte und Soldaten, Weltdamen, Heilige, alte Jungfern, Spießbürger und Dirnen: die Scharen sind unerschöpflich, und sie geben in der Tat ein Bild des Lebens, des bürgerlichen Frankreichs jener Tage. Es ist ein sehr dunkles Bild. Balzac hatte die Juli-revolution mitangesehen, und er erlebte mit, wie die Arbeiterschaft den Sieg erkämpfte für ein Bürgertum, das in gemeinstem Eigennutz den Staat und die Staatsgewalt nur als Handlanger ihres Profits ansah. Er hatte aber auch die alte Gesellschaft kennengelernt in ihrem rücksichtslosen Hochmut, kalt und ausschließlich bedacht, ihre Vorrechte zu erhalten und zu genießen. Zwischen beiden sieht er den Kampf, und der Ausgang ist ihm unzweifelhaft. Das Bürgertum wird siegen. Aber darin sieht Balzac zugleich den Sieg des gemeinsten Eigennutzes, der Niedertracht und Kulturlosigkeit.

Er sieht ihren Sieg weit näher, als Stendhal es gleichzeitig tut, und er sieht damit vieles verschwinden, das reizvoll und bedeutend war. Das Leben wird flach, der Zauber des Außergewöhnlichen verschwindet. Und in der Verzweiflung des gehemmten Genies sucht Balzac sich seine Helden jenseits der korrekten Gesellschaft. Die Abenteurer, die Hochstapler, die Bohemiens sind seine Lieblinge. Die letzteren hat er für die Literatur geradezu erst geschaffen. Ein stets wiederkehrender Typus ist der Verbrecher Vautrin, der seinen Kampf mit der Gesellschaft durchaus auf gleichem Fuße führt und schließlich mit einem Friedensvergleich beenden kann. Denn in dieser Welt der Niedertracht hat nur recht, wer sich ganz behauptet oder wer sich ganz verleugnet, der Held, der Verbrecher, der Liebende und Heilige.

Es ist kein Zufall, daß dieser große Realist und genaue Beobachter zugleich ein Träumer und Phantast ist. Er hat Märchen geschrieben und wilde Abenteuer und Alltagsstudien über Portierfrauen und Kleinhändler. Daß er im Alltag selbst das Ungeheuerliche, Tragische und Wunderbare zu sehen vermochte, macht ihn zum Dichter.

Zu dem großen Zeit- und Sittenschilderer macht ihn etwas anderes: die Sicherheit, mit der er die eine große Triebkraft seiner Zeit erkannte, den wirtschaftlichen Machtkampf. Geld ist Macht, und Macht ist alles, Geld und Macht rechtfertigen jede Niedertracht und jedes Verbrechen, das ist die Summe der Weisheit seiner Zeit, und er hat den Mut, sie erbarmungslos auszusprechen. Damit wird seine anscheinend so objektive Schilderung freilich zur vernichtenden Anklage. Wenn der alte Goriot im Elend stirbt und seine unmenschlichen Töchter vor der Gesellschaft recht behalten, so erscheinen Vautrins Verbrechen, ja es erscheint die Vernichtung dieser ganzen Gesellschaft als ausgleichende Gerechtigkeit. So ist Balzac in der schließlichen Wirkung genau so revolutionär wie sein großer Zeitgenosse und Kamerad Daumier und hundertmal revolutionärer als die gleichzeitigen

sozialen Lichter Englands, Dickens, Thakeray und Kingsley, die immer noch eine Konvention finden, um das Uebel der Gesellschaft erträglich scheinen zu lassen.

Balzac zeigt die Welt des feudalen Adels im Untergang, das Bürgertum als ruchlos triumphierenden Sieger. Was er nicht kannte und nicht sah, das war die aufsteigende Welt des Proletariats. Es war noch zu früh, sie zu erfassen. Nach dem Aufstieg der Bourgeoisie mußte der Niedergang, nach Balzac mußte Flaubert kommen, ehe Zola möglich war, der erste, der den Kampf des Proletariats historisch wertete und dichterisch gestaltete.

ZOLA

1840—1902

Zola entstammt dem Süden Frankreichs, und aus dem Süden brachte er sein Wissen von dem heißen fruchtbaren Boden Frankreichs, jene Erdennähe und Erdenschwere, die dem Großstädter fehlt, die zähe Geduld des Bauern und die Freundschaft mit Cézanne.

Die setzte ihn von vornherein in die nächste Verbindung mit den jungen Malern, die als Impressionisten das Paris der siebziger Jahre in Aufruhr und Empörung versetzten. Er hat dieser Zeit ein Denkmal gesetzt in dem Malerroman: das Werk (*L'Oeuvre*). Aber in der Geschichte des impressionistischen Malers, der im unermüdlichen Kampf um die Vollendung seiner Kunst Erfolg und Glück und Leben opfert und endlich doch als Besiegter stirbt, in dieser Geschichte steckt ein gutes Teil von Zolas Kampf und Zolas Schicksal. Er ist der zäheste Arbeiter gewesen, unermüdlich im Streben nach einer Vollendung, die sich ihm entzog. Sein Leben war eine Kette von Mühsal und Kämpfen, und trotz äußeren Erfolgs endet es ohne Sieg.

Dreierlei hat sein Werk bestimmt: die literarische Tradition, die er vorfand, die biologische Wissenschaft seiner Zeit, der er den Plan seines Werkes verdankt, und die gesellschaftlichen Zustände, die ihm den großen Inhalt geben.

Balzac war der erste, der in Frankreich den zyklischen Roman gewählt hatte, um ein Bild seiner Zeit und ihres Lebens zu geben. Seine „menschliche Komödie“ hatte keine Nachfolge gefunden. Seine Nachfahren sahen ihre Aufgabe anderwärts, in der Vollendung der Form. Es ist sehr schwierig, für uns Deutsche eine Vorstellung zu gewinnen, was literarische, was künstlerische Tradition überhaupt bedeutet. Denn wir haben an Stelle der Tradition ein paar Dogmen oder sind ganz traditionslos. Frankreich aber hat eine Entwicklung, die gerade im Roman zu immer klarerer Form und leichter Technik führt. In dieser Entwicklung ist Flauberts Werk ein Höhepunkt; er selbst der Typus des höchstentwickelten Bürgertums. Typisch auch in seiner Abkehr von der eigenen Klasse. Bereits sein Jugendwerk „November“ schildert den Untergang eines jungen Menschen am Lebens- und Gesellschaftsüberdruß. Und alle seine anderen Werke zeigen dies Bild einer feinen, höchstgebildeten Persönlichkeit, die sich vor der Gemeinheit der Mitwelt nur zu retten weiß in die Einsamkeit einer gesteigerten Kunst. Flaubert fängt das Bürgertum des zweiten Kaiserreichs im Kristall seiner großen Kunst und überliefert seine hoffnungslose Entartung der Nachwelt. Am grausamsten ist sein letztes Werk „Bouvard und Pécuchet“, die Geschichte zweier Rentner. Das ist die Entgötterung aller bürgerlichen Ideologien, die radikalste Vernichtung einer ganzen Kulturanschauung. Grausamer ist niemals eine Epoche zum Tode der Lächerlichkeit verdammt worden.

Flaubert ist ein Ende. Und es erscheint beinahe als ein Wunder, daß an ihn sich Zolas neuer Anfang anschließen konnte. Nicht in der Form ist hier ein Neues. Die Form des zyklischen Romans, die Technik des Aufbaues, die sichere

Gestaltung der Beobachtung übernimmt Zola von seinen Vorgängern. Aber er hat ein neues Ziel seiner Arbeit. Er glaubt, unter Darwins Einfluß, an die Möglichkeit, menschliche Charaktere, Entwicklungen, Schicksale aus Vererbung und Umgebung zu erklären. Und er nimmt die Riesenaufgabe auf sich, an einer Familie die Variationen einer Art aufzuweisen und aus ihnen die gesellschaftlichen Entwicklungen abzuleiten: Biologie als Grundlage der Menschendarstellung.

Das erste Buch aus der langen Reihe der Bücher, die die Geschichte der Rougon-Maquart behandeln, ist im Jahre des französischen Zusammenbruchs (1871) erschienen, und das ist kein Zufall. Am Schluß seines großen Kriegsromans „Der Zusammenbruch“ sagt Zola von seinem Helden, auch einem Sprossen der Rougon-Maquart: Er ging an die große Aufgabe, Frankreich neu zu schaffen. Das ist Zolas Ziel gewesen in allem, was er tat. Er war ein durch und durch gläubiger Mann, d. h. Recht und Gerechtigkeit waren ihm Bedürfnis, und er setzte das gleiche Bedürfnis auch bei anderen voraus. Daher glaubte er an die reinigende Macht der Wahrheit und an die Aufgabe des Dichters, diese Wahrheit zu sagen. Sein ganzes Werk ist ein großes Zeugnis für sie.

Man nennt Zola einen Naturalisten, und man ordnet ihn ein in die Impressionisten, denen er durch Freundschaft und Kampfgemeinschaft verbunden war. Das ist höchst irreführend wie all solches Schematisieren. Zola hat seine Werke belastet mit einer Menge wissenschaftlicher Einzelheiten, mit gehäuften Einzelbeobachtungen und zergliedernder Psychologie. Das lag im Wesen seiner Zeit, die vor der Naturwissenschaft auf den Knien war, und in seiner schweren Gewissenhaftigkeit, die sich nie genug tat. Es gehört indessen eine ausgesprochene Blindheit dazu, Zolas Werk für eine bloße Wiedergabe der Wirklichkeit zu halten. Von allen Dichtern seiner Zeit konstruiert er am stärksten. Alle seine Romane sind in Gliederung und Aufbau streng durchgeführt mit Berechnung einer ganz bestimmten und hoch gesteigerten

Wirkung. Er ist so wenig Naturalist wie Cézanne. Von den Impressionisten trennt ihn darüber hinaus die Tatsache, daß er nicht, wie sein Vorgänger Flaubert, die Kunst als letzten Zweck ansieht, sondern ihr eine Aufgabe stellt, eben jene, die Welt neu zu schaffen.

Diese seine sittliche Haltung — alle wahre Politik, vor allem alle revolutionäre Politik, ist angewandte Sittlichkeit — trug ihm die glühende Feindschaft ein, die ihn bis an sein Ende verfolgt hat. Darstellungen des Lasters und der Verkommenheit sind einer Gesellschaft, die in ihnen lebt, stets willkommen gewesen. Nur müssen sie freundlich, angenehm, „dezent“ sein. Sie dürfen nicht zur Empörung reizen. Aber keine Gesellschaft erträgt es, wenn ihr ihre schamlose Häßlichkeit gezeigt wird, wie sie ist und mit der Forderung: Tu Buße, denn dein Verderben ist nahe herbeigekommen. Das hat Zola getan, und das hat man ihm nicht verziehen.

Die Rougon-Maquarts nennen sich Szenen aus dem zweiten Kaiserreich. Sie sind weit mehr, eine Art Naturgeschichte der verfallenden bürgerlichen Gesellschaft, deren Korruption überall aufgespürt wird, in Regierung, Armee, Finanz und Unternehmertum, Handel, Kleingewerbe, Kunst und Wissenschaft. „Alles ist käuflich“, ist der Wahlspruch, und die nicht Käuflichen werden verdrängt, ausgestoßen, vernichtet. Aber — und das ist das Neue — unter dieser sinkenden Gesellschaft taucht eine neue auf. Die Arbeiterschaft ist da und kündigt den Kampf an. Sie wartet im Hintergrund des großen Dramas, das Untergang der Bourgeoisie heißt, und im *Germinal* betritt sie selbst die Bühne. Sie wird noch geschlagen, aber aus der Niederlage löst sich der Führer und geht seiner Aufgabe nach: die Welt neu zu schaffen.

Fast ein Vierteljahrhundert hat Zola an den Rougon-Maquart gearbeitet. Als er diese Arbeit beschloß, begann er einen neuen, nicht minder heißen Kampf, den Kampf gegen die Kirche. Er steht darin in Voltaires Nachfolge, und er

griff ein in die heißen Kämpfe, die in Frankreich um die Trennung von Staat und Kirche gingen.

Die drei Städte (Lourdes, Rom, Paris) schildern die Entwicklung eines Priesters vom gläubigen Katholiken zum Gegner der Kirche, der in der Arbeiterschaft von Paris Heimat und Aufgabe findet. Dieser Absage an den alten Glauben und seine Machtorganisation wollte Zola seinen neuen Glauben entgegenstellen in den vier Evangelien. Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit, soweit baut er seinen neuen Glauben auf. Aber er sollte den Bau nicht mehr vollenden. Diese Jahre, die letzten seines Lebens und Kämpfens, waren von anderer Arbeit erfüllt, Arbeit im Dienste seiner alten Sache: Frankreich neu zu schaffen.

Man hatte in Frankreich eine schmutzige Spionageaffäre, die höhere Offiziere zu kompromittieren drohte, aus der Welt geschafft, indem man einen Unbeteiligten, den jüdischen Hauptmann Dreyfuß, als Sündenbock nach Cayenne und in einen langsamen, aber sicheren Tod schickte. Aber die Sache kam nicht zur Ruhe. Generalstabsoffiziere forschten ihr nach, Senatoren griffen sie auf, und Zola warf das Feuer in die Öffentlichkeit mit seiner Schrift „J'accuse“ (Ich klage an). Ein Orkan des Hasses erhob sich gegen die tapferen Angreifer. Es schien, als seien sie zum Untergang verdammt in der Flut von Verleumdung und Verfolgung. Aber Frankreich hat eine Ueberlieferung des Kampfes gegen Ungerechtigkeit. Voltaire ist nicht tot und sein Kampf um Calas nicht vergessen. Es gibt in Frankreich Menschen, die wissen, was man in Deutschland noch nie begriffen hat: Im Kampf um die Gerechtigkeit geht es nie um die Person, um Sympathie und Antipathie, um Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, sondern nur darum, daß das Recht geschehe. Dreyfuß war weder bedeutend, noch sympathisch. Und doch teilte sich Frankreich seinetwegen in zwei Parteien, doch wurden Regierungen seinetwegen gestürzt und gebildet, bis man die Revision seines Prozesses erzwang. Der Prozeß brachte nicht

die volle Klarstellung und Wiedergutmachung des Verbrechens. Dazu war das Militär zu mächtig. Man begnügte sich, Dreyfuß zu begnadigen, ein Eingeständnis, das keine rechtlichen Folgen gegen die kompromittierten Generale zu haben brauchte. Die Opposition war mit der tatsächlichen Wiedergutmachung, mit dem halben Sieg, mit der Uebernahme der Regierung zufrieden. Wie unrecht sie hatte, haben die folgenden Jahre, hat der Krieg gezeigt.

Zola hat den Dreyfußprozeß nur kurz überlebt. Er fiel mitten in Arbeit und Kampf.

Aber der schönste Ehrentitel seines schönen und tapferen Lebens bleibt diese Tat, daß er, ohne eine höhere Aufgabe des Dichters vorzuschützen, mitten in den Schmutz und die Gefahr des Tageskampfes hinabstieg, weil es galt, ein Zeugnis für das Recht abzulegen. Er ist nicht als Sieger, er ist mitten in der Schlacht gefallen. Aber neue Geschlechter nehmen seinen Kampf, den Kampf der Menschheit, auf und führen ihn zu Ende.

GOTTFRIED KELLER

1819—1890

Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Schiller.

Es ist nicht ganz leicht für einen Deutschen, der in die Schweiz kommt, sich des Neides zu erwehren. Wir haben freilich rund um uns her die Staaten germanischen Stammes oder Einschlags: Skandinavien, Holländer, Belgier. Und bei ihnen allen können wir feststellen, daß ihnen ihre Kleinheit und außenpolitische Bedeutungslosigkeit gut bekommen ist, während sich das Deutsche Reich nach Jahrhunderten kleinstaatlichen Absolutismus an seinem königlich-kaiserlichen Militarismus gründlich die Gesundheit und das Wohlbefinden verdarb. Aber die Schweiz ist sozusagen das Musterlände,

an dem zu lernen ist, was der Deutsche bei liebevoller Pflege seiner Eigenart werden kann.

Ein Staat ist die Schweiz noch heuer kaum. Zürichbieter, Appenzeller, Berner Ober- und Unterländer und Urkantöner, sie alle sind stolz auf ihre Sonderkantönele und reiben sich mehr oder minder freundschaftlich aneinander, nicht zu reden von den anderssprachlichen Kantonen. Man fühlt sich in Urdeutschland, wo auch Reuß gegen Altenburg, Barmen gegen Elberfeld und schließlich jede Landgemeinde gegen den Nachbarort ihre Sonderwerte hartnäckig betont. Aber die schweizerischen Dickköpfe haben ihre Halsstarrigkeit nicht nur gegeneinander, sondern ebenso tapfer und erfolgreich gegen Unterdrückung von oben und Eroberungsgelüste von außen gekehrt. Tells Geschichte ist nur eine sagenhafte Episode in einem jahrhundertelangen Kampfe der Schweizer Bauern gegen den Feudaladel. Dieser Kampf ist in Norddeutschland ganz ähnlich gekämpft worden von Dithmarschen und Stedingern. Er hat hier nicht zum politischen Erfolg führen können unter den anderen landschaftlichen Bedingungen. Aber die norddeutschen Bauern sind durch ihn wenigstens wirtschaftlich unabhängig geblieben, und das hat diesen Landstrichen Friesland, Oldenburg, Westfalen und Schleswig-Holstein ein demokratisches Gepräge erhalten, das man weiter im junkerlichen Osten vergeblich sucht.

Die Schweizer waren glücklicher und setzten mit der Reformation das I-Tüpfelchen auf ihre Unabhängigkeit. Diese Reformation, die in Deutschland monarchisch-absolutistisch verlief — der Landesfürst als höchster Herr der Kirche — war in der Schweiz eine politische Umwälzung in den kleinen Stadtrepubliken. Zwinglis Tod verhindert ihren völligen Sieg im deutschen Osten. Im französischen Westen erhielt sie durch Calvins harte Logik Weltbedeutung. Freilich hat diese schweizerische Reformation ihre Richtung auf die Weltgestaltung, ihre revolutionäre Triebkraft, durch die sie sich wesentlich vom Luthertum scheidet, außerhalb der Schweiz

stärker bewiesen als in den engen Kantönlignrenzen. Diese verursachte — wie in Deutschland — Stillstand und Klüngel unter den alten Geschlechtern, bis die französische Revolution auch hier die Tür aufriß und neuen Antrieb gab. Die helvetische Republik ist ihr Werk. Und ihre Folge war ein wirtschaftliches Aufblühen und eine lebhaft politische Entwicklung, an deren Ende der demokratische Bundesstaat steht mit der Selbstverwaltung der Kantone, der Volksmiliz und dem religiösen Frieden der zwei Konfessionen, mit dem internationalen Staat, der vier Nationen und vier Sprachen friedlich vereinigt.

Auf dem Boden der alten Bauernrepubliken und Stadt-
aristokratien ist so etwas wie eine bürgerliche Musterrepublik erwachsen, und das gibt der Schweiz den historischen Reiz. Wir Deutsche sehen in ihr die Möglichkeiten der Entwicklung, die uns unwiederbringlich verloren sind. Aber wir sehen heute freilich auch Grenzen dieser Entwicklung. Die Schweiz ist ein Land der Bauern und des Kleinbürgertums. Sie hat die Entwicklung zur bürgerlichen Demokratie tapfer und folgerichtig durchlaufen. Heute steht sie abseits. Gewiß hat sie ihre Arbeiterbewegung, die zuzeiten führend gewirkt hat. Gewiß hat sie als Gastland aller Verbannten und Revolutionäre ihre einzigartige Bedeutung. Gewiß wird die Welle bürgerlicher Reaktion, die heute über sie hingeht, verebben. Aber das klassische Land des Fremdenverkehrs, der Kurorte und Sommerfrischen wird ein wenig außerhalb und abseits bleiben in der kommenden Entwicklung. Es wird das Musterland bleiben für demokratisches Kleinbürgertum. Wer in Deutschland daran denkt, der denkt auch an die Leute von Seldwyla und an Seldwylas Schöpfer Gottfried Keller.

Keller hat uns in einem der schönsten deutschen Romane seine Jugend selber erzählt. Seine einsame Kindheit bei der verwitweten Mutter, seinen Kampf mit der Schule, die den unverbesserlichen Dickkopf an die Luft setzte, seinen Versuch, Maler zu werden, der mit Not und einem hoffnungslosen

Verzicht endete. Er rettete sich ins Dichterhandwerk. Seine republikanische Lyrik und sein „grüner Heinrich“ machten ihn so bekannt, daß er mit 32 Jahren Staatsschreiber in Zürich wurde. Und äußerlich war sein Leben von nun an das eines kleinen Spießbürgers, das zwischen der Junggesellenwohnung und dem Stammtisch hin und her pendelt. Er war bald ein berühmtes Original, wegen seiner Grobheit ebenso bekannt wie wegen seines Witzes, und man nahm es ihm weiter auch nicht übel, als er seinen Abgang aus dem Staatsdienst nach 15 Jahren zu einigen hanebüchenen Aufrichtigkeiten gegen die hohen Behörden verwandte.

Er ist auch mit seiner Dichtung nie über den Kreis seiner kleinen bürgerlichen Heimatwelt hinausgegangen. Und da er ein durchaus politischer und moralischer Mensch war, was ja beides wohl nicht zu trennen ist, so haben alle seine Dichtungen eine recht handfeste und deutliche Absicht. Sie sind Tendenzdichtungen.

Am deutlichsten tritt das in den Gedichten hervor. Die enthalten die schönsten demokratischen Trutzgesänge. Und wer wissen will, was wahrhaftes republikanisches Bürger-tum ist, der wird an ihnen seine stets erneute Erbauung haben. Aber auch seine bunten Geschichten haben durchweg diesen Grundzug. Im „grünen Heinrich“ zeigt er die eigene Entwicklung, noch losgelöst von der Gemeinschaft, obgleich ihr Einfluß sich immer spürbar macht. Aber in „den Leuten von Seldwyla“ stellt er bewußt seine Menschen in ein kleinbürgerliches Gemeinwesen, läßt sie aus ihm mit all ihren krausen Schicksalen erwachsen und weiß sie stets wieder in die Gemeinschaft zurückzuführen, ob sie nun untergehen in der allgemeinen Verkehrtheit, ob sie sich führend darüber erheben, oder ob sie im Gegensatz scheitern. Wir haben ganz selten eine Dichtung, die so bewußt Menschen-schicksal aus den gesellschaftlichen Zusammenhängen gestaltet, die so bewußt sich bemüht, gegenwärtige Zustände wesenhaft zu erfassen. Und da der Züricher Staatsschreiber

mitten im öffentlichen Leben seiner Heimat stand, so ist seine Schilderung gesättigt von Wirklichkeit. Da dieser Staatsschreiber aber zugleich ein Dichter war, so ist sie darüberhinaus gesättigt von jener Wahrheit, die „niemals und nirgendwo“ zu Hause ist. Seine Menschen sind schweizer Kleinbürger und Bauern des 19. Jahrhunderts, aber sie sind zugleich Menschen schlechtweg, und damit gehören sie ins Märchenland, — in jenes „Es war einmal“, das heute und in aller Zukunft in der Sehnsucht der Menschen lebt. Romeo und Julia auf dem Dorfe? Das ist die Geschichte von zwei Basler Bauernkindern, oder es ist zugleich die Geschichte aller armen verliebten Kinder. Der glücklich-unglückliche Schmied seines Glücks, Herr Kabis-Köpfle, ist ganz gewiß im Zürichgebiet zu Hause. Aber er hat in Tschitschikoff der „Toten Seelen“ seinen Vetter und in Lukians Apollonius seinen Urahn. Frau Regel Amrain und Pankraz der Schmoller, Viggi Störteler und sein verliebter Nebenbuhler von Schulmeister, sie haben alle eine doppelte Abstammung: aus den Schwänken der mittelalterlichen Handwerker und Zunftherren einerseits und andererseits direkt aus dem Märchen. Und bisweilen schwenkt Meister Gottfried ganz ins Märchenland hinüber; im Dietegen, in Spiegel dem Kätzlein, in der Geschichte vom polnischen Schneiderlein, das zum Grafen wird. Und das sind just die schönsten Geschichten.

Auch in all seinen andern Geschichten, die später entstanden, in der Ruhe seiner letzten Jahre, ist beides verbunden: die Spielerei des märchen- und farbenfreudigen Kindes und der tapfere Ernst des politischen Kämpfers. Der viel zu wenig gekannte Martin Salander ist geradezu ein politisches Lehrbuch. Die sieben Legenden scheinen reine Märchenspielereien zu sein. Aber Martin Salander hebt mit dem feinen Märlein vom Regenbogenschüsselchen an, und die sieben Legenden haben ihre sehr deutliche religiös-politische Richtung, die sie einreihet neben Bernhard Shaws ebenso ernsthafte Märchenschwänke.

So sind in den engen Grenzen schweizerisch-kantonalen Kleinbürgertums immer „der Menschheit große Gegenstände“, Freiheit, Wahrhaftigkeit und Recht und der Kampf menschlicher Leidenschaften erfaßt und dargestellt. Und jede dieser Geschichten ist gereift an der Sonne einer großen Meisterschaft zu einer Frucht voll Süße und sanfter Glut.

Heute treiben in der Schweiz manche Nachahmer Kellers ihr Wesen. Der vielgelesene Ernst Zahn hat am erfolgreichsten sich in das Gebiet seines Meisters hineingeschoben. Aber wenn er Spießbürger und Kleinbauern schildert, so tut er's mit so wahrhaft spießbürgerlich-kleinbäuerlichem Geiste, daß in diese Welt der engen Mauern und dunklen Gäßchen kein Hauch von der weiten und sonnigen Welt eindringt. Und das Ergebnis ist ein herzliches Gähnen des Lesers. Mit diesen blinden Nachläufern hat Keller keine Verwandtschaft. Er hat seinen Gefährten in dem Emmenthaler Pfarrherrn und Bauern Jeremias Gotthelf, der ein starrer Reaktionär und heftiger politischer Gegner Kellers war und von ihm doch den schönsten und ehrendsten Nachruf erhielt. Denn Keller wußte wohl, daß Gotthelf für die Welt der Bauern dasselbe geleistet hatte wie er selbst für das Schweizer Bürgertum. Heute erwächst in der französischen Schweiz, in den starren und gewaltigen Gegenden des Rhonetals ein neuer Nachfolger in dem Bauerndichter Pierre Ramusz. Und als vierter ebenbürtiger Genosse mag Karl Spitteler genannt sein, auch er in all seinen olympischen Dichtungen heimatverwurzelt und erwachsen in der Luft jener kleindemokratischen Republiken, die uns so fremd ist.

Wie fremd sie uns ist, das zeigt am besten der Vergleich mit Deutschlands nächstverwandtem Dichter, Wilhelm Raabe. Bei dem Norddeutschen haben wir die Resignation, Weltflucht und Absonderung. Höchstes Ziel seines Helden ist das Grab auf Salas y Gomez, der Tod in der Einsamkeit. Bei Keller, der jenem verwandt ist an grüblerischer Schwerblütigkeit, an trotzigem Unabhängigkeitsbedürfnis, haben wir

das sichere Ergreifen der Wirklichkeit, den Kampf und die heitere Gewißheit des Sieges: „Ein armer Teufel ist der Schuft, weil er doch der Betrogene ist, wenn ihn die Welt, die er betrog, mit großen, klaren Augen mißt.“

Ach, wir haben, weiß Gott, viel nachzuholen im Deutschen Reich.

WILHELM RAABE

1831—1910

Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen.

Motto zu Abu Telfan.

Wilhelm Raabe hat ein sehr deutsches Dichterschicksal gehabt. Mit 50 Jahren konnte er keinen Verleger für seine Werke finden, mit 70 Jahren wurde er berühmt und nach seinem Tode gründete man Raabegesellschaften und sammelte jeden belanglosen Papierschnitzel und jede belanglosere Anekdote aus seinem Leben. Seltsam ist beides, daß man ihn hungern ließ, wie daß man ihn verehrte. Denn es ist das gleiche Deutschland, das ihn verächtlich totschiieg und Hosianna rief, das Deutschland des neuen Reichs, Bismarcks, der Gründerzeit, des Imperialismus und Wilhelms II. Und mit diesem Deutschland hat Wilhelm Raabe nie etwas zu tun gehabt. Er stammte aus einem anderen Deutschland, dem kleinbürgerlichen, demokratischen, oppositionellen und romantischen Deutschland der 48er Jahre, und er ist selber sein Lebelang ein richtiger Achtundvierziger geblieben, wie er's durch Abstammung und Schicksal war.

Er stammt aus einer armen Beamtenfamilie des kleinstaatlichen Mitteldeutschlands. Er schlägt sich vergeblich mit der Schule herum, wird dilettierender Buchhändler und dilettierender Student, hat mit 26 Jahren seinen ersten Erfolg mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ und ist damit ge-

worden, was er blieb, der Dichter des kleinen Bürger- und Beamtentums, des Handwerks, der Kleinrentner und der kleinen Städte. Er hat sich abseits gestellt vom großen Leben, und als ein kluger Querkopf, der er war, spürt er allen Absonderlichkeiten nach, den lieblichen, heiteren und betrüblichen, die abseits vom breiten Wege blühen.

Das ergab zunächst recht amüsante, rührende und unterhaltsame Feierabendgeschichten. Sie hatten ihren Erfolg, wie sie's verdienten. Und der „Hungerpastor“ machte Raabe halbwegs berühmt. Aber dann schrieb er „Abu Telfan“ und verglich darin Deutschland sehr unhöflich mit einem afrikanischen Negerdorf, ja, er sagte den Deutschen sehr unverblümt, daß für einen anständigen Menschen das Leben unter ihnen unerträglich sei. Diese Grobheit wurde aber gerade in den 60er Jahren gedruckt, wo jeder gute Deutsche von Deutschlands Beruf zur Weltmeisterschaft überzeugt war und vor der aufgehenden Sonne Bismarcks auf den Knien lag. Raabes Taktlosigkeiten wurden also totgeschwiegen. Und als er in ihnen fortfuhr und seine Helden in einer hartnäckigen Opposition gegen des Reiches Herrlichkeit beharrten, da nahm das Stillschweigen gigantische Dimensionen an. Es gehörte Raabes niederdeutscher Dickkopf dazu, durch zwei Jahrzehnte unveränderter Erfolglosigkeit sich mit Hilfe der Neuauflagen von Sperlingsgasse und Hungerpastor und eines kleinen unbekanntem Verlages durchzutrotzen und durchzuhungern und Jahr für Jahr seine Geschichten zu Markte zu bringen.

Es war die Geschichte des andern Deutschlands, der kleinen Leute, der Stillen im Lande, der Entgleisten und Querköpfe, die Geschichte eines Deutschlands, von dem das amtliche Deutschland, das Deutschland der Industriearbeiter und Bankdirektoren, der Kommerzien- und Geheimen Räte nichts wußte. Nachtwächter und durchgefallene Studenten, lateinische Bauern und invalide Schauspieler, Krankenschwestern und bankrotte Apotheker, philosophische Polizeisekretäre und

entlaufene Fürsorgezöglinge, das sind die Helden seiner Geschichten.

An ihrem Schicksal schrieb er sich nach seinen eigenen Worten die Angst und den Ekel weg, den die Pracht des neuen Deutschlands ihm erregte. Und er hält diese seine Dichterwelt voll bunt durcheinander wuchernder Menschlichkeit fest mit dem Bewußtsein, daß sie versinkt und vergeht. Seine Lieblingshelden sind alte Leute, die in der Erinnerung leben. Seine schönsten Geschichten handeln von Gärten, Häusern, alten Stadtquartieren, die vor der begehrtlich zudrängenden Industrie und dem Protzertum in ihrem Gefolge verschwinden müssen. Aus diesem Zerfall sieht er keinen Ausweg. Er ist kein Kämpfer und kein Politiker. Er ist ein Mensch, der Anständigkeit, Freiheit und Wahrhaftigkeit braucht und keine Luft zum Atmen für sich findet. So legt er ein tapferes und hoffnungsloses Zeugnis ab für die Menschen, die im neuen Deutschland keinen Raum mehr fanden. Er scheint zu lachen, und er sagt sehr bittere Dinge. Und er erlebt mit 70 Jahren, daß man ihn nicht versteht, sondern seinen schmerzlichen Spott für behagliche Heiterkeit nimmt. Deutschlands Bürgertum, das nicht mehr an ihm vorbeigehen konnte, weil sich langsam eine Schar von Stillen um ihn gesammelt hatte, fand nämlich einen bequemen Ausweg, indem es den unbequemen und sonderbaren alten Herrn humoristisch und ästhetisch wertete. So wurde er als Typus des tiefsinnigen Sonderlings zum wahren deutschen Dichter erhöht und gefeiert. Er hat, sobald die Berühmtheit ihn in die Lage versetzte, ohne Sorgen leben zu können, nichts mehr veröffentlicht. Sein letztes Werk erschien nach seinem Tode. Und das letzte, das er selbst veröffentlichte, „Die Akten des Vogelsangs“, ist eine schwermütige Absage an die trügerische Welt: „Geh an der Welt vorüber. Es ist nichts.“

Raabe wird der Dichter des vorindustriellen Deutschlands bleiben, und der Dichter der Zerstörung, die das neue Reich

über dies alte, umschränkte, aber menschlich viel reichere Deutschland brachte. Er gehört selber zu denen, die sich für Deutschlands Einigkeit begeistern, aber im Sinne der alten Burschenschafter, die seine Lieblinge sind. Von dem Neuen sieht er vor allem das Unehliche, Prahlerische, frech Oberflächliche. Und er sieht die Rettung nur im Abseitsstehen und im Verzicht.

Er weiß nichts von der Arbeiterschaft und ihrer wachsenden Bewegung. Wenn er einen Sozialdemokraten zeichnen will, so wird ein philosophischer Anarchist daraus. Aber er hat den unbestechlichen Blick des Mitleids, und er schickt unweigerlich die Armen und Vergewaltigten in den Mittelpunkt seiner Geschichten, ob es verwaiste Kinder sind, wie im „alten Eisen“, oder der entlaufene Sträfling Horacker, oder Stopfkuchens Postbote, der aus Angst zum Mörder wird. Unrecht haben stets die Gewaltigen, Reichen, Klugen und Angesehenen. Und seine Helden sind diejenigen, die vor den Augen der Welt als Gescheiterte und Verkommene erscheinen.

So wird er ein unerbittlicher Schilderer einer innerlich hohlen Zeit des äußeren Erfolges, dem er eine unbedingte Menschlichkeit entgegenstellt. Daß er nicht weiter kam, nicht die größeren Zusammenhänge, nicht den Gang der Entwicklung sah, das lag an der Enge seines Schicksals. Als kleiner sorgenbedrängter Schriftsteller bringt er sein Leben in Stuttgart und Braunschweig hin. Die Enge der Provinzstadt hat er kaum verlassen. Und so erhielt dieser tapfere, weise und gütige Mensch etwas Schrulliges und Verkauztes, das seine Bücher schwer zugänglich, für viele ganz ungenießbar macht.

Er bleibt indes der reinste Typus jener kleinbürgerlichen Philosophen und Menschenfreunde, die Deutschland lebenswürdig und verehrungswert machten, ehe die Vernichtung unserer großen Zeit, der Zeit des kaiserlichen Gründertums, über sie hinwegging. Und ohne ihn wird es nicht möglich sein, diese Zeit und ihre schweren Folgen für Deutschland zu verstehen.

THEODOR FONTANE

1820—1898

Wir hatten uns in den Satz gefunden: Alle Geschehnisse hätten nur insoweit Wert und Bedeutung für uns, als sie neuen Stoff abwürfen.

Fontane in „Bernhard von Lepel“.

Was hat Fontane mit der deutschen Arbeiterschaft zu tun? Er ist der Mann der märkischen Wanderungen, der Dichter des preußischen Junkertums, der friderizianischen Generale und wilhelminischen Gardeoffiziere. Und in unserer Schulerinnerung ist er verknüpft mit Joachim Hans von Zieten, mit dem Gedenkspruch auf Bismarck und mit den Kaiser-Friedrich-Gedichten. Er war Korrespondent der „Kreuzzeitung“ — aber er war auch ein achtundvierziger Demokrat, und er hat in einem langen mühen- und enttäuschungsreichen Leben gründlich gelernt, alle Dinge von mehreren Seiten und kein Ding über Gebühr ernst zu nehmen. So ist der Dichter der preußischen Junker zugleich der Dichter der Nähmamsells und Plätterinnen, ja, der einzig wahrhafte Dichter jener wunderlichen und bunten Gesellschaft geworden, die in Berlin zusammengewürfelt ist.

Vielleicht war er dazu besonders berufen, weil er von Geburt und Schicksal Außenseiter war. Der Apothekersohn aus Neuruppin ist freilich so früh nach Berlin gekommen und mit so wenig Unterbrechungen in Berlin verblieben, daß man insoweit ihn als waschechten Berliner ansprechen müßte in einer Stadt, deren zweiter Einwohner mit Inbrunst beteuert, er sei von auswärts gebürtig. Aber seine Eltern gehörten zur französischen Kolonie, zu den Nachkommen der alten Hugenottenfamilien. Und Fontane, der sich auch seine Frau aus diesen Kreisen holte und der seine Vorliebe für sie nie verbergen kann, ist also französischen Blutes in einer deutsch-slavisch gemischten Umgebung. Schwerer noch wiegt, daß dieser junge Halbfremde mit dreißig Jahren seinen gut bürgerlichen Apothekerberuf aufgab und in die unsichere

Existenz eines freien Schriftstellers hineinsprang. Fast ein halbes Jahrhundert lang hat er darin tapfer ausgehalten, als Zeitungskorrespondent, als Kriegsberichterstatter, als Theaterkritiker. Ein Versuch im preußischen Beamtentum endete schnell. Fontane entfloß der behördlichen Schuhriegelei in seine alte Unabhängigkeit und Armut. Denn er war und blieb ein armer Mann, weil er ein erfolgloser Schriftsteller blieb.

Er hat frühzeitig ein Bändchen Balladen herausgegeben. Aber seine eigentlichen Werke, seine Romane sind erst entstanden, als er die Fünfzig überschritten hatte; die meisten hat er als Sechziger und Siebziger geschrieben. Ich weiß nicht, ob es irgendwo in der Geschichte ein Beispiel von solch später Dichtearbeit gibt. Gewiß kann es keins geben, das erfreulicher wäre. Fontane hat selbst von seiner Begabung sehr bescheiden gedacht. „Es drippelt nur“, sagt er von sich. Und nicht eins seiner Werke zeigt geniale Begabung, großen dichterischen Wurf. Was er von seinen französischen Vorfahren, von einer strengen, willensstarken Mutter und einem leichtsinnigen und sehr lebenswürdigen Vater mitbekommen hatte, war anderes: klare Beobachtung, helle Verständigkeit, einen lebhaften Sinn für Humor und geschliffenen Witz und warme Anteilnahme an menschlichem Leben und Treiben.

Mit diesen Gaben ging er als junger Korrespondent nach London, trieb er sich in Berliner Redaktionen und Klubs herum, wanderte er durch die Mark und ging er in französische Kriegsgefangenschaft. Und als er anfing, seine Geschichten zu schreiben, da hatte er vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt, hatte manche Not und viel unverdiente Kränkungen erfahren. Er hatte so mannigfache menschliche Zustände gesehen, daß er Menschen und Zustände nicht allzuernst nahm. Und so entstanden seine Geschichten. Abgeklärt ist ein viel mißbrauchtes Wort. Sie sind abgeklärt wie guter Wein. Je älter Fontane wird, desto mehr lesen sie sich wie

eine Reihe heiterer Anekdoten und leichter Plaudereien. Sein schönstes und letztes vollendetes Werk, der Stechlin, ist kaum etwas anderes. Und am Ende hat man einen Menschen, ein Schicksal, ja einen ganzen Zeit- und Gesellschaftsausschnitt gestaltet vor Augen. Gingen alle anderen Dokumente dieser Zeit verloren: in Fontanes Erzählungen und seinen kurzen Gedichten würde eine Nachwelt die deutsche Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts haben. Hofadel und Landjunker, Offiziere und Beamte, Bourgeois und Kleinbürger und Arbeiter: sie alle sind vertreten und charakterisieren sich selbst in ihrem Reden und Schweigen, Tun und Lassen. Einen Vorwurf nur kann man dieser meisterlich gestalteten Welt machen: sie ist zu liebenswürdig gesehen. Fontane sieht und schildert die Beschränktheit, den Hochmut, das Strebertum, Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit, Leichtsinn und das heuchlerische Protzertum. Aber er sieht das alles mit der Gelassenheit eines alten Mannes, dem die Welt nur noch ein buntes Spiel ist. Warum soll er sie tragisch nehmen, da alles doch so bald vergeht? Und warum soll er sich moralisch ereifern über Frau Treibels heuchlerische Sentimentalität, über die brutale Beschränktheit von Effies Gatten oder den bigotten Hochmut Adelheid von Stechlins? Sie alle sind entweder lächerlich oder bedauernswert. Und recht behält nur jene Gelassenheit, welche Stunden und Menschen hinnimmt, wie sie sind, und den möglichsten Genuß aus ihnen zieht. „Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.“ Das ist die Weisheit eines alten Mannes, Weisheit des geduldigen Abwartens. Aber es wäre sehr falsch, diese Weisheit für rückwärts gerichtet zu halten. In ihrer kühlen und leichten Höhe gibt es keine Starrheit und Unduldsamkeit mehr, wie sie jedem Konservatismus eigen ist. Der Ehebruch der Adultera und Effie Briests, Ceciles unglückseliger Leichtsinn, die Mord- und Raubgeschehnisse in Ellernkipp, Quitt und Unter dem Birnbaum, Graf Petöfys Selbstmord, alles wird Irrtum und Verhängnis, das

man nicht verurteilen, das man nur verstehen und verzeihen kann. Auf Fontanes Menschen trifft das Raabewort zu: „Der Mensch hat nie Schuld, noch sein Schicksal. Sie passen nur beide aufeinander.“ Dies aber schließt vielleicht die höchste Duldsamkeit und damit die höchste Freiheit ein, zu der ein Mensch gelangen kann: Verstehen ohne Gleichgültigkeit.

Gleichgültig nämlich ist der alte Fontane nie geworden. Seine Liebe gehört den Stillen im Lande, den scheinlos Tapferen, den Opferbereiten. Mag es nun Effie Briests treues Dienstmädchen oder die verängstete Majorin Poggenpuhl oder Stechlins schweigsamer Pastor sein. Und von dieser Opferbereitschaft hat er selber etwas gehabt, wenn er, der Alte, den Jungen das Wort redete, weil sie die Stunde haben und dran sind, und wenn er, der preußische Monarchist und Bismarckverehrer, den kommenden Sozialismus begrüßte und einen spanischen Revolutionär verherrlichte.

Die Jugend hat ihm das gedankt. Während seine Generation gleichgültig gegen ihn blieb, war er der gefeierte Patriarch des jungen Deutschlands der 90er Jahre. Sein Ruhm wird mit dieser Zeit verbunden bleiben. Für uns, die wir auf diese untergegangene Zeit zurückschauen, ist es ein seltsam ergreifendes Bild. Eine dem Untergang verfallene Gesellschaft, die wir heute nur noch in häßlicher Verzerrung und Entartung sehen, ist kurz vor ihrem Verfall in liebevollstem und treuestem Spiegel festgehalten.

Das ist Fontanes geschichtliche und einzigartige Bedeutung. Alle seine Vorgänger sind kleinbürgerlich befangen, alle seine Nachfolger einseitig und polemisch eingestellt. Er aber stand so außerhalb, daß er die Dinge unbefangen sah, und er war dennoch so bürgerlich gesinnt, daß er sie ohne Gegensätzlichkeit gestaltete. So wurde er der Chronist seiner Zeit.

DIE BRÜDER MANN

Die Brüder Mann nehmen in der Geschichte deutscher Entwicklung eine ganz einzige Stellung ein. Dem Deutschland der bürgerlichen Epoche fehlt ein unabhängiges Bürgertum. An seiner Stelle steht der Beamte und der Kleinbürger. Wo die großen Ideologien der bürgerlichen Demokratie in Deutschland vertreten werden, geschieht es, ohne daß eine breite Gesellschaftsschicht durch ihr Machtbewußtsein darauf antwortet. Sie bleiben eine Angelegenheit einzelner Professoren und der Bierbank des Handwerkermeisters. Wo sich spät ein unabhängiges und wirtschaftlich starkes Bürgertum der Industriellen und großen Kaufleute entwickelt, wirft es sich mit der Ausschließlichkeit des späten Emporkömmlings auf die Eroberung der Wirtschaft. Politik wird nur unter diesem Gesichtspunkt gewertet; an Stelle von Bürgerbewußtsein erscheint nur das Bewußtsein einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft. Das Rheinland, die einzige Stelle, wo große bürgerliche Gemeinwesen mit demokratischen Ueberlieferungen bestanden, wird in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in diese Entwicklung mit hineingezogen und verliert so die Bedeutung, die es noch 48 für das deutsche Geistesleben hatte. Es bleiben ganz wenige Städte mit einer geschlossenen, überlieferungstreuen und selbstbewußten Bürgerschaft: Frankfurt und in Norddeutschland die Hansestädte. Hier hatte die Selbstverwaltung kleiner republikanischer Gemeinwesen eine bürgerliche Aristokratie herangebildet, die Selbstbewußtsein, Gemeingefühl und Verantwortung und damit die Voraussetzungen einer eigenen Kultur besaß. Einseitig gewiß, beschränkt auf ihren engen lokalen Kreis, aber trotzdem erfreulich und einzigartig im ganzen Bereich des Deutschen Reiches.

Aus diesen Kreisen stammen die Brüder Mann. Aber sie haben beide neben der Ueberlieferung Lübecker Großbürgertums einen Einschlag romanischen Blutes von ihrer Mutter

Seite her. Und dies erst gibt ihnen die Gelöstheit und Freiheit ihrer Umgebung gegenüber, deren der Romanschreiber bedarf, und die bei der Mehrzahl ihrer Kollegen von der Feder fehlt.

Deutschlands Publikum hat Thomas Mann mit der größeren Begeisterung aufgenommen, und das Ausland ist darin gefolgt. „Die Buddenbrooks“ gehören zu den im Ausland meist gelesenen deutschen Büchern, wie sie ihrerzeit der durchschlagende Erfolg in Deutschland waren und mit einem Male ihren Verfasser berühmt machten. Sie sind in der Tat das erste Buch, das die Geschichte einer großbürgerlichen Familie ohne Schönfärberei und mit wirklicher Kenntnis sachlich und gewissenhaft darstellt. Dadurch haben sie dokumentarischen Wert, und der vorsichtige Geschmack des Verfassers hält die Schilderung dieses beschränkten und menschlich gleichgültigen Daseins auf einer Höhe, die unsere Unterhaltungsliteratur selten erreicht. Wirklich menschliche Anteilnahme ruft der Schluß hervor: der Tod des Senators Buddenbrook und die Kindheit des letzten, nicht mehr lebensfähigen Sprößlings der Familie. Hier wirken die eigenen Erlebnisse nach, und die beste Eigenschaft des Verfassers wirkt sich aus: seine starke Empfänglichkeit für Reize aller Art und die Fähigkeit, diese Reizbarkeit zum Ausdruck zu bringen.

Alles, was Thomas Mann später schrieb, hat den Umkreis der Buddenbrooks nicht überschritten. Er bleibt der empfänglich Reizbare, der sorgfältige Beobachter, der fleißige Schilderer. Darum sind seine besten Werke die kleinen Skizzen, Erzählungen und Novellen. Manche von ihnen sind in ihrer Art vollendet. Aber er hatte das Unglück, in Deutschland sehr berühmt zu werden, und er, der von einem seiner Helden sagt: „Er trug seinen Ruhm auf schwächtigen Schultern“, hat das Augenmaß für sein feines und schwächtiges Talent verloren und sich in politische und philosophische Gefilde begeben, in denen er sonderbar verirrt und verloren

erscheint. Diese Dinge sind vor ihrer Geburt dem Tode verfallen. Was bleibt, ist die Spiegelung einer in Deutschland einsamen und bereits verfallenden bürgerlichen Kultur in einem reizbaren und zarten Temperament. Und darum wird Thomas Mann mehr und mehr im Schatten seines älteren Bruders stehen, der den großen Vorzug genießt, in der deutschen Öffentlichkeit nie anerkannt zu sein, und der daher nicht dem Schicksal fast aller erfolgreichen deutschen Dichter, der geistigen Entartung, erliegen konnte.

Heinrich Mann ist das, was alle großen Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts waren, ein politischer Dichter — Knut Hamsun zählt nicht zu ihnen; er hat seine Stellung ganz jenseits des Romans. — Und er ist ein durchaus bürgerlich demokratischer Dichter. Er ist gespeist von den Ideen der französischen Revolution und gebildet durch die großen Söhne dieser Revolution: Stendhal, Flaubert und Zola. Aber vor allem und allen durch Stendhal. Es wird schwer sein, einen derartig starken Einfluß von einem Dichter zum anderen über sprachliche und nationale Grenzen nachzuweisen. Nur durch Stendhal hindurch kann man Heinrich Manns streng gefügte und dramatisch aufgebaute Novellen und den klaren und sicheren Bau seiner Romane verstehen. Auch seine Vorliebe für Italien ist gewiß durch Stendhal genährt. Doch spricht hier die Sehnsucht des Menschen mit, der, halb Deutscher, halb Romane, zwischen den Rassen steht und nicht im Norden und nicht im Süden eine Heimat finden kann. Was er aus dem Süden empfangen hat vor allen deutschen Dichtern, das ist die klare Folgerichtigkeit in seinem Beobachten, seinem Denken und in dem Aufbau seiner Werke. In seinen frühesten Werken kämpft dies Bedürfnis nach klarer Form noch mit der Neigung, sich in tausend Einzelheiten zu verlieren. Ein einziges Werk ist dadurch völlig gesprengt und formlos geworden: „Die drei Göttinnen“, und gerade dieses hat, bezeichnend genug, in Deutschland den größten Erfolg ge-

funden. Von da ab gelingt die Form ihm immer reiner und strenger. Ein erstaunlicher Höhepunkt ist „Die kleine Stadt“, wo eine Verdi-Aufführung in der Provinz zu Konflikt, Steigerung, Katastrophe und sacht verklingendem Ende führt und das Leben einer italienischen Provinzstadt im Rahmen dieses Ereignisses sich aufrollt. Wir haben keine ähnlich vollendet gebaute Erzählung in Deutschland, und wir haben keinen Dichter, der so sicher und selbständig die Ueberlieferungen des französischen Romanstils übernommen hätte.

Aber den Stoff dieser strengen Kunstwerke nimmt sich Mann, wenn er sich nicht einen Erholungsurlaub nach Italien gönnt, aus der deutschen Gegenwart. Der Schieber in der Großstadt, der beileibe keine Errungenschaft des Krieges war, der Spießbürger der Kleinstadt, das Leben in jener Atmosphäre von Heuchelei, Gier, Protzertum und Unterwürfigkeit, die unser öffentliches und privates Leben bis zum Zusammenbruch vergiftet hat: dies sind der Stoff zu Manns Romanen.

Der Geist aber, der diesen Stoff belebt und ihn durchleuchtet, ist ein anderer. Es ist der Geist jenes weitherzigen und wahrhaft revolutionären Bürgertums, das die feudale Welt in Frankreich zertrümmerte und den Boden schuf, auf dem auch unsere Zukunft, die Zukunft des arbeitenden Volkes, erwächst. Mann zeigt eine Welt der Fäulnis und der äußersten Gemeinheit, aber er mißt sie an einem Maßstab der Freiheit und Gerechtigkeit. Das macht seine Romane zu den moralischsten und ernstesten Werken der wilhelminischen Zeit. Und das hat ihm den wütenden Haß all derer eingetragen, die sich getroffen fühlten: des skrupellosen Unternehmertums, der in Streberei entarteten Beamten-schaft, der übermütigen Militärkaste. Das beste Dokument jener Zeit, „Der Untertan“, konnte nicht erscheinen, weil es beim Kriegsausbruch den Burgfrieden der großen Zeit bedrohte. Jetzt, nach dem Bankerott der großen Zeit, haftet

an seinem Verfasser das Odium des Vaterlandslosen und Revolutionärs. Sehr mit Unrecht. Heinrich Mann ist der Revolutionär einer vergangenen Zeit. Er ist Bürger, aber Bürger in dem schönen, großen und weltweiten Sinne der französischen Revolution. Er ist „citoyen“. Er besitzt Voltaires unduldsame Leidenschaft für Duldung und Vernunft, Freiheit und Gerechtigkeit und ist ihr unerbittlicher Vorkämpfer. Aber er sieht die Welt mit den Augen dessen, der selber in Unabhängigkeit, jenseits vom wirtschaftlichen Kampf, heranwuchs. Die Welt ist ihm ein Kampf der Ideen, nicht ein Kampf der Klassen um wirtschaftliche Befreiung. Die Bewegung der Arbeiterschaft sieht er nur als eine kleinliche, häßliche, vergebliche Rebellion unterdrückter und hoffnungsloser Sklaven. Er ist sicher, daß ihre Befreiung nur von oben, nur von den Gerechten und Freien der oberen Schicht kommen kann. Diese Gerechten und Freien aber sind wenige Machtlose. So endet sein Arbeitsroman „Die Armen“ in trüber Hoffnungslosigkeit.

Und so ist er eine durchaus tragische Erscheinung: als Spätling eines revolutionären Bürgertums, das in Deutschland nie gelebt hat, steht er zwischen den Klassen. Er ist der unerbittliche Kritiker des bürgerlichen Verfalls, aber daß er selber Bürger bleibt, das trennt ihn von der aufsteigenden Arbeiterschaft. Und während er, ein rückwärts gewandter Prophet, das verglühende Feuer der bürgerlichen Revolution anbetet, sieht er nicht die steigenden Flammenzeichen der Zukunft.

Nur in einem Falle ist er über diese Grenzen hinausgegangen in der Skizze über Emil Zola, in der er dessen großes Lebenswerk umschreibt mit der Liebe eines Kampfgenossen, der, ohne selber den Glauben zu haben, auf die Seite der Gläubigen tritt um der Gerechtigkeit willen.

Und dies bleibt seine ehrenvolle und einzige Stellung in der Geschichte der geistigen Revolution: er ist der Vertreter eines revolutionären und international gerichteten Bürger-

tums, das im Untergehen seine geistigen Waffen der kommenden Generation, der erwachenden Arbeiterschaft übergibt, ein hoffnungsloser und tapferer Spätling, der ausharrt auf verlorenem Posten.

GOGOL

Bei allem, was wir über Künstler und ihre Bedeutung sagen können, reden wir nicht davon, was sie allgemein bedeuten. Gibt es überhaupt so etwas wie „allgemeine Bedeutung“? Wir fragen: Was bedeuten sie uns? Was können sie uns bedeuten und warum? Das müssen wir besonders bei den russischen Dichtern festhalten. Sie sind in unsere Literatur eingebrochen mit der Kraft von Eroberern und sie beherrschen noch heute die Herzen und Gedanken vieler, denen sie Offenbarung, Erschütterung, Bekehrung waren. Das täuscht leicht über die Tatsache hinweg, daß sie aus ganz fremden Verhältnissen kommen und von ihnen erzählen, und daß wir sie durch die Trübung der Uebersetzungen hindurch kennen lernen. Das heißt zweifellos, daß sie uns ganz anders erscheinen und ganz anders auf uns wirken als auf die Russen. Aber gerade davon, von ihrer Wirkung auf uns, ihrer Bedeutung für uns, wollen wir reden, denn beides ist ein Teil ihrer Geschichte, ein Teil auch der Entwicklung Europas.

Rußlands große Romandichtung beginnt mit dem 18. Jahrhundert. Sie beginnt in dem Augenblick, als eine öffentliche Meinung und eine politische Bewegung sich bemerkbar machen. Und beides, Politik und Literatur, ist so untrennbar miteinander verbunden, daß mit Recht jeder bedeutende Dichter der Regierung von vornherein als revolutionär verdächtig war.

Diesen revolutionären Zug hat die russische Literatur mit aller Literatur aufsteigender Völker gemeinsam. Aber ein

anderes scheidet sie von all unserer modernen europäischen Literatur, und wir müssen schon ins Mittelalter zurückgehen, um etwas Aehnliches zu finden wie die Volksmäßigkeit der russischen Literatur. Der Riß zwischen „Volk und Gebildeten“, der durch die ganze westeuropäische Kultur geht und die kapitalistische Gesellschaft kennzeichnet, zerreißt Rußland nicht. Die Industrialisierung Rußlands, die eigentlich erst jetzt erfolgt, findet ein bereits durchaus erwachtes Volk, Arbeiter und Bauern, die politische Macht kennen lernten, und denen man gepredigt hat, daß sie die Nation und die Träger der Kultur seien. Vielleicht wird das der große Fortschritt sein in Rußland und in den anderen fernen Völkern, die jetzt erst dem Kapitalismus sich öffnen, daß sie nicht durch jenen Riß zerspalten werden, der die Länder des alten, europäischen Kapitalismus spaltet. Im Anfang des 19. Jahrhunderts drohte eine solche Gefahr auch Rußland. Das ganz feudal-agrarische Land hatte bis dahin unter aufgeklärten und sehr unaufgeklärten Absolutisten nur einen sehr oberflächlichen europäischen Firnis angenommen. In der napoleonischen Zeit erlebte Rußland etwas, das an kultureller Wirkung den Kreuzzügen sehr nahe kommt: die starke Einwirkung einer fremden und überlegenen Kultur. Und damals drohte die Gefahr, daß der Adel, der den Ton bestimmte, mit der französischen Gesellschaftssprache, mit westeuropäischer Philosophie und den Ideen des Liberalismus auch einer Nachahmung westlicher Richtung verfiel und die Scheidung von der alten Ueberlieferung vollzog, womit auch in Rußland die europäische Kluft zwischen Volk und Gebildeten sich geöffnet hätte, Rußlands große Dichtung unmöglich geworden wäre.

Zweierlei hat diese Entwicklung gehindert: Europa durchlebte damals die Reaktion gegen die Aufklärung, die rationalistisch und international gerichtet war. Europa war romantisch, d. h. nationalistisch und volkstümlich eingestellt. Diese Strömung empfing der junge, aufwachende russische

Adel vom Westen zugleich mit den politischen Ideen der Revolution. Und so erleben wir das Merkwürdige, daß der erste Versuch, die Revolution nach Rußland zu verpflanzen, verknüpft ist mit dem Entstehen der modernen russischen Dichtung.

Rylejeff war einer der Führer des Dekabristenaufstandes, Bestuscheff gehörte zu den Verbannten, und Gribojedeff ward in ihren Prozeß verwickelt und in längerer Haft gehalten. Rylejeff ist durch sein von Byron beeinflusstes Versepos Woinarowski, Bestuscheff durch seine Novellen, Gribojedeff durch die erste durchaus russische Komödie bekannt. Bei diesen und allen ihren Kameraden ist die politische Auflehnung gegen den Zarismus verbunden mit einem romantischen Nationalismus. Der hätte nun leicht zu einer äußerlichen und sentimentalen Volkstümelei führen können, wäre nicht die russische Volkspoesie allzu stark und lebendig gewesen.

Alle slawischen Völker besitzen einen Reichtum an Volksliedern, Volksmärchen und Volksepen, Schätze volksverwurzelter Poesie, die im Bewußtsein des Volkes lebt. Diese Ueberlieferung erwies sich als stark genug, den fremden Einflüssen zu widerstehen. So kommt freilich von Europa her der Anstoß, man setzt sich mit europäischen Ideen auseinander, man übernimmt europäische Formen, aber die Dichtungen, die so entstehen, sind ihrem Inhalt und ihrem Geiste nach durchaus uneuropäisch und — eine völlig einzige Erscheinung in der Geschichte — ihren Vorbildern von vornherein überlegen.

Es ist schwer, diese einzigartige Erscheinung zu erklären. „Rußland hat in dieser Zeit besonders große Genies hervorgebracht.“ Das ist keine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung derselben Tatsache. Woher rührt diese Häufung genialer Begabung? heißt nun die Frage. Und wir sehen eine Erklärung nur in der Tatsache, daß hier eine reife, aber von Widersprüchen und Problemen erfüllte Kultur auf eine ganz anders geartete und lebenskräftige Ueberlieferung

stieß. Der Gegensatz weckt die Beobachtung und diese findet eine solch unerschöpfte Welt, daß die Gestaltungen sich drängen und gegenseitig überwuchern.

Puschkin, Lermontoff, Gogol, das sind die Namen, an die sich dies überraschende Erwachen einer großen Dichtung knüpft. Die Russen feiern Puschkin als ihren größten Dichter. Dostojewski in seiner großen Gedenkrede zu seinem 50jährigen Todestag führt auf ihn das russische Evangelium zurück, das bestimmt ist, die Völker zu erlösen durch den russischen Menschen, der sich in seinen Dichtungen zuerst offenbart. Und gewiß ist, daß durch Puschkin die russische Literatur ihre Selbständigkeit für immer gewonnen hat, und daß in seinem Onegin und den Novellen alles im Keim enthalten ist, was sich bei den späteren Dichtern entfaltet. Aber mehr als bei den andern hemmt bei dem Lyriker Puschkin die Uebersetzung das volle Verstehen. Lermontoff, der schon mit 26 Jahren stirbt, hat uns nur ein großes Werk hinterlassen. Bei Gogol aber öffnet sich die ganze Fülle des russischen Lebens. Dieser Dichter kann uns Europäern fast für seine ganze Epoche stehen.

Was fand er zur Schilderung und Gestaltung vor? Ein riesiges Reich mit einer Welt der verschiedensten Volksstämme, Wilde und Barbaren, kriegerische Nomaden und friedliche Bauern, ritterliches Mittelalter bei den Kosaken, feudale Gutsherren, fronende Bauern, und darüber eine allmächtige Bureaukratie unter der harten Hand eines Autokraten, dem sein Wille einziges Gesetz, seine Macht einziger Leitstern war.

Er fand die unberührte Herrlichkeit der weiten Steppen und Ebenen, der Wälder und Riesenströme, und er fand den Stoff aller Stoffe: Menschen, Menschen. Wenn man Gogol liest, ist man überzeugt, daß er schlechterdings alles gestalten kann. Sein wilder Kosakenhetman ist genau so lebendig wie der arme in den Tod geängstete Schreiber, dem sein Mantel das Leben kostet. Seine Bauern- und Kleinbürger-

geschichten sind ebenso wahr wie die Geschichte von der spazierengehenden Nase. Sein Revisor, der kleine Renommist, den die korrupten Provinzbeamten zur Hochstapelei einfach zwingen, ist nach hundertjährigem Leben heut so jung, daß wir ihm glattweg Unsterblichkeit zuerkennen. Aber sie alle samt werden von Tschitschikoff aus dem Felde geschlagen und seiner Welt, in der mit den Seelen der toten Leibeigenen Handel getrieben wird. Wir haben hier eine Welt, die an Verderbnis mit der Bourgeoisie wetteifert, die uns die Franzosen schildern, und deren enge Beschränktheit unser deutsches Spießbürgertum weit übertrifft. Wie kommt es, daß trotzdem ein Geist der Zuversicht, ja der Heiterkeit das Ganze erfüllt? Diese Gesellschaft, die geschildert wird, ist eine werdende, und ihre Verderbnis ist weniger aus ihr geboren als von außen ihr angefliegen, durch schlechte Gesetze und schlechtere Verwaltung veranlaßt. Alle diese Menschen sind kindlich, triebhaft, dem Guten schließlich ebenso zugänglich wie dem Bösen. Sie begehen ihre Niederträchtigkeiten sozusagen in Einfalt des Herzens, und so glauben wir an die Bekehrung Tschitschikoffs und an die Zukunft Rußlands.

Rußland ist ein rasendes Fuhrwerk, sagt Gogol. Wir nehmen das Gleichnis gläubig an, glauben an die Kraft der Rosse, glauben an die Möglichkeit, sie zu zügeln. Das nämlich ist Gogols Glaube, den er mit aller Kraft seines Genies uns zu suggerieren weiß: von der zügelführenden Leitung, von oben her muß das Heil kommen. Er predigt nicht Revolution, er predigt Unterwerfung. Aber seine Wirkung war dennoch revolutionär. Das sah die Regierung, die seine Werke verbot und ihn schikanierte, sehr richtig ein. Und als er, erst 43jährig, nach Jahren eines trüben Mystizismus starb in einer Zeit der hoffnungslosesten Knechtung, da hinterließ er nicht nur das vollendete Bild seiner Zeit, sondern auch den großen Glauben an die Zukunft seines Volkes, der in jüngeren Herzen ein Feuer anzündete, mächtiger als alle Strafen des allmächtigen Zaren.

DOSTOJEWSKI

1821—1881

Mit 28 Jahren wurde Dostojewski als Revolutionär und Verschwörer zum Tode verurteilt und fünf Minuten vor der Hinrichtung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt. Zehn Jahre war er in Sibirien im Zuchthaus und als Soldat in einer Strafkompagnie. Und der alternde Dostojewski hat die aufsteigende Revolution bekämpft und den russischen Imperialismus verteidigt. Zwischen diesem Anfang und Ende liegt eine Lebensarbeit, die zu übersehen wir heute noch ganz außerstande sind. Sie verstehen hieße das russische Volk in all seinen Möglichkeiten erfassen. Wir können das nicht. Wir fragen nur: Was bedeutet Dostojewski für uns?

Ich bekam zum erstenmal Dostojewski in die Hand, als ich noch ein junges Mädchen war, und ich traf zufällig auf die Stelle, wo Raskolnikow ein junges Mädchen auf der Straße sieht. Sie ist ein junges Ding, anscheinend aus guter Familie, aber sie ist betrunken. Ihr seidenes Kleidchen ist im Rücken zerrissen, und sie geht mit schwankenden Schritten, offenbar ohne ihren Weg zu erkennen. Und er versteht, was geschehen ist, und sieht, was folgen wird. Irgendein Wüstling hat das arme und unwissende Ding betrunken gemacht, die Bewußtlose vergewaltigt und, nachdem das Verbrechen geschehen, sie auf die Straße gesetzt. Sie wird nach Hause kommen, in irgendeinen kleinen Beamtenhaushalt, die Entdeckung wird folgen: Verstoßung, Schande, Untergang in einem namenlosen Elend. Und sie wird nicht einmal wissen, wieso dies alles geschehen ist.

Ich war ein junges Mädchen und wußte nicht viel von der Welt; auf einmal zerriß der Schleier, und ich sah den Abgrund, an dessen Rande wir alle standen. Vielleicht hätte diese plötzliche und grelle Erkenntnis mich in einen verzweifelnden Pessimismus geworfen. Aber nun las ich die Geschichte Raskolnikows, der durch Verzweiflung, Haß und

Verbrechen gerettet wird in ein neues Leben, und zugleich mit der Erkenntnis menschlichen Verderbens und menschlichen Elends kam wie eine Offenbarung die andere Erkenntnis, welche Kräfte des Ertragens und Ueberwindens im Menschen liegen.

Von Dante wird erzählt, daß die Menschen, die ihn vorbeigehen sahen, flüsterten: „Seht den Mann, der in der Hölle gewesen ist.“ Von Dostojewski könnte man sagen: „Seht den Mann, der in der Hölle gelebt hat“.

Sein persönliches Leben hat ihn durch alle Tiefen geführt. Auf kurze Zeit eines glänzenden schriftstellerischen Erfolges folgt Sibirien, das Leben im „Totenhaus“. Und als er zurückkehrt, ist er Epileptiker, der seinem schweren Leiden zum Trotze den Kampf mit allen Misereen des Lebens zu führen hat. Dies harte Leben verläuft in einer harten und dem Anschein nach hoffnungslosen Epoche der Unterdrückung. Nikolaus der Erste, der Schwiegersohn und Freund der Hohenzollern, hielt sein Land unter der Knute. Seine Regierung beginnt mit der Unterdrückung des Dekabristenaufstandes, und sie verläuft in der Angst vor der drohenden Revolution. Schule und Universität, Verwaltung und Polizei dienen dem Kampf gegen jede freie Regung. Es gibt nicht einen bedeutenden Menschen unter dieser Regierung, der ohne Maßregelung davongekommen wäre. Und alle Arbeit blieb vergeblich. Denn unter dem schweren Druck lebte ein maßloses Elend. Ausgesogene Bauern, vergewaltigte Kleinbürger, hungernde Studenten, zertretene Unterbeamte und mißhandelte Soldaten bildeten das Elendsheer, auf dessen Kosten der hohe Adel, die Offiziere und die höchsten Beamten lebten. Es war ein Wunder, daß dies Gebäude von Gewalt und Ungerechtigkeit nicht alles Leben erstickte. Aber der Geist ist nicht zu töten. Von Europa waren die Ideen von Recht und Freiheit herübergekommen, und in Rußland antwortete ihnen die Ueberlieferung eines Volkes, das an zäher Lebenskraft und unbesieglichem Lebenswillen nicht seinesgleichen hat.

Das ist das Geheimnis Dostojewskis, sein Wille und seine Liebe zum Leben, die Wille und Liebe eines jungen Volkes sind, und die in seinem siechen Körper doppelt leidenschaftlich sich entflammen. Alle seine Helden sind in das Leben verliebt, „Gottes rasende Liebhaber“, wie Swinburne sagt, und daß sie Gott auch in der Hölle lieben und aus der Tiefe Gottes Loblied singen, das gibt Dostojewskis Werk seine erschütternde Schönheit.

Er hatte das Gefühl dieser Kraft, und unter ihrem Eindruck predigt er „den russischen Christus“, Rußlands Aufgabe, dem untergehenden Westen neues Leben zu bringen. Er steht damit scheinbar im Lager der Reaktionäre. Ein sonderbarer Reaktionär, der mit seinem Evangelium die Tiefen der Gesellschaft erschüttert. Dennoch ist hier ein Bruch in seinem Wesen, ein Paktieren mit einer verfluchten Wirklichkeit, das ähnlich auch Gogols letzte Jahre vergiftet hat. Erst Tolstoi hat diese Lehre vom Christentum, das befreiend aus dem Volke aufsteigt, in politisches Leben gewandelt.

Es ist Dostojewskis Abneigung gegen Europa, die ihn hier beeinflußt, und sein Widerwille gegen die revolutionäre Bewegung, die unter Alexander dem Zweiten erwuchs. Dessen erste Regierungsjahre hatten den Glauben erweckt, daß er die liberalen Ideen der „Westler“, der Herzen, Bjelinski und Tschernischeffskij verwirklichen werde. Die sogenannte Bauernbefreiung, die das Bauernland dem Adel und die Bauern der Ausbeutung auslieferte, war der Beginn einer schweren Reaktion. Unter dieser wuchs unter den jungen Intellektuellen die Gegenströmung, die bei dem schweren Terror zu revolutionärem Gegenterror und zum Tode des Zaren führte. Dostojewski verstand diese Jugend nicht, obwohl sie Blut von seinem Blute war. Er hat sie in böser Karikatur gesehen. Trotzdem ist er gerade der Dichter dieser revolutionären Jugend geworden.

Er entstammte denselben Schichten wie die meisten dieser Intellektuellen, die damals das geistige Rußland waren, den

Schichten des Kleinbürgertums, das in Rußland ebensowohl den kleinen Landadel wie die niedere Beamtenschaft umfaßt. Diese Schichten sind es, in denen Dostojewski lebt und in denen seine Geschichten spielen. Damit scheidet er sich von der Generation Puschkins und Gogols, die im alten Feudaladel zu Hause ist und aus dieser Sphäre heraus beobachtet und gestaltet.

Die alte Regel bestätigt sich damit in Rußland, daß die künstlerische Gestaltung des Lebens stets jene Klassen erfaßt, die zu politischer und wirtschaftlicher Bedeutung erwachen. Auf die Dekabristen, die adligen Revolutionäre, deren Ziel eine aristokratische Republik war, folgen die Dichter des Adels; mit der kleinbürgerlichen Opposition der revolutionären Intellektuellen treten die Dichter der Kleinbürger auf. Und mit dem politischen Erwachen des Proletariats ersteht diesem in Maxim Gorki sein Dichter. Abseits steht Leo Tolstoi, und seine besondere Stellung ist nur aus der Besonderheit russischer Entwicklung zu verstehen.

TOLSTOI

1828—1910

Tolstois Volkserzählungen sind etwas völlig Vereinzelttes in der ganzen Literatur. Europa hat nichts Vergleichbares und kann es nicht haben. Was wir Volkserzählungen nennen, das sind entweder Erzählungen über das Volk oder für das Volk. Ganz langsam kommt als dritte Art die Erzählung aus dem Volke hinzu. Aber alle diese Volkserzählungen verleugnen nicht ihre Herkunft aus einer Kultur, die nicht volksmäßig ist. Das Schicksal Europas ist in dieser Tatsache beschlossen. Wir sind kein Volk mehr, sondern eine „klassenmäßig gesonderte Gesellschaft“, und der Weg zur Einheit führt nicht zurück ins Volk, sondern vorwärts in eine neue Gesellschaftsform. Anders in Rußland. Hier ist keine kul-

turelle Ueberlieferung vorhanden, an der nur das Bürgertum Anteil hätte. Was vorhanden ist, das reicht hinein in die mittelalterliche Feudalzeit, und das ganze Volk ist daran beteiligt, mag es nun Märchen und Sage, mag es Volkslied und -tanz, mag es kirchliche Sitte und religiöse Legende sein. „Kratze den Russen ab, du findest den Tataren darunter“, sagt ein französisches Sprichwort. Es hätte recht, wenn wir es abwandeln: „Kratz den russischen Gebildeten ab, du findest den russischen Bauern.“ Deutschland hat die politische Entwicklung des Bürgertums verschlafen und krankt daran, Rußland hat die ganze bürgerliche Entwicklung versäumt, darum steht es heute traditionslos, wie neugeboren, vor uns, ein mittelalterliches Bauernvolk, das zur proletarischen Revolution erwacht.

Alle die großen Russen, deren Werk die Entwicklung des 19. Jahrhunderts begleitet, sind so sehr im Bauerntum verwurzelt wie kein Westeuropäer. Noch der westlichste Westler trägt dies bäuerlich gläubige Rußland im Blute. Und als das Bewußtsein von der Sinnlosigkeit der gegenwärtigen — auch der russischen — Gesellschaft dringend wurde, da wandte sich der Drang nach revolutionärer Weltänderung nicht vorwärts, sondern zurück. Tolstois Religion ist der Aufbruch des russischen Bauern zurück in seine alte Heimat, das christliche Mittelalter. Wir übersehen das, weil wir den Begriff Mittelalter mit der katholisch-dogmatischen Hierarchie verbinden, die für Westeuropa charakteristisch ist. Ihr eigentliches Wesen, das der auf Bedarfwirtschaft ruhenden religiös gebundenen Gemeinschaft, finden wir in Tolstois Forderungen. Er ist der mittelalterliche Heilige, der das einbrechende Verderben der modernen Zeit bekämpft. Das macht ihn für uns Europäer zu solch merkwürdiger, fast unglaublicher Erscheinung. Und das führt zu den vielen falschen Urteilen über ihn.

Es gibt eine Anzahl guter Menschen und schlechter Gesellschaftskenner, die Tolstoi für den Heiland hielten und halten.

Es sind dieselben, die heute geneigt sind, von Gandhis Spinnwirtel das Heil der Welt zu erwarten, und die andauernd zwei Dinge miteinander verwechseln: die Weltänderung, die durch die Wirkung einer sittlichen Persönlichkeit eintritt, und jene andere, die durch den bewußten Eingriff in die Organisation der Gesellschaft erfolgt. Gandhi wird unvergeßlich bleiben in der menschlichen Geschichte durch sein Beispiel des gewaltlosen Leidens, aber nicht durch seine Rückkehr zum Spinnrad und zur Handweberei. Tolstois Lehre, daß die Bauernkommune die Welt erretten werde, wird bald nur eine geschichtliche Merkwürdigkeit sein. Aber dauern wird er selbst, sein leidenschaftlicher Kampf mit sich selbst und sein unerschrockenes Zeugnis gegen alle Gewalt, Ungerechtigkeit und Heuchelei.

Tolstoi entstammt dem alten Hochadel. Er war Offizier und Großgrundbesitzer. Er kannte die erste Gesellschaft kraft seiner Geburt und das Volk kraft seines eingeborenen Russentums; und da er ein großer und leidenschaftlicher Mensch war, hat er beide gestaltet mit einer Gewalt, die sein Rußland allen Menschen aller Zonen auf immer teuer macht. Alle seine Werke sind Bruchstücke einer großen Konfession. Sie zeigen den Ruhelosen, der nach dem Sinn des Lebens sucht. Ob er sein Ziel Natur und Liebe nennt, wie in den Kosaken, ob er es als reiferer Mann sieht in der Hingabe an sein Volk wie in Krieg und Frieden, in der Arbeit auf der Scholle, wie in Anna Karenina, ob der Alternde in der Auferstehung es in sühnender und büßender Hingabe findet: immer ist er ein grenzenlos und leidenschaftlich Liebender, der das Leben ausschöpfen will, der Gottsucher, dem nicht genügt an irgendeinem Teil von Welt und Leben, wenn er nicht das Ganze erfassen kann. Darum ist Werk und Leben bei ihm eins, und der reformierende Gutsbesitzer und Erzieher, der Bußprediger, Asket und Gegner aller öffentlichen Gewalten ist nicht vom Dichter zu trennen. Darum sind alle seine Dichtungen genau solch politische und religiöse Ten-

denzschriften wie die eigentlichen Streit- und Lehrschriften. Wer nun aber meint, Tolstoi als einen einseitigen Fanatiker abtun zu können, der in bedauerlicher Verkennung seiner Anlagen seine dichterische Erstgeburt verkaufte für das Linsengericht einer Stellung als Sektenhaupt, der ist mindestens so blind wie derjenige, der in ihm die Erlösung von allem Uebel sieht, das die gegenwärtige Gesellschaft bedroht. Es gibt wenig Menschen, die in Unbedingtheit sich selbst zu Ende leben. Unter diesen wenigen Menschen und Dichtern steht Tolstoi vorne an. Und hinter seiner gleichnishaften Gestalt steht das große, wunderbare, fremdartige Rußland. Sein schönstes Buch „Krieg und Frieden“, vielleicht das wunderbarste Buch, das je geschrieben wurde — die alten Volksepen, denen es verwandt ist, sind nie geschrieben worden — dies Buch ist der Heldengesang des russischen Volkes, des Volkes, das duldet, wartet und ausharrt, und das „durch Stillesein und Harren“ stark und Sieger ist.

Gorki hat Erinnerungen über Tolstoi geschrieben. Darin erzählt er, wie er ihn einmal am Meere gefunden, vom Wind umweht, versunken in den Anblick des Meeres. Und die Wellen umspülten seine Füße nicht anders, als sei er ein alter Gott, eins mit der Natur und ihr gebietend in dieser innigen Einheit. Diese Naturhaftigkeit und Einfachheit eines gewaltigen Menschen sind das Größte an ihm. Darum sind auch seine Volkserzählungen aus seinem ganzen Lebenswerk das wunderbarste, denn hier sagt er höchste Weisheit in Worten, die jedes Kind verstehen kann.

Tolstoi konnte nur sein in einem alten Bauernlande, wie das alte Rußland es war. Wir wissen nicht, welche Gestalt die Menschen des neuen Rußlands annehmen werden. Nach Tolstoi kam der Tag der kämpfenden Arbeiterschaft, nach dem Dichter der Bauern und Heiligen kam Gorki. Er ist der Dichter des heutigen Rußland, und vielleicht sehen wir hinter ihm schon den Schatten derer, die kommen.

GESELLSCHAFTSKRITIK IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

VORREDE: DAS DRAMA

Vergangenen Gesellschaftsepochen hat das Drama mehr bedeutet als der heutigen Zeit. Dem Menschen, dem das Lesen und Schreiben eine fremde oder doch mühselige Kunst war, das Buch eine seltene Kostbarkeit und die Zeitung unbekannt, dem kam durch die Bühnenunterhaltung Belehrung und Anregung, die heute durch tausend andere Kanäle ihm zuströmen. Das gibt dem mittelalterlichen Theater seine Bedeutung. In der beginnenden bürgerlichen Gesellschaft übernehmen allmählich andere Einrichtungen die Aufgaben, die das Theater sonst allein löste. Zugleich wird dieses von einer Volksbelustigung, die neben Zirkus und Zauberbude rangiert, zu einer Sache der vornehmen Gesellschaft. Noch Shakespeare ist halb Possenreißer, halb Hofmann. Aber in Spanien wird das Theater eine Sache des strengen Stils und des gelehrten Geschmacks. In Frankreich, wo man ihm Gesetze gibt, verkörpert sich in ihm die ganze höfische Kultur, es wird der Träger und Verkünder ihrer Ideologie, der Brennpunkt gesellschaftlichen Lebens.

Darum wird dies französische Theater ebenso wie die französische Gesellschaftskultur maßgebend für Europa. In Deutschland verdrängt es das derb volkstümliche Theater der alten Zeit. Was an die Stelle tritt, ist ein ziemlich jämmerliches Ding, ein Professorletheater, das nach dem Muster der französischen Dramen zusammengeschnitten, aber von der großen Welt- und Gesellschaftsbühne Frankreichs in Deutschlands enges Kleinbürgertum verpflanzt, vor Langerweile nicht leben und nicht sterben konnte. Lessing hat gegen die äußerliche Pedanterie dieses Theaters gekämpft, und er hat auch einen Versuch gemacht, diesem bürgerlichen deutschen Theater das zu geben, was es brauchte: ein bürgerliches Drama, das die Probleme dieses Lebens kristallisierte. Er folgte darin Diderot, und seine reiferen Dramen: Sarah Sampson, Minna v. Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan

der Weise, sind soviel Ansätze zu einem wahrhaft bürgerlichen Theater, das die gesellschaftlichen Probleme gleichnishaft faßt und der Lösung bietet. Er blieb ohne Nachfolge, weil die tapfere Bürgergesinnung, die ihn beseelte, in Deutschland vereinzelt blieb. Die jungen Genies wurden von Shakespeares Schatten in die Gefilde des historischen Dramas gelockt. Ihre großen Werke beeinflussten nachhaltig den Geist einer kleinen Auslese und überließen die große Menge der Theaterbesucher den Iffland und Kotzebue. Diesen ist ein sehr unverdientes Schicksal geworden. Alle großen Geister ihrer Zeit waren einig darin, ihre sentimentale und verlogene Spießbürgerlichkeit abzulehnen. Die Romantiker, große Philistertöter, die sie waren, verzerrten sie in ihren Märchen- und Possenspielen zu einer tollen Lächerlichkeit. Dies Urteil ging in die Literaturgeschichte über und wurde nachgebetet von einem Bürgertum, das sie nicht kannte und in derselben Sphäre eines erbärmlichen Behagens lebte wie sie. Heute haben bei der gähnenden Nichtigkeit unserer Theaterproduktion findige Direktoren die einst Verfemten wieder ausgegraben, und siehe da, das Publikum erkennt Geist von seinem Geist und läßt ihnen und sich selbst Gerechtigkeit widerfahren: es jubelt ihnen zu.

Die Scheidung, die hier im Drama vor sich gegangen ist, ist für die ganze deutsche Literatur bezeichnend und verhängnisvoll. Wir haben eine „Dichtung“ jenseits des Tagesgeschehens, die von Ewigkeitswerten lebt, wenig gelesen, noch weniger verstanden und vollkommen wirkungslos für den gemeinen Alltag des Lebens. Da der Mensch sich um Ewigkeitswerte ungern bemüht, trotzdem aber nicht von Brot allein leben kann, so haben wir daneben und ohne Beziehung zur „Dichtung“ die Unterhaltungsliteratur, die sich ebenfalls nicht um den Alltag kümmert. Für sie ist er nämlich zu ernsthaft verpflichtend und unbequem. Während die Dichtung im Himmel lebt, lebt die Unterhaltungsliteratur im blauen Dunst; und hinter beiden im wesenlosen Scheine

liegt, was uns alle bindet: der wirkliche Tag mit seinen Nöten, Aufgaben und großen Zielen. Die wenigen Werke, die in diesem Zwischenreich spielen, dem wir, unser Leben und unsere Arbeit verhaftet sind, sind Gegenstand dieses Buches. Von ihnen ist auch auf dem Gebiete des Dramas zu reden.

KLEIST

1777—1811

Kleist ist dem Durchschnittsdeutschen bekannt durch seinen Tod im Grunewald, diesen Abschluß eines leidenschaftlichen Kampfes mit den Verhältnissen, den Menschen und schließlich auch mit seiner eigenen Natur, die, aufs Unbedingte gerichtet, ihn dauernd in Gegensatz stellte zu den Konventionen, die ihn umgaben.

Sein Lebenslauf ist ein für Deutschland ganz ungewöhnlicher, und in dem Lande der Ordnung, der Beamtenlaufbahnen und der staatlich geschützten Meinungen war sein Untergang unvermeidlich. Offizier aus Familientradition, gibt er diesen einzigen standesgemäßen Beruf auf, um sich in philosophische Studien zu verlieren. Das Studium Kants bringt ihn fast zur Verzweiflung an Leben und Wissenschaft. Allmählich überzeugt er sich, daß er zum Dichter geboren sei. Auf einer Reise nach Frankreich und der Schweiz glaubt er auf einer Insel im Thuner See die Möglichkeit zu einem menschlich reinen Dasein zu finden. Aber sein Versuch, sich wirtschaftlich dort zu sichern, mißlingt, die Braut, die er sich nachruft, versagt sich ihm, und sein erstes Drama, das dort entsteht, sieht er selbst nicht als vollwertig an. Aus diesem Mißlingen aber erwächst, ganz bezeichnend für Kleist, der große Ehrgeiz, mit einem Wurf sich zum Dichter Deutschlands zu machen, Goethe „den Kranz von der Stirne zu reißen“. Die Arbeit an diesem entscheidenden Werk treibt ihn ruhelos umher. In Paris vernichtet er in seiner Verzweiflung dies sein Lebenswerk, von dem nur ein paar Eingangsszenen erhalten sind. Er gerät unter Spionageverdacht in Gefangenschaft. Als er endlich arm und krank nach Berlin zurückkehrt, ist er so weit gezähmt, daß er als preußischer Beamter nach Königsberg geht. Der Zusammenbruch Preußens macht ihn erneut existenzlos. Und nun beginnt ein Kampf um das pure Leben. Eine literarische

Zeitung, der Phöbus, die er in Dresden herausgibt, kommt nicht über die ersten Nummern hinaus. Der zerbrochene Krug, das einzige Drama Kleists, das während seines Lebens die Bühne sah, wurde in Weimar ausgepiffen. Als er in Berlin eine scharf konservative Wochenschrift herausgibt, die die Regierungsformen bekämpft, hindert Hardenberg ihr Erscheinen. Er galt der Welt und seiner eigenen Familie als Gescheiterter. Als Dichter begegnete er einer so einmütigen Ablehnung, daß ihm kaum eine Hoffnung blieb, weiterhin an die Öffentlichkeit zu gelangen. So ging er in den Tod.

Deutschland hat zweifellos wenige gleich große Dichter, keinen Erzähler und Novellisten von annähernd gleicher Vollendung. Nur Stendhal steht mit einigen seiner Novellen ebenbürtig neben ihm. Was schloß die Deutschen von Goethe bis zum letzten Weimarer Spießbürger, der ihn niederpfißt, so einstimmig gegen ihn zusammen?

Das klassische Deutschland huldigte einem Optimismus der Humanität. „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“, das ist Glaubenssatz. Auch durch tragische Verirrung findet der Mensch irgendwie zum rechten Weg zurück. Unlösbare Konflikte werden nicht anerkannt, auch der Tod ist lösend und versöhnend. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“ Und das größte Uebel, die Schuld, findet immer lösende Sühne. In diese Welt des bürgerlichen Friedens, in die sich auch die Romantik fügt und ordnet, dringt Kleist als ein Verbannter und Deklassierter. Er hatte sich selbst aus seiner Welt des feudalen Adels ausgeschlossen, er gehörte nicht in die geordnete Ruhe des Bürgertums. So sieht er die Welt voll von unlöslichen Konflikten, und alles Anerkannte wird ihm problematisch. Dies aber ist recht die Luft, in der das Drama gedeiht, das nicht von Lösungen, sondern von der Gestaltung der unlöslichen Wirrnisse lebt.

Noch Kleists heiterstes Stück, der zerbrochene Krug, reißt einen Abgrund auf, die Gesellschaftslüge, die den Schul-

digen zum Richter macht und die Vergewaltigten ihm ausliefert, nur weil er herrscht. In seinen anderen Werken aber treibt der entfesselte Mensch direkt in die Vernichtung. In der Penthesilea ist's die Widernatur des gesellschaftlichen Zwanges, die Mann und Frau wider Willen zur Vernichtung gegeneinander treibt. Auch in der Verlobung auf St. Domingo werden durch die Gesellschaft und gegen die Natur die Liebenden gegeneinander gezwungen, während im Erdbeben von Chile eine reine und naturgewollte Verbindung durch die lügenhafte Moral der Gesellschaft vernichtet wird. Nur gewaltsam ist die Lösung im Käthchen. Der Mann, der so streng gesellschaftlich gebunden ist, um auch der reinsten Hingabe gegenüber starr zu bleiben, würde den Untergang der Frau herbeiführen. Kleist rettet sich ins Märchen — das arme Mädchen wird zur Kaisertochter gemacht. Eine wirkliche Lösung innerhalb der Gesellschaft sieht er also nicht. Und auch im Prinzen von Homburg weicht er den Konsequenzen, die er sieht, aus und macht aus dem blutigen Konflikt zwischen dem Gesetz und dem Menschen, der seines guten Willens und seines Rechtes sich bewußt ist, ein Erziehungsexperiment, dessen Brutalität wohl nur in Deutschland Bewunderung und Duldung finden konnte. Nicht in der bewunderten Gestalt des Kurfürsten und nicht in der Unterwerfung des Prinzen liegt die Größe des Stückes. Diese Szenen bleiben, was man auch sagen mag, gezwungen und unnatürlich. Sie liegt in den Szenen, wo der Prinz gegen ein unmenschliches Gesetz rebelliert und später angesichts des Todes alle gesellschaftlichen Lügen von Tapferkeit und Todesverachtung fallen läßt und als nackter Mensch sich an das nackte Leben klammert. Hier unterliegt Kleist noch zum Schluß der Konvention. Und in dem gleich gewaltigen Michael Kohlhaas weicht er in Mystik aus. Kohlhaas ist der unbedingte Mensch, der sein Recht will, und wenn die Welt daran zugrunde gehen sollte. Er selber geht zugrunde. Das ist ein Ende, das nur Verzweiflung zuläßt oder die

entsagende Erkenntnis, daß der einzelne nicht gegen seine Zeit im Recht bleibt, auch wenn er tausendmal recht hat. Kleist sucht auch hier Hintertreppenwege, um Kohlhaas unter dem Beil des Henkers und doch „mit der Welt versöhnt“ sterben zu lassen.

Es ist eine Sehnsucht nach Versöhnung in diesen Werken bei einem Menschen, der unfähig ist, die Probleme wahrhaft zu lösen. Nicht so in seinem reifsten, weisesten und mildesten Werk, der Marquise von O. In diesem überwindet die vergewaltigte Frau die gesellschaftliche Heuchelei: die Verfemte verdammt und überwindet zum Schlusse die Konvention in sich selbst, indem sie den Mann heiratet, der sie vergewaltigt hat, aber den sie liebt und der sie liebt. Es ist bezeichnend, daß ein sehr berühmter Literaturhistoriker für diese Novelle, die in ihrem ganzen Aufbau klarste Notwendigkeit zeigt, einen tragischen Schluß fordert. Die Konvention von Schuld und Sühne ist eben zu stark.

Es ist erschütternd, daß dieser unbedingte Mensch, den sein Gefühl zur reinen Natürlichkeit und bis zur Vernichtung gegen alle gesellschaftlichen Konventionen trieb, sich in einen blinden Nationalismus verfiel, der, wie alles bei ihm, maßlose Formen annahm. Noch im Jahre 1803 war er bereit, französischer Soldat zu werden. Aber nachdem der Einfall der Franzosen in Preußen seine Existenz vernichtet hatte und sein Kampf um das bloße Leben einsetzt, verschmilzt ihm dieser Kampf mit dem Kampfe gegen den Landesfeind. Und bei seinem unerhört starken Lebenswillen nimmt sein Haß gegen die Bedroher seines Landes und Lebens beinahe die Form des Wahnsinns an. Seine Haßgesänge haben erst in der neuesten Zeit ihresgleichen an Unmenschlichkeit gefunden. Die Hermannsschlacht ist ein Haßgesang in fünf Akten. Und für diese Werke trifft allerdings das Urteil seiner Zeitgenossen zu, die ihn einen Kranken nannten und seine Dichtungen als Krankheits-symptome ablehnten.

GEORG BÜCHNER

1813—1837

Als Kind noch las ich in einer schlechten Anthologie unter hundert Gedichten, die ich vergaß, ein kleines Lied, das mir im Ohre und im Herzen haftet. Nach Jahrzehnten fand ich es wieder. Es war das Tänzerinnenlied in Büchners *Leonce und Lena*.

Es gibt wenig Dichter, bei denen jedes Wort so durchaus den Stempel der Genialität, der eingeborenen Vollendung trägt wie bei Büchner, wenige auch, bei denen Leben und Dichtung so rein in Einheit sich vollenden.

Er ward geboren in einer Zeit der Umwälzungen, wuchs heran in einer Zeit der schwersten Reaktion in einem Kleinstaat, wo Reaktion stets besonders kleinliche und böartige Formen annimmt. Als Gießener Student trat er in Verbindung mit dem Führer der illegalen hessischen Opposition, dem Rektor Weidig, und schrieb für ihn den Hessischen Landboten, ein Flugblatt, das uns heute als Muster wahrhafter Volksberedsamkeit erscheint, damals nur Schrecken erregte wegen seiner allzu scharfen Sprache. Die Verschwörung Weidigs wurde entdeckt, er selbst endete im Gefängnis durch Selbstmord. Büchner, der, bei seinen Eltern verborgen, in steter Furcht vor Verhaftung seinen Danton schrieb, entkam noch im letzten Augenblick ins Elsaß. Von Straßburg aus habilitierte er sich in Zürich, starb aber schon im Herbst 1837, anderthalb Jahre nach seiner Flucht, an einem Fieberanfall.

Mit ihm ist die reinste und stärkste Begabung seiner Zeit, vielleicht des ganzen Jahrhunderts, für Deutschland dahingegangen. Für das Theater insbesondere bricht mit ihm eine Entwicklung ab, die heute kaum und mühsam wieder angeknüpft wird.

Die Dichter des Sturm und Drang waren in den siebziger Jahren auf gutem Wege, ein bürgerliches Drama zu

schaffen, das die Wirklichkeit erfaßte und revolutionär gestaltete. Sie kamen von Lessing, nicht dem Theoretiker Lessing, der sich mit deutscher Gründlichkeit in den Aristoteles verbohrt, sondern von dem Praktiker Lessing, seiner Minna und Emilia. Aber sie waren jünger, d. h. rücksichtsloser und unbedingter. Von Shakespeare nahmen sie sich zunächst nur das, was sie sahen, die Kühnheit und Derbheit von Sprache und Situation. Und als Stoff nahmen sie ihre Erfahrung von den heillosen Zuständen in Deutschland, dem Uebermut des Adels und Militärs, der Beschränktheit, Feigheit und Heuchelei des kleinen Bürgermanns.

Sehr schnell wurde diese kleine Schar zersprengt. Goethe entwanderte ihnen an den Weimarer Hof und lehnte jeden Welterneuerungsdrang ab. Die anderen fanden keinen Boden in Deutschland. Wagner gelang nur ein Werk, die Kindesmörderin, Klinger entfloh nach Rußland, wo er unter Katharina der Zweiten wenigstens weite Wirkungsmöglichkeiten fand. Lenz, der bedeutendste von ihnen, der erste Freund übrigens, den Goethe fallen ließ, verfiel dem Wahnsinn. Die ganze zukunftsvolle Dramatik dieser Zeit wird vergessen. Büchner ist der erste, der wieder an ihr anknüpft.

Sein erstes Drama, Danton, ist noch historisches Schauspiel, aber historisch in einem anderen Sinne wie dem der klassischen Dichter. Diese Szenen aus der französischen Revolution, von einem Revolutionär geschrieben, der Stunde für Stunde seine eigene Verhaftung erwartete, sind eine durchaus gegenwärtige Angelegenheit, und in dem Deutschland der Reaktion, unter den Nachwirkungen der Julirevolution geschrieben, wecken sie das Bewußtsein, daß die Revolution nicht tot ist, daß sie ist und sein wird.

Im Straßburger Exil löst sich zunächst Büchners politische Spannung und er bezahlt seiner Zeit und ihrer geistigen Richtung den Tribut mit einem romantischen Märchenspiel, Leonce und Lena. Es ist das zarteste und holdeste Liebes-

spiel. Das Welken der alten Liebe ebenso betörend süß wie das Erblühen der neuen. Aber das Spiel ist daneben eine recht bittere Satire auf die Kleinstaaterei und ihre lächerliche Serenissimus-Herrlichkeit. Und wenn in einer der Szenen die elenden und hungrigen Bauern zusammengetrommelt werden, um vor dem Landesvater die dankbaren Untertanen darzustellen, und der ebenso hungrige Schulmeister sie einexerziert, so spürt man den Geist des hessischen Landboten durch den Märchenscherz hindurch.

Damals aber geriet der junge Romantiker und angehende Privatdozent über Lenz, dessen jammervolles Schicksal sich in Straßburg entschieden hatte. Die erste Frucht dieser Bekanntschaft war seine wundervolle Novelle Lenz, die zweite war das Drama Woyzek, dessen Thema er den Akten eines Strafprozesses entnahm.

Woyzek ist ein „gemeiner“ Soldat — mit diesem Vorwurf geht Büchner direkt in den Spuren von Lenz — er ist ein getretenes, vergewaltigtes, entwürdigtes Geschöpf. Sein ganzes Herz und Leben hängt an seinem Mädchen. Als sie ihn betrügt mit der ganzen Unbekümmertheit des Leichtsinns, tötet er sie.

Das ist alles. Es kann nicht leicht ein einfacheres Thema geben. Und es gibt nur ein einziges deutsches Drama, in dem das Leiden eines einfachen Menschen zu gleicher Größe gesteigert ist, die Gretchentragödie im Faust. Aber die Gretchengeschichte ist in das große philosophische Drama von Faust eingegliedert und hat manches aufgeben müssen von ihrer ersten Frische. Woyzek ist Skizze geblieben, und vielleicht rührt gerade daher seine Vollendung. Scheinbar sind's nur lose aneinander gereihte Bilder, die Straße, die Kaserne, das Wirtshaus, der Wald. Die Menschen kommen und gehen, reden, streiten, singen, fluchen, wie wir gewohnt sind, sie zu hören. Und allmählich wächst aus diesem scheinbar absichtslosen Hin und Her ein menschliches Schicksal unvermeidlich herauf. Woyzek ist ein armer Kerl. Und wir fühlen,

daß er unser Bruder ist, wie Gretchen unsere Schwester, und daß sein Schicksal erwächst aus der Enge, der Häßlichkeit, dem Elend seines Daseins. Was kann das arme Ding, sein Mädchen, dafür, daß es leichtsinnig ist und vergnügungslustig und dem Wachtmeister verfällt? Nur weil er so arm ist, daß er sein Herz einzig an dies dumme Ding klammern muß, verfallen beide dem Tode. Das Grölen der Betrunknen begleitet seinen Untergang. Und aus ihm schreit die Klage der Kreatur, die unterdrückt ist in der häßlichen Enge der Armut. Es ist das erste Proletarier-schicksal, das für die Bühne dargestellt wird. Büchner konnte es gestalten, weil er die deutschen Verhältnisse kannte, haßte und bekämpft hatte. Er konnte es so menschlich überwältigend darstellen, weil er ein großer Dichter war. Seine Mittel, seine Kunst, jede Stimmung, die er will, heraufzubeschwören durch eine Szenenangabe, ein Wort, eine Melodie, ist erst in unseren Tagen wiedergefunden durch Strindberg und Wedekind. Büchner ist ihr früherer und größerer Bruder.

In seiner Zeit wäre er allein und unverstanden geblieben. Wohlmeinende Kritiker stellten ihn zu Grabbe. Sie merkten nicht den Unterschied zwischen Grabbes lautem Tagestalent und Büchners reiner Größe, die ganz unbekümmert um Tageswirkung für den kommenden Menschen schafft. Man muß, um dies zu sehen, Büchners Danton mit Grabbes Napoleon vergleichen. Hier der landläufige „Held“ in wirkungsvoller Theaterpositur, dort aufgewühlte menschliche Leidenschaft im Kampf um große Menschheitsfragen.

Vielleicht hat ein früher Tod Büchner bewahrt vor dem Schicksal der zu früh Geborenen, vor einsamer Verbitterung. Vielleicht ist sein Los, das Los des in Wahrheit früh Vollendeten, deshalb zu preisen. Uns bleibt der bittere Schmerz, wenn wir seiner gedenken, über Deutschlands Schicksal, seine Besten und Zukunftsvollsten früh geopfert zu sehen.

HEBBEL

1813—1863

Hebbel ist ein norddeutscher Kleinbürger. Von diesem dem Bauerntum entstammenden Kleinbürgertum hat er die zähe Beharrlichkeit, den harten Egoismus des Emporstrebenden, den starren Willen, aber auch die grüblerische Verbohrtheit und jene sonderbare Fähigkeit, Schwierigkeiten und Konflikte zu finden, die leicht in einem allzu engen Dasein sich bildet.

Dem Wiener Grillparzer war dies norddeutsch Verbohrte an Hebbel so unangenehm, daß er seinem Schreibtisch ein boshaftes Epigramm anvertraute:

Richard Wagner und Friedrich Hebbel
Litten beide an poetischem Nebbel.
Und gefällt euch das doppelte B auch nicht,
So denket, der Nebel sei gar zu dicht.

Dieses Urteil ist von dem deutschen Publikum nicht geteilt worden. Hebbel hat seine Kämpfe gehabt wie jeder Aufsteigende, aber sie waren von Anfang an erfolg begleitet, und er erlebte noch den vollen und endgültigen Sieg. Trotzdem war sein Leben ein hartes. Hart, weil er von unten aufstieg, hart, weil sein schwerer Bauernstolz jede Demütigung in sich fraß und mit Härte erwiderte. Seine frühe Kindheit hat er selbst geschildert in den letzten, mildesten Jahren seines Leben und mit dem offenbaren Streben, das Freundliche hervorzuheben. Trotzdem bleibt das Bild sehr dunkel. Die Eltern verarmen, suchen den äußeren Schein noch aufrecht zu erhalten, und besonders der Vater läßt seine Verbitterung an den Kindern aus. Später ist sein Schicksal das des jungen Herder. Er wird vom Kirchspielsvogt halb zum Schreiber, halb zum Knecht gemacht und dankt ihm die Erniedrigung mit lebenslangem Haß. Ein paar Gedichte machen die Herausgeberin einer Modenzeitung auf ihn aufmerksam. Auf ihre Anregung kommt er nach Hamburg, um dort sein Abiturium zu machen. Seine

Gönnerin war wohl eine jener gedankenlos gutmütigen und eitlen Frauen, die sich kleine Wohltaten am teuersten bezahlen lassen. Auch hier kommt es zum Bruch und erbitterter Feindschaft. Hebbel hungert und wird errettet durch die Liebe eines Mädchens, die von da an bis zu seinem endgültigen Erfolg unverändert und selbstlos zu ihm hält. Trotzdem ist es auch in diesem Verhältnis zu den schwersten Kämpfen gekommen, und nur das freundliche Verständnis seiner Frau brachte schließlich auch für das Mädchen einen erträglichen Abschluß in teilnehmender Freundschaft. Die Hamburger Jahre und ein paar folgende Hungersemester in München waren Hebbels schwerste Zeit. Von München brachte er die Judith zurück, und sie war sofort der Erfolg. Nun kommen Stipendien, eine Reise nach Frankreich und Italien, dann die Liebe und Ehe mit einer bekannten Wiener Schauspielerin und letzte friedliche Jahre in der Umgegend Wiens unter der Gloriele des Dichterruhms.

Hebbel erlitt seine Mißerfolge und Rückschläge, und er hatte die Entbehrungen und die Unsicherheit zu tragen, die in der heutigen Gesellschaft jeder freie geistige Arbeiter zu tragen hat. Aber sein Erfolg war frühzeitiger und stärker als der der meisten deutschen Dichter, wenn wir die Konjunkturedichter ausnehmen. Seine Dichtung kam Bedürfnissen und Wünschen jener Zeit entgegen.

Man hat dies mit dem Schlagwort „Realistik“ erfassen wollen. Aber Hebbel ist nicht realistischer als ein lebendiger Dichter unbedingt sein muß. Nicht einmal im Stoff kann man ihm Realistik vorwerfen, denn nur in der Maria Magdalena stellt er die bürgerliche Gegenwart dar, sonst bieten ihm biblische und mittelalterliche Legende, griechische und deutsche Sage und sagenhafte Geschichte die Stoffe. Nein, was ihn so bald zum anerkannten Dichter machte, war nicht die Realistik, sondern die Problematik seiner Dichtungen.

Er baute sich, kaum daß er seine ersten Dramen gestaltete, eine ganze Theorie der Tragödie auf, die natürlich seinen

Dramen auf den Leib zugeschnitten war, die aber später nicht immer heilsam auf sein Dichten zurückwirkte. Er sieht sehr deutlich, wie das Drama die gegebene Form ist, scharfe Konflikte zu gestalten, ja daß im Begriff des Tragischen für uns schon die Unlösbarkeit des Konflikts gegeben ist. Solch unlösbare Konflikte liegen nun nie in der Einzelpersönlichkeit, sondern entstehen nur im Zusammentreffen mit der Gesellschaft. Der tragische, der unlösliche Konflikt, bei dem der Einzelne so sehr wie die Gesellschaft recht behält, kann nun nach Hebbel nur entstehen, wenn an der Grenze zweier Epochen das Einzelbewußtsein sich dem gesellschaftlichen Bewußtsein entgegenstellt und an ihm zerschellt. So geht die Klara in Maria Magdalena zugrunde an dem bürgerlichen Moralbegriff, Agnes Bernauer erliegt der mittelalterlichen Standesidee, und König Kandaules in Gyges und sein Ring wird durch die eigene Frau getötet, deren überlieferte Begriffe von Scham und Frauenehre er verletzte.

Es ist gewiß ein Großes und ein Zeichen seiner Zeit, daß Hebbel die gesellschaftliche Bedingtheit des Dramas erkannte und seine Theorie ist ein entscheidender Schritt vom Individualismus der klassischen Zeit zu einer neuen umfassenderen Form. Wird die Gesellschaft der große Gegenspieler des tragischen Helden, so muß sie irgendwie in das Drama eingehen, und dieses ist nicht mehr Verkörperung eines menschlichen Schicksals, sondern gleichnishafte Gestaltung einer geschichtlichen Entwicklung, nach Hebbels Meinung einer geschichtlichen Krise. Mit anderen Worten: das Drama der Hebbelschen Theorie ist notwendig revolutionär, revolutionsgeboren, revolutionsgestaltend und revolutionserzeugend.

Auf Hebbels geschlossenste Dramen: Maria Magdalena und Gyges und sein Ring trifft das zu. In der Agnes Bernauer hat er sich unglücklich genug verleiten lassen, den Begriff der Ebenbürtigkeit, der niemals im Bewußtsein irgendeiner Gesellschaft lebendig war und der ein spätes und unnatürliches Produkt dynastischen Rechtes ist, als gesellschaftliche

Idee hinzustellen, an der der individuelle Wille zerschellen muß und mit Recht zerschellt. Das Ergebnis sind langatmige Haarspaltereien, durch die kein Mensch überzeugt wird, daß eine schöne, unschuldige und geliebte Frau ermordet werden mußte, nur weil sie keinen Stammbaum von 16 Ahnen besaß. Gewaltsamer noch wird in die Nibelungen ein Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum hineingeheimnißt, von dem die Sage auch gar nichts weiß. Diese Pseudovertiefung bleibt zum Glück so äußerlich, daß sie bei Streichung von einem halben Dutzend nebensächlicher Szenen verschwindet, ohne eine Lücke zu hinterlassen. Der alte Stoff behauptet sich in seiner primitiven Wucht.

In den anderen Dramen aber läßt sich nun überhaupt von Hebbelscher Theorie nichts hineingeheimnissen. Zum Untergang führen wir Holofernes' maßlose Lebens- und Herrschgier, Golos vernichtende Leidenschaft und Herodes' Liebe, die besitzen will und nicht vertrauen kann. Das sind Menschheitskonflikte und also gewiß gesellschaftliche Konflikte, aber keine Konflikte des gesellschaftlichen mit dem individuellen Bewußtsein, keine Konflikte gesellschaftlicher Krisenzeiten.

Hebbel begeht den Fehler, in das Bewußtsein zu verlegen, was durch die gesellschaftliche Lage gegeben ist und durch den Dichter erst ins Bewußtsein gehoben wird: den Konflikt zwischen persönlicher Freiheit und gesellschaftlicher Aufgabe, den jede neue Gesellschaftsform erneut zu lösen sucht.

Hebbel ist Hegelianer, und so legt er in seine Menschen den dialektischen Widerspruch, der in den Zuständen gegeben ist. Das macht seine Dramen so oft konstruiert und seine Menschen fast spukhaft. Niemals erreicht er daher die reine Wirkung Büchners, dessen Menschen unbewußt leiden, kämpfen und untergehen und dadurch uns um so stärker zum Bewußtsein wecken.

Seine Grenze liegt noch in anderem: Da er im gesellschaftlichen Bewußtsein die göttliche Vernunft verehrt, so ist das Individuum, das sich empört, der Zerstörer der gottgewollten

Harmonie. Sein Untergang stellt das sittliche Gleichgewicht wieder her. Und so sollen wir glauben, daß der Mord an Agnes Bernauer die sittliche Weltordnung rettet, und daß König Kandaules sterben muß, weil er um vieles klüger und entwickelter ist als seine im Harem aufgewachsene Frau.

Das ist die Verteidigung einer Gesellschaft, die die heranahende Krise sieht und ihr schlechtes Gewissen beschwichtigt, indem sie sie schwarz weiß und weiß schwarz nennt, die widersinnigen Gesetze einer beschränkten Gesellschaft zum göttlichen Willen stempelt und die Auflehnung der vernünftigen Erkenntnis als Vermessenheit ablehnt. Hebbel war in seiner Maria Magdalena selber nicht bereit zur Verteidigung der Unvernunft. Er hat von ihrer ehrlichen Empörung einen langen Weg durchlaufen bis zur konservativen Warnung des Kandaules, den Schlaf der Welt nicht zu stören. Er hat dabei das deutsche Drama, dem er kaum den gesellschaftlichen Boden gewonnen, in einer bösen Sackgasse verlassen. Von außen her, durch Ibsen, kam der neue Anstoß, durch ihn wurde das Drama wirklich mitten in die Gesellschaftskrise der Gegenwart gestellt.

IBSEN

1828—1900

Wir sind in Deutschland überreich an ästhetischen Theorien. Dafür ist unsere Dichtung arm an Gestaltungen der Probleme der Wirklichkeit. Das ist kennzeichnend für einen Gesellschaftszustand, in dem Politik im weitesten menschlichen Sinne gefährlich und die Ablenkung ästhetischer Betrachtungen geraten ist, da der Mensch aus natürlichem Bedürfnis sich des Suchens, Forschens und Kämpfens schwer entschlagen kann.

Man hat es in Deutschland sogar fertig gebracht, jeden Versuch, zu klarerer Erkenntnis und vernünftiger Gestaltung

des Lebens zu gelangen, als unkünstlerisch zu brandmarken und also Tendenzdichtung als eine Dichtung dritter Ordnung hinzustellen. Nach dieser Theorie würde besondere Dumpfheit des Intellekts, Stumpfheit des Gefühls gegenüber den mannigfachen Abscheulichkeiten des Daseins und Schwäche des Willens hervorragend zum Dichter geeignet machen. Sie hat nur das Unglück, daß die meisten uns bekannten großen Dichtungen der Vergangenheit und alle großen Werke der Gegenwart ausgesprochene Tendenzdichtungen in ihrem Sinne sind. Ja, um das Unglück voll zu machen, haben diese Tendenzdichter allesamt den größten Einfluß auf das friedlich untendenziöse Deutschland gehabt, einen Einfluß, der sich unter der Einwirkung deutscher Theorien leider sehr bald und zum Schaden Deutschlands abschwächte. Und wenn man die Sache bei Licht besieht, so befassen die gestrengen Theoretiker unter ihr Verdammungsurteil schließlich nur jene Dichter, die ihre Tendenz schlecht vertreten, die schlechte Beobachter und unfähige Gestalter sind. So kommt als Resultat des Kampfes gegen die Tendenz zuletzt die Binsenwahrheit heraus, daß ein schlechter Dichter kein Genie wird, wenn er sich hinter eine gute Absicht verschanzt, und daß man eine Sache am besten vertritt auch als Dichter, wenn man sein Handwerk versteht.

Ein sehr handfester Tendenzdichter ist unleugbar Henrik Ibsen. Und keiner hat so tief auf Deutschland eingewirkt. Das liegt zum Teil an den Verhältnissen, unter denen er in Deutschland Eingang fand.

Das Deutschland, das er vorfand, stand unter einer straffen Militärgewalt. Der Adel fand in Heer und Verwaltung sein Genüge, das Großbürgertum gab sich dem Paroxismus der wirtschaftlichen Eroberung hin. Auf geistigem Gebiete waren entscheidend mittlere bürgerliche Schichten. Diesen war das öffentliche Leben so gut wie verschlossen, das bißchen Scheinparlamentarismus hatte Reize nur, wenn sich persönlicher Einfluß und persönliche Vorteile damit gewinnen ließen. Die

soziale Frage war anrühlich. Außer ein paar Professoren, Pastoren und ihrem Anhang befaßte sich das Bürgertum nicht mit ihr. Es blieb das persönliche Leben. Und hier waren genug Hemmungen und Vorurteile moralischer und weltanschaulicher Art, in die der norwegische Dichter wie ein Sturmwind hineinfuhr, damit alle Kreise der „Gebildeten“ zu lebhaftem Für und Wider entflammend.

Ibsen kam aus weitaus anderen Verhältnissen. Die glückliche Lage der kleinen europäischen Staaten, die sie aus der Machtkonkurrenz der Großen ausschaltet, läßt keinen Militarismus bei ihnen aufkommen und macht damit fürstliche Uebergriffe, wie sie in Deutschland die Regel waren, unmöglich. Norwegen ist eine alte Bauerndemokratie. Eine Arbeiterfrage in der Ausdehnung wie in Deutschland gibt es dort nicht. Es ist eine bürgerliche Nation in viel stärkerem Maße als wir, bei denen das Bürgertum nur eine mannigfach gedrängte Zwischenklasse bildet. Alle sozialen Fragen sind dort wesentlich Fragen der bürgerlichen Lebensführung. Darum ist der bürgerliche Gesellschaftskritiker Ibsen durchaus Vorkämpfer menschlichen Fortschritts und seine Arbeit ist eine Revolutionierung der ganzen Gesellschaft seines Landes. In Deutschland erfaßte sie nur einen kleinen Teil der vorhandenen Probleme, aber gerade den, bei dem eine gleiche Lage in Deutschland bestand, der revolutionsreif war. Daher rührt seine unmittelbare, ganz praktische Wirkung und die Heftigkeit, mit der sich das Für und Wider um ihn entflamnte.

Dies Für und Wider ist heute verstummt. Literaturprofessoren, die in den 90er Jahren seine künstlerische Minderwertigkeit und sittliche Verworfenheit amtlich feststellten, sind zu eifrigen Aposteln bekehrt, und er ist in die Reihe unserer Klassiker eingerückt. Besiegelt ist dieser Sieg durch seinen Einzug in die Schule.

Gerade das letzte kann einen bedenklich stimmen. Zweifellos kennzeichnet sich eine Entwicklung darin, daß unsere

Schulmädels Ibsens Nora lesen und nicht ausschließlich „Dienen lerne beizeiten das Weib“, und daß die Stützen der Gesellschaft unserer Jugend auch einmal in Ibsenscher Beleuchtung vor Augen geführt werden. Aber dieser Zustand ist im Grunde nur die dritte Methode, durch die gefährliche Ideen unschädlich gemacht werden; zuerst schweigt man sie tot, dann erklärt man sie für unsittlich, zuletzt beweist man, daß sie übereinstimmen mit den alten, längst anerkannten und erprobten Wahrheiten.

Bei Ibsen ist das letztere nicht ganz leicht. Er ist gar zu rücksichtslos und unverbindlich, ein grimmiger Nordlandsrecke. Und sein Kampf geht unerbittlich gegen alle Glaubenssätze unserer bürgerlichen Gesellschaft. Ehe, Familie, Beruf, Kirche, Verwaltung, alles wird vorgenommen, beklopft und als morsch diagnostiziert. Wissenschaft, Religion und Moral, wie der Spießbürger sie versteht, erscheinen als ungeheure Lügen, mit denen der einzelne, wie die Gesellschaft sich das Leben erträglich macht. Unser ganzes Leben wimmelt von Gespenstern, und wir Menschen führen ein spukhaftes Dasein inmitten all der scheinlebendigen, toten Ueberlieferungen.

Ibsen ist Nordländer und hat alle Schwerblütigkeit, allen grüblerischen Skeptizismus des Nordens. Seine unbedingte Ehrlichkeit läßt ihn jeden Pakt ablehnen, aber er täuscht sich nicht über die Schwere des Kampfes, wie das der verkappte Landpastor Björnson tut. Der erste seiner Kämpfer für Sauberkeit und Wahrheit, Pastor Brand, erliegt in Kampf und Einsamkeit, und zum Schluß bleibt ihm nur der „Manneswille quantum satis“.

Diese Einsamkeit seiner Helden und Heldinnen ist der durchgehende Zug aller Dramen. Seine Menschen sind Pioniere, die unentdecktes Land erobern, unentdecktes Land auch in sich selbst. Und Ibsen weiß sehr wohl, daß derartige Entdeckungsreisen nicht nur in fremde Paradiese, sondern häufiger noch durch Wüsten, Moräste und Wildnisse führen.

Neben seinen Eroberern stehen die Maulhelden, die nur im sicheren Zuhause „die Fahne der Idee hochhalten“, die Abenteurer, die wie Hedda Gabler spielen möchten mit der Gefahr und vor ihrer Gegenwart versagen, und die Schiffbrüchigen, die in eine Illusion oder die Entsagung sich retten. Ja, schließlich sind alle seine Helden Schiffbrüchige. Vielleicht erscheinen sie äußerlich als Sieger, aber sie bezahlen den Preis ihres Sieges mit ihrer Seele. Darum stehen der bankrotte Borkmann und der gefeierte Solneß, der berühmte Rubeck und der namenlos untergehende Lövborg zuletzt ganz gleich da vor dem letzten Gericht.

Was aber ist dies letzte Gericht? Ueber Peer Gynt ergeht es in den letzten Szenen, wo alle nicht getanen Taten seines Lebens aufstehen und gegen ihn zeugen, wo er der Umschmelzung durch den Löffelgießer beinahe verfällt, weil er nicht sich selbst bewahrt hat, und nur errettet wird, weil er fähig war, in eine andere Seele sein wahres Wesen dauernd einzuprägen. Das also ist Ibsen das wesentlich Entscheidende, der Manneswille (Menschenwille), der sich behauptet und durch seine Taten sich in der Welt ausprägt. Die Unterscheidung nach Gut und Böse hat hier nicht Platz. Wir sind genau so sehr jenseits von beiden wie in der Welt Zarathustras. Das ist äußerster Individualismus, antibürgerlich, aber aus einer bürgerlichen Welt geboren, deren Grenzen er in allem Kampfe nicht überschreitet. Nur an einem Punkte werden sie in der Tat, wenn auch nicht mit Bewußtsein, zerstört. Ibsen, der alle bürgerlichen Konventionen verneint und vernichtet, kennt ein ungeschriebenes Gesetz der höchsten Lebensentfaltung: schöpferisches Wirken. Dies Wirken befaßt alle Arbeit des Denkens und Gestaltens so sehr wie die praktische Tätigkeit des Verwalters und Organisations und die geduldige Hingabe einer liebenden Frau. All diese Arbeit ist Arbeit unter Menschen, an Menschen, für Menschen, es ist gesellschaftliche Arbeit. In ihr und durch sie vollenden und opfern sich die einsamen Menschen Ibsens. Alle ihre

Wege enden schließlich in der Welt der Menschen oder in der Vernichtung.

Diesen Weg geht Ibsen nicht zu Ende. Auf ihm finden wir seinen größten Schüler und Vollender, Bernhard Shaw. Der konsequent zu Ende gedachte Individualismus endet im Sozialismus, wie der Kapitalismus in der sozialistischen Gemeinschaft sein Ende findet.

GERHARD HAUPTMANN

geb. 1862

Du bist gestorben und weißt es nicht.
Heine.

Unter Naturalismus faßte man in den 90er Jahren alles zusammen, was jung und aufrührerisch war in der Welt der deutschen Schriftsteller. Natürlich hat es so etwas wie Naturalismus nie gegeben, schon deshalb nicht, weil es nie eine Einheitlichkeit unter diesen Jungen gab und weil sich niemals etwas entwickeln konnte, was auch nur annähernd einer Tradition gleich sah. Arno Holz, der Rufer im Streit, ist ein sehr strenger Stilist und jeder andere von Belang, von Wedekind bis Hauptmann, hat seinen anderen, oft sehr bewußt gepflegten Stil. Sie sind in einer Schutz- und Trutzgemeinschaft verbunden, weil sie unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und unter mächtigerem Einfluß der großen Ausländer biologische, psychologische, soziale Probleme, die das Leben ihnen wies, zu gestalten suchten und dadurch in heftigen Konflikt gerieten mit dem herrschenden Geschmack und mit den herrschenden moralischen und sozialen Vorurteilen.

Berlin war der Mittelpunkt dieser jungen Opposition. In Friedrichshagen sammelte sich eine besondere, stark biologisch und monistisch gerichtete Gruppe. Aus ihr hervor-

gehend und von ihr getragen kam Gerhard Hauptmann durch ein paar Theaterskandale schnell zur Berühmtheit. Sein Leben ist alsdann ein gesicherter äußerer Aufstieg gewesen, bis ihn sein sechzigster Geburtstag als den offiziellen Nationaldichter Deutschlands zeigte. Er ist also eine repräsentative, mehr noch, er ist fast eine gleichnishafte Gestalt für das Deutschland seiner Zeit und als solche zu werten.

Hauptmann ist Schlesier, kleinbürgerlicher, ja, weiterhin proletarischer Herkunft. Sein Großvater war Weber, sein Vater, Hotelbesitzer ohne Erfolg, das Urbild des Siebenhaar im Fuhrmann Henschel. Von Kindheit an war ihm das Leben der Landleute, der Kleinbürger und der Arbeiter in seiner Heimat vertraut. Er trug in seinem Blute die Erinnerungen proletarischer Leiden und Kämpfe, aber er trug in sich auch die Ueberlieferungen des Pietismus, der in seiner Familie zu Hause war, und die mystische Innigkeit einer asketischen, weltabgewandten Religiosität.

In Berlin stieß er, der zuerst Bildhauer, später erst Dichter werden wollte, auf die radikalen Jungen, und seine ersten Werke sind heiße Bekenntnisse eines entflammten Herzens. Sie fanden ein lautes Echo in Haß und Liebe.

Er stand damals unter dem Banne Ibsens. Von dem stammt der gelöste Dialog, die unmerkliche Art, die Menschen aus vielen kleinen Handlungen, Gewohnheiten, Redewendungen zu gestalten, das Hineinspielen der Umgebung, von Landschaft, Nachbarschaft und Haus, Himmel und Jahreszeit. Doch zeigt sich darin nun Hauptmanns eigene feine und reiche Begabung, die auch später sich nie verleugnet hat. Ob er in seinem ersten Drama eine schlesische Landschaft um uns erstehen läßt oder als reifer Künstler die dumpfe Luft einer Berliner Mietskaserne, sein sicheres Können versagt ihm niemals. Ein Unterschied gegenüber Ibsen tritt indes sogleich hervor. Ibsen ist der Meister der Problemstellung und Problemlösung. Alle seine Werke sind meisterhaft gestellte und ebenso meisterhaft zur Lösung

geführte Probleme. Hauptmann übernimmt die Problemstellungen, aber die Technik versagt sich ihm. „Vor Sonnenaufgang“, das früheste und abhängigste seiner Werke, stellt das Problem der Vererbung und des Alkoholismus. Man muß das nah verwandte Thema der Gespenster und dessen Behandlung vergleichen, um den Unterschied zu ermessen. Bei Ibsen eine Untersuchung des Problems von allen Seiten, bis es durchaus klargelegt ist. Vernunft und Wille werden auf stärkste beeinflußt. Bei Hauptmann Stimmung und Zustandsschilderung mit ausschließlicher Wirkung auf das Gefühl. Wo er dialektisch kommt, bekommt er leicht einen Strich ins Grobagitatorische. Nicht hier liegt seine Stärke und nicht in der Willensstärke und Tatbereitschaft.

Seine reinsten Werke: die Weber, Fuhrmann Henschel, Rose Bernd und Michael Kramer schildern allesamt das Leiden der Kreatur, ein hilfloses Leiden, dessen Klage wie eine Melodie durch alle seine Werke geht. Einmal nur ist er über diese Leidensseligkeit hinausgewachsen, im Florian Geyer. Hier gelingt ihm das, wozu er in den Webern nur einen Anlauf nehmen konnte, eine Zeit der Revolution, eine Massenbewegung zu zeigen. Man vergleiche, um dies richtig einzuschätzen, Goethes Götz von Berlichingen, der denselben Vorwurf hat. Bei Goethe ein einzelner, der allein Teilnahme und Liebe auf sich zieht, während der Massenaufstand als häßlicher und empörender Zufall erscheint; bei Hauptmann glauben wir Geist und Willen einer großen Bewegung zu spüren, die den einzelnen trägt und noch in der Entartung, noch im Untergang hinreißt, so daß des einzelnen Schicksal bedeutsam wird nur im Zusammenhang mit dem großen geschichtlichen Geschehen. Es ist das erstemal, daß der Individualismus vollkommen überwunden ist in einem dramatischen Werke. Der Florian Geyer stellt sich dar als Vorläufer der proletarischen Bühne mit ihren Massen, die aus sich heraus den Führer stellen, den Träger und Verkünder ihrer Idee. Das ist Florian Geyer noch nicht. Er steht den andern, die die Idee miß-

brauchen und beschmutzen, allein gegenüber, der einzige, der die Forderung nach Recht und Gemeinschaft rein erfaßt und imstande wäre, sie zu verwirklichen. Und er geht zu Grunde an der Untreue der Kameraden, der Unreife der Massen. So ist der Florian Geyer ein Anfang, der bisher keine Fortsetzung fand. Vielleicht kündigt sie sich in den Tollerschen Dramen an. Unter Hauptmanns Dramen steht er allein als gewaltigstes und schönstes Werk. Ein Versprechen, das nicht eingelöst wurde.

Denn nun setzt eine Entwicklung bei Hauptmann ein, die ihn weit hinwegführt von seinem Ausgang. Er war Mystiker von Natur und Erziehung, er war als Landkind vollgesogen mit Märchen und Volkspoesie, und er fand die starke Ueberlieferung des historischen und symbolischen Dramas. Welcher deutsche Dichter fühlt sich nicht verpflichtet, einen Faust zu schreiben? Hauptmann schrieb seinen Faust, „die versunkene Glocke“. Der Erfolg war beispiellos, und damit war Hauptmann verloren.

Wenige Dichter haben eine gleich starke Unbefangenheit dem Alltag gegenüber wie Hauptmann. Das macht all seine Stücke, die in der Gegenwart spielen, so unvergleichlich lebensvoll und seine Menschen vom Fuhrmann Henschel bis zur Mutter Wolffen so quicklebendig, daß wir glauben, sie auf der Straße wieder zu erkennen. Aber Hauptmann wird feierlich, sobald es sich um Historie, Legende und symbolische Dichtung handelt. Hier beginnt die gute Stube der Dichtung, in die nur frischgewaschene neue Menschen eingehen. Natürlich, da Hauptmann auch in der guten Stube ein Dichter bleibt, hat er auch hier zunächst lebendige Kinder in die Welt gesetzt. Sie reden etwas gespreizt, wie's auch ein guter Bauer tut, der Hochdeutsch spricht, aber Rautendeleins Spiele und des armen Heinrich Leiden sind wahre und wahrhaftige Poesie.

Dann aber? Ja, dann kommt so etwas Merkwürdiges vor, wie die Verwandlung der Griseldis, die als Bauernmagd einen recht bäuerlichen Schimpfjargon redet und mit dem mark-

gräflichen Brokatgewande eine so wohlduftende Veilchenweise anzieht, daß man Mund und Nase aufsperrt. Und diese Künste werden auch weiterhin betrieben. Gemeines Volk wie Schluck und Jau reden, wie uns oder ihnen der Schnabel gewachsen ist. Dafür überschlagen sich die hohen Herrschaften von Adel in Jamben und Redensarten, die vor lauter Poesie bisweilen gänzlich inhaltlos erscheinen. Shakespeare-Nachahmung? Mag sein, daß Shakespeares Zeit den Standesunterschied auch so im Stil betonen mußte. Nur scheidet Shakespeare Rüpel-szenen und heroische auch inhaltlich, denn ihm ist der gemeine Mann nur Gegenstand des Lachens, nicht der Rührung. Hauptmann scheidet nicht. Schluck rührt uns menschlicher als irgendeiner der gespreizten Herren. Die ganze Zweiteilung wirkt als ein Maskeradenscherz. Und als Maskerade wirken alle historischen und symbolisierenden Dramen Hauptmanns. Ein Mann kommt arm und krank aus der Fremde nach Hause und siehe da, dort haben sie sich mit dem Kultus seines Schattens eingerichtet und können ihn selber nicht mehr gebrauchen. Warum nennt Hauptmann diese menschlich gegenwärtige Geschichte den Bogen des Odysseus? Die literarhistorische Maskierung verschleiert nur den menschlichen Gehalt. Warum wird ein alter Mann, der eine schwere Krise der Leidenschaft zu einer kindlichen Dirne durchmacht, Kaiser Karl heißen? Wahrscheinlich, weil ein Aachener Kaiserpalast eine bessere Dekoration ergibt? Darauf läuft schließlich das Ganze hinaus: unter Maskerade und Dekoration erstickt der menschliche Gehalt der Dichtung. Der Dichter setzt das Leben in Glasvitriolen. So ist es minder drängend und verpflichtend, mag's auch dabei aus Mangel an frischer Luft ersticken. Wir bleiben unbeteiligt. Und wie stark Hauptmann das Bedürfnis hat, unbeteiligt zu bleiben, zeigt sein Emanuel Quint. Die Geschichte des schlesischen Christus, der ins 19. Jahrhundert kommt und wiederum verstoßen wird, erzählt er in einem Tone der Halbironie. Man weiß nicht, hält er seinen Helden für einen Narren oder einen

Heiligen. Jedenfalls kann er für alle Fälle ein Alibi erbringen, das Alibi des parteilosen Darüberstehens.

Und das ist Gerhard Hauptmanns Gegenwart. Er selbst ist unbeteiligt an allen großen Fragen der Zeit, „über den Zinnen der Partei“; wir aber sind im höchsten Maße unbeteiligt an allem, was er uns mitzuteilen wünscht. Er führt sein Dasein fort als pensionierter Menschenfreund und eignet sich so weit durchaus zum Nationaldichter; denn wie könnte das offizielle Deutschland etwas so Revolutionäres wie einen lebendigen Dichter ehren?

Diesen lebendigen Dichter läßt man ungeschoren. Das ist der junge Hauptmann, der Dichter des Mitleids und der Wahrhaftigkeit, der reinste und liebevollste Menschengestalter. Ihn werden wir lieben und verehren über das Grab hinaus.

BERNHARD SHAW

geb. 1856

Du sollst die Welt vom Wahn erlösen,
Besteht sie gleich auf ihrem Schein,
Der Dichter müsse dauernd dösen
Und unzurechnungsfähig sein. Kerr.

Bernhard Shaw stammt aus einem Lande großer Ueberlieferung, aus Irland. Diesem Lande gehört der größte politische Dichter englischer Sprache, Swift, und es hat durch Jahrhunderte äußerster Bedrückung seine Religion, seine nationale Geschlossenheit und endlich seine politische Freiheit bewahrt und erkämpft. Es gibt für den Künstler keine bessere Situation als den Kampf — weil es auch für den Menschen nichts Gesünderes gibt. Shaw war durch seine irische Geburt von vornherein in Verteidigungsstellung, und er hat sein Leben lang verstanden, sie in Angriff umzuwandeln, was ihm und uns sehr wohl bekommen ist.

Shaws Geschichte in Deutschland ist merkwürdig. Er hat Erfolg gehabt: ich glaube, kein auswärtiger Dichter wird so

viel aufgeführt wie Shaw. Man erkennt ihn an und bewundert ihn sogar, aber man betrachtet ihn nicht eigentlich als Dichter. Wenigstens wird immer wieder bezweifelt, ob seine Dramen wirklich Dramen, ob seine Menschen wirklich Menschen seien, und geht man der Sache auf den Grund, so ist den meisten die Problemstellung zu vernünftig, und die Menschen sind ihnen zu gescheit.

Es kommt etwas anderes hinzu: Shaw ist durchaus unpathetisch. Ja, der Kampf gegen das Pathos ist ihm wesentlich. Napoleon zwischen den Schlachten ist bei ihm ein kleiner, höchst gescheiter Frechdachs, der sich eine Heldenpose für die Dummen zurechtgelegt hat. Cäsar wird von seinem großbritannischen Centurio ebenso dauernd wie vergeblich zur guten Sitte angehalten, und ein verfolgter und vom Tode bedrohter Kriegsheld vertieft sich in eine Schachtel mit Pralinés. So etwas wird in Deutschland — und anderswo? — schwer vergeben. Der Durchschnittsmensch wie der Durchschnittskritiker trägt Tragik und Lachen, Ernst und Scherz in zwei getrennten Herzkammern. Märtyrer, die unter Witzen in die Arena gehen, sind ihm ebenso anstößig wie ein Prophet und Künstler, welcher lacht. Die Wahrheit, daß Tapferkeit kein Aufhebens macht, und daß wirkliche Ergriffenheit sich mit Scherzen schützt, wird ihm stets verborgen bleiben.

Nun hat freilich Shaw einen sehr berühmten Ahnherrn, der ein streitbarer Politiker war und ein großer Spötter. Aristophanes gilt samt allem, was im Athen der Perserkriege und des Poleponnesischen Krieges gedichtet und mit dieser Dichtung sehr kräftig Politik betrieben hat, als heiliges und unerreichbares Vorbild. Dürfen wir nicht gleichwohl beide auf eine Linie stellen? Wir müßten dann allerdings einen ganz durchgreifenden Unterschied feststellen. Aristophanes war ein handfester Konservativer, und er hat seinen tollen Witz gegen alles gewandt, was in Athen für den Durchschnittsbürger neu, ungewohnt oder befremdend war, gegen

Freiheitsbestrebungen der Frauen, gegen Euripides, der die alte Heldentragödie in die Gegenwart hineinzog, gegen Sokrates, den er dem nur allzu willigen Pöbel als betrügerischen Scharlatan denunzierte, gegen Demokratie, gegen Reformen, gegen jede Störung der bestehenden Ordnung. Er war ein göttlicher Witzbold, aber ein gefährlicher Reaktionär. Seine Arbeit war vorzugsweise, die Dinge auf den Kopf zu stellen. Shaws Werk hat im wesentlichen darin bestanden, die auf dem Kopf stehenden Welten wieder auf die Füße zu stellen. Shaws berühmte Paradoxie, die so viel Kopfschütteln hervorruft, ist, im Grunde nur seine Unbefangenheit festzustellen, was ist, und auszusprechen, was wir alle wissen, aber verschweigen möchten und erfolgreich vor uns selbst verbergen. Daß die meisten anständigen Vermögen sehr anständiger Leute auf schmutziger und unmenschlicher Ausbeutung beruhen, daß die anständige Gesellschaft das unanständige Gewerbe einer Bordellwirtin unbedingt braucht, daß hinter sogenannter Tapferkeit oft Dummheit und hinter der Miene politischen Tiefsinns Beschränktheit sich verbirgt, daß der Erfolg der Mittelmäßigkeit gehört und Größe eine trügerische Luftspiegelung ist, daß unsere Tugend eine Sammlung recht langweiliger Konventionen und unsere landläufigen Laster nicht viel anderes sind, daß mit einem Wort unsere gepriesene Kultur ein Haufe von Schlagworten ist, mit dem wir eine peinliche Wirklichkeit zudecken, und mit dem der Durchschnittsmensch den Durchschnittsmenschen belügt, diese von allen halb gefühlten Wahrheiten spricht er aus und macht sie an Beispielen deutlich, deren Treffsicherheit nicht zu bestreiten ist.

„Die Welt“, sagt Hebbel, „ist über diesen Dingen eingeschlafen. Störe nicht ihren Schlummer!“ Shaw ist unablässig bemüht, den Schlummer der Welt zu stören. Das ist der Unterschied der Zeit. Der Unterschied des Temperaments zeigt sich darin, wie er seine Störungsarbeit betreibt. Nietzsche, dem er den Titel seines großen Bekenntnisdramas,

„Mensch und Uebermensch“ entlehnt, kämpft mit Pathos, Ibsen, sein Meister und Vorbild, mit Ingrimm, Shaw mit Heiterkeit.

Sicherlich hat er darin eine Tradition. Von Swift über Fielding und Sterne zu den Humoristen des 19. Jahrhunderts geht dieser Stammbaum. Englischer Humor ist ein anderes Gewächs als der deutsche. Der deutsche Humor mit seiner Träne im Auge verklärt und verschleiern die Dinge, der englische macht sie deutlich. Er ist ein Instrument der öffentlichen Meinung in einem politisch freien Lande. In Deutschland ist er ein Betäubungsmittel der zur Untätigkeit Verurteilten. Dazu kommt die Tradition der englischen Unterhaltungsliteratur. Sie ist durchaus konventionell und will nichts anderes sein, aber sie ist so unterhaltsam, wie eine gute Gesellschaft, die unterhalten und nicht beunruhigt werden will, es nur verlangen kann. Shaw wollte beunruhigen. Aber indem er die gewöhnlichen Formen des wohlerzogenen Romans und der gesellschaftsfähigen Komödie nahm, die gewohnten Situationen einer mehr oder minder glücklichen Liebesgeschichte und die vorgeschriebenen Charaktere der bürgerlichen Familie, indem er sie nahm und ihnen einen ganz anderen höchst umstürzenden Inhalt gab, benutzte er ein Mittel, durch das Cervantes bereits seine närrische Rittergeschichte zur Weltbedeutung erhob. Der Don Quichote hat das Rittertum in Lächerlichkeit ertränkt, die ganze bürgerliche Gesellschaft wird bei Shaw zu einer großen Donquichoterie.

Dieses große tragikomische Gedicht hat auch seine Helden, nicht minder als der spanische Roman, und Shaw kommt es so wenig wie Cervantes darauf an, sie in allen denkbaren Situationen dem Gelächter auszusetzen. Sie bleiben darum ebenso beschämend menschlich wie der Held von La Mancha. Aber sie sind nicht rückwärts gewandt wie jener. Ihre Heimat- und Hilflosigkeit im bürgerlichen Dasein rührt daher, daß sie Bürger einer zukünftigen Menschheit sind. Diese Tatsache und die andere, daß Shaw den Weg in diese Zukunft deutlich sieht, bestimmt seine ganze Gesellschaftskritik.

Shaw ist Sozialist. Nicht gefühlsmäßig, gelegentlich, aus mehr oder minder dunklem Drange, sondern aus wissenschaftlicher Ueberzeugung, in harter wissenschaftlicher und politischer Arbeit ein Lebenlang bewährt. Er gehört der Labour Party an und dem Kreise der Fabier, die um das Ehepaar Webb stehen. Er sagt von sich selber, er gehöre zu dem halben Dutzend Menschen, die in England Marx' Kapital wirklich gelesen hätten. Und seine ganze politische Tätigkeit, bei der er unbeeinflusst von Gunst und Ungunst der Massen und ohne je zu schwanken für eine demokratische und pazifistische Politik Englands eingetreten ist, beruht auf seinen gründlichen und klaren sozialistischen Ueberzeugungen. In den Schriften der Fabier nehmen seine Studien einen ersten Platz ein. Aber seine revolutionärste politische Arbeit hat er doch in den Dramen und Romanen geleistet.

Er setzt nicht allein das Werk Ibsens fort. Er sieht, was Ibsen nicht sehen konnte, die wirtschaftliche Frage. Alles, was den Reichen Vergnügen macht, haben sie zur Tugend erklärt. Reinlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Höflichkeit, Wohlanständigkeit: der ganze Tugendkodex besteht aus kapitalistischen Tugenden. Ibsens und aller Revolutionäre vereinter Kampf gegen ihre Heuchelei ist vergeblich, wenn nicht ihre Grundlage beseitigt wird. Der ehrliche Individualist, der „hinaufleben will zu seinem eigenen Standard“, wird also zum Sozialisten. Nur die vom Kapitalismus befreite Wirtschaft macht die freie Persönlichkeit möglich.

Shaw ist der letzte der großen bürgerlichen Dramatiker, die die Krise unserer Gesellschaft gestaltet haben. Diese Kritik ist langsam immer umfassender und grundstürzender geworden. Shaw, der den letzten Schritt über Ibsen hinaus tut, steht mit seinem Bewußtsein bereits nicht mehr innerhalb dieser Gesellschaft. Er ist kein Proletarier und nicht mehr bürgerlich gebunden; so ist seine Aufgabe, die letzten geistigen Hemmungen zu beseitigen, um den jungen Pionieren der neuen Gesellschaft den Weg zu bereiten.

PROLETARIER UND REVOLUTIONÄRE

EINLEITUNG

Wir alle, soviel wir heute leben, fühlen, daß wir in einer Wende der Entwicklung stehen. Und wie wir uns diesem Bewußtsein gegenüber verhalten, das entscheidet über unser ganzes Leben. „Untergang“ sagen die einen, „Anfang und Aufstieg“ die anderen. Was ist das entscheidend Neue? Der Aufstieg des Proletariats und die immer stärkere über Völker- und Staatengrenzen reichende Verbundenheit der menschlichen Gesellschaft. Die riesenhaft ausgedehnte Wirtschaft ist dabei, die Erde in eine einzige große Werkstatt zu verwandeln, aber nicht für menschliche Bedürfnisse, sondern für menschliche Gewinnsucht. Und sie ist dabei, den arbeitenden Menschen mehr als je in einen Werkstattsklaven zu verwandeln. Dagegen erhebt sich der menschliche Lebenswille. Wir kennen die Erde besser wie unsere Väter, und wir sprechen heute den Stolz und das Entzücken dieser Erkenntnis in tausend Zungen aus. Aber wir fühlen uns dennoch fremd und entrechtet auf ihr. Wir haben sie uns, unserer Arbeit und unseren Bedürfnissen noch zu erobern. Und wir sind dazu nur imstande als Kameraden. Der Individualismus des Einzelnen versinkt vor der großen Aufgabe, die uns gestellt ist. Er macht der Solidarität der vorwärtsdringenden, kämpfenden Menschheit Platz. Die Menschen fühlen wieder als Pioniere und mit dem Gemeinschaftsgefühl des Pioniers.

Alle, die von diesem weltumfassenden Gemeinschaftsgefühl getragen sind, die wissen, daß nicht im Besitz, nicht im Bewahren des Alten, nicht im Hüten von Grenzen und Vorrechten die Aufgabe besteht, daß eine andere Zukunft zu anderen und größeren Zielen ruft, sie alle sind die Führer und Propheten unserer Zeit. Es sind ihrer so viele, daß es unmöglich ist, sie nur zu nennen. Viele sind noch in der Entwicklung. Es ist unmöglich, ihr Gesicht schon deutlich zu erkennen. Viele sind müde geworden auf dem Wege. Wir wollen die Kameraden von einst nicht schelten, auch wenn

sie sich in Mystizismus und Quietismus zurückziehen. Unter der großen Schar, die ein neues Weltgefühl und Menschlichkeitsbewußtsein trägt, greifen wir auf unserem Streifzug nur ganz wenige heraus, die uns zeigen, wie vielgestaltig auch diese neue Generation erscheint. Sie redet in den Zungen aller Völker wie beim ersten Pfingstfest. Aber es scheint mir, daß aus allen Idiomen der Parther, Meder und Elamiter jene Pfingstbotschaft klänge: „Siehe, das Alte ist vergangen, und es ist alles neu geworden.“

Warum gerade diese acht Dichter brüderlich zusammengehören, warum andere nicht in diesen Kreis hineingenommen sind, das wird, hoffe ich, dem Leser selber sich ergeben. Ein Streifzug ist keine Forschungsreise. Er kann keine volle Uebersicht über ein Land geben, sondern nur einen Blick ins Gelände, durch den man Lust erhält zum weiteren Suchen und Wandern.

Auch daß Tote und Lebende hier beieinanderstehen, wird, hoffe ich, niemand stören. Unsere landläufigen Literaturgeschichten kapseln diejenigen zusammen, die gleichzeitig gelebt haben. Nun ist es aber eine unwidersprechliche Wahrheit, daß gleichzeitig mit uns Zeitgenossen der Höhlenbewohner, der Feudalherrn des Mittelalters, der absoluten Fürsten und Zeitgenossen der kommenden Bürger Europas und der Welt leben. Heine ist uns Zeitgenosse und nicht der Zensor, der ihm seine Bücher verstümmelte. Und alle, die hier versammelt sind, sind kämpfende Genossen unserer Zeit und zugleich Bürger der Zukunft. Nicht einer unter ihnen, der nicht in diesem Sinn ein Lebender ist.

HEINE

1797—1856

Schlage die Trommel und fürchte Dich
nicht und küsse die Marketenderin.

Heine.

Heines erste großen Erfolge, das Buch der Lieder und die Reisebilder, liegen um hundert Jahr zurück. Trotzdem gehört er unseren Tagen und steht in der Reihe jener, die heute ein Neues und Kommendes ankündigen. Ja, er wird heute von weiteren Kreisen verstanden als damals, wo er trotz allen äußeren Erfolgs ein „verlorener Posten“ blieb.

Die Literaturgeschichte ordnet ihn ein als Führer des jungen Deutschland. Mit diesem Namen wurden so ungefähr alle Intellektuellen umfaßt, die seit der Mitte der zwanziger Jahre eine literarische Opposition trieben gegen die militärisch-bureaukratische Reaktion in Deutschland. Dies junge Deutschland hatte das Unglück, recht alt, das heißt, recht belastet zu sein von Ueberlieferungen. Es stand im Schatten der deutschen Klassiker und der deutschen Romantik. Von beiden war schwer loszukommen. Hinzu kam die Hegelsche Philosophie, unvermeidlich wie die Muttermilch, und, als Gärstoff in diese Massen geworfen, die Ideen der französischen Revolution, die im Juli 1830 neue Wirklichkeiten gewannen. Es gehört schon sehr viel Kraft und innerer Reichtum dazu, all das zu verarbeiten und dennoch auf eigenen Füßen zu stehen. Und keiner wird den anständigen, mutigen und klugen Männern, die damals ihren Kampf führten und die Bewegung von 1848 vorbereiteten, einen Vorwurf daraus machen, daß sie keine Genies waren. Sie haben alle ihre Bedeutung in der geschichtlichen Entwicklung, von Immermann und Börne bis zu Herwegh und Freiligrath. Und wenn die Entwicklung weitergegangen ist in hundert Jahren, so trugen sie ihr redlich Teil dazu bei.

Aber zwei standen außerhalb und sind heute für uns lebendige Gegenwart, wenn jenen eine freundliche Erinnerung gebührt: Büchner und Heine.

Büchner ist so früh gestorben, daß sein Werk kaum zwei Jahre umfaßt. Dennoch scheint es schon vollendet, so klar geschlossen, so in sich sicher ist alles, was er schafft. Diese Sicherheit des großen Dichters, die nichts mit Abgeschlossenheit zu tun hat, läßt ihn seine Zeit überragen.

Heine wirft sich ins Leben hinein, genießt, arbeitet, kämpft, wehrt sich. Er ist jahrelang so schwer, so hoffnungslos krank, daß das Leben nur verlängertes Leiden scheint, aber er lebt, arbeitet, kämpft, genießt weiter. Er sträubt sich gegen die Vernichtung bis zum letzten. Dieser Lebenshunger, dieser unbezähmbare Lebenswille hat den Sterbenden zehn Jahre lang erhalten; und er ist's, der ihm heute noch Leben und Unsterblichkeit sichert. Denn aus dieser seiner Liebe zum Leben in all seinen Formen entfließt bei Heine seine Kampfstellung gegen seine Zeit. Heine will ungehemmt leben für sich und um sich. Er kämpfte gegen jede Belastung und zwar tat er's triebhaft, aus Natur und Instinkt weit mehr als aus Erkenntnis und Ueberzeugung. Und diese Tatsache gesellt ihn den Revolutionären unserer Zeit zu, die erlebten, wie der Boden unter ihnen zerbrach und die frische Luft eines kommenden Morgens durch die Risse des alten Gebäudes der Gesellschaft eindrang.

Heine war Jude und war Rheinländer. Er erlebte als Junge die Napoleonische Kriegsherrlichkeit und als junger Mann die preußische bürokratische Reaktion mit ihrem Zollverein und Zuchthausgesetzen. Er hatte reiche Verwandte und war selber sein Leben lang auf Unterstützung angewiesen. Er war ehrgeizig und durch Geburt und Temperament von allen amtlichen Ehren und Erfolgen ausgeschlossen. So hat er von Beginn seines Lebens sozusagen außer den Gesetzen seiner Gesellschaft gestanden. Diese unvergleichliche Möglichkeit, zur Erkenntnis der Gesellschaft zu kommen, machte

ihn zum revolutionären Dichter. Lassalle führte sie unter veränderten Verhältnissen in die wirkliche Politik.

Zehn Jahre lang hat Heine sich bemüht, in Deutschland Fuß zu fassen. Zum Kaufmann ist er verdorben. Die Jurisprudenz hält ihn mit knapper Not bis zum Doktorexamen fest. Sein Buch der Lieder ist ein Erfolg, seine Harzreise ein kaum geringerer. Aber eine Professur — auf die er zunächst hoffte — war in München ebenso unerreichbar wie in Berlin. Den anerkannten ersten Größen war er verdächtig, die Größen zweiten Grades, wie Varnhagen und seine Frau, konnten nicht viel für ihn tun. Er hatte die Wahl, ohne Politik und Philosophie ein Dichter für die Damenalmanachs zu werden, für die sein „Buch der Lieder“ den Ton angab, oder als oppositioneller Schöngeist sich mit der preußischen Zensur und Polizei herumzuraufen. Dieser Wahl entfloh er nach Paris.

Man hat sehr darüber gestritten, ob er gezwungen gewesen, nach Paris zu gehen, oder ob er „aus Koketterie“ sich selbst verbannt habe. Der Streit ist äußerst müßig. Was damals in Deutschland lebte, hatte nur die Wahl zwischen geistiger Verkümmern und polizeilicher Verfolgung. Und dieser Wahl wäre auch Heine zum Opfer gefallen. So war seine Flucht nach Paris eine Notwendigkeit. Sie war darüber hinaus ein Glück für ihn, denn er fand in Paris den Boden zu seiner Entwicklung und die Möglichkeit zu leben.

Leben bedeutete für Heine nun keineswegs in erster Linie Kampf und Entsagung. Er hatte nur wenig vom Helden und gar nichts vom Märtyrer. Er hat in Berlin versucht, sich mit dem König von Preußen gut zu stellen und in München mit seiner sehr katholischen Majestät von Bayern. Er hat sich taufen lassen, ohne die mindeste Sympathie fürs Christentum, und er hat in Paris allerlei Verbeugungen vor den jeweiligen Regierungen ausgeführt. Bekennerhaft war das nicht, und manchmal war es durchaus unerfreulich. Aber von all diesen Dingen hat er verdammt wenig gehabt. Er hat ein paar Jahre lang, bis zur 48er Revolution, eine

Pension der französischen Regierung bekommen, jährlich 4800 Francs. Das ist jämmerlich für die glänzendste Feder und den witzigsten Mund, für den geistvollsten Schriftsteller und ersten Lyriker Deutschlands. Deutschland hatte höhere Pensionen für viel kleinere Geister, zu schweigen vom Auslande. Was Heine erhielt, war ein Almosen. Wovor ihn sein Charakter und seine Ueberzeugung kaum bewahrt hätten, davor bewahrte ihn seine Leidenschaft und sein Witz. Er konnte kein Verräter an der Revolution werden, weil sie ihm im Blut saß, und weil er den Reaktionären ewig verdächtig und verhaßt blieb.

Zu allen Zeiten hat zwischen den Reden der Menschen und ihren Taten, zwischen der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der Widerspiegelung in Philosophie und Dichtung, zwischen Vollbringen und Sehnsucht der Menschen ein Widerspruch geklafft. Friedlich beruhigten Zeiten blieb dieser Widerspruch unbewußt. Wenn er ins Bewußtsein der Menschen tritt, so ist die gesellschaftliche Krise da, und jene, die ihn am lebhaftesten fühlen, das sind die geborenen Revolutionäre. Jeder gute Witz ist eine Revolution gegen das Bestehende, bestehendes Vorurteil, bestehende Schlagworte, bestehende Respekte. Ihm dankt der Don Quichote seine Geburt und Swifts Gulliver. Dieser Widerstreit ist's, um den Lawrence Sterne seine empfindsamen Betrachtungen spinnt. Lichtenberg ging in Deutschland auf seinen Spuren. Und wenn der Magus des Nordens, Hamann, etwas verständlicher geschrieben hätte, so würde Deutschland ihn gesteinigt haben wegen seiner ungeheuerlichen Respektlosigkeiten. Aber Deutschland ist ein unpolitisches Land. Und so verlor dieser revolutionäre Witz seine Schlagkraft im Schatten der deutschen Kleinstaaterei. Goethe überließ ihn dem verneinenden Geist des Mephisto, Jean Paul wickelte ihn in schwärmerischen Tiefsinn. Und die Romantiker, die den Witz und die Ironie zum Ausgangspunkt ihrer Aesthetik machten und, deutlich genug, von der französischen Revolution die Epoche der

neuen Dichtung datierten, die verwandelten sich mit der verwandelten Zeit und wurden aus sehr gesalzenen und kritischen Witzbolden friedliche und salzlose Hofräte, Generalsuperintendenten und Professoren. Heine hat im Anfang nur nachgemacht, was sie ihm vormachten. Und er wäre wahrscheinlich sehr gerne ein ebenso würdiger Professor geworden. Aber er hatte den leibhaftigen bösen Blick. Er sah alle Lächerlichkeit, Dummheit und Brutalität, die sich mit heuchlerischer Grandezza in Deutschland breit machte. Und er sah sich selbst: einen kleinen ehrgeizigen Juden, der sein Glück machen wollte, inmitten einer großen dummen Masse von Würdenträgern und einem Publikum, das „lange Ohren“ hatte. Er sagte, was er sah. Und das wurden lauter gute scharfe Witze, lauter Hiebe, die saßen, und die ein Getroffener nicht mehr vergaß. Die Göttinger und Münchener Professoren, der König von Preußen und der König von Bayern, der junkerliche Graf Platen und die Hamburger Bankiers, sie alle haben ihm mit ihrem Haß vergolten, daß er sie in ihrer Schwäche erkannte und bloßstellte, und in Wahrheit hat das ganze deutsche Philistertum ihm bis heute noch nicht verziehen, denn seine Schwerter schneiden noch heute.

Er selber wird wahrscheinlich erstaunt darüber gewesen sein, daß seine guten Freunde und Kameraden in dem lustigen Kampf des Witzes einer nach dem anderen ins Lager der Philister zurückkehren konnten, daß Regierungen und herrschende Gesellschaft die Laube und Dingelstedt gerne aufnahmen, und daß er draußen bleiben mußte. Und erst allmählich ist ihm die Erkenntnis gekommen, daß er draußen stand auf verlorenem Posten, ein Pionier der Zukunft.

Er war heißen Blutes und empfindlicher Nerven. Und er hat in Paris zunächst Freiheit und Reichtum eines gelösten Lebens genossen. Er fühlte sich wie ein Fisch im Wasser. „Vielmehr“, schreibt er, „wenn die Fische in der Nordsee sich nach ihrem Befinden fragen, so antworten sie: Ich

fühle mich wie Heine in Paris.“ Aber ihm blieb sein heller Blick und sein scharfer Instinkt. Er sieht, was vorgeht, sieht die Verlogenheit des bürgerlichen Liberalismus. „Seine liberalen Bestrebungen sind von ernstesten Vertretern des Liberalismus niemals ernst genommen worden“, schreibt ein deutscher Professor. Umgekehrt nahm Heine den Liberalismus bald nicht mehr ernst. Ernst nahm er etwas anderes, das er in Paris kennen lernte und nur dort kennen lernen konnte: Die beginnende proletarische Bewegung. Er sah sie kaum mit Freude. Sie erschien ihm als eine Sündflut, die Herrliches vernichten mußte, aber er sah ihre Unvermeidlichkeit. Und er war tapfer genug, das zu wollen, was unvermeidlich war.

Diese Tapferkeit stellt ihn an Marx' Seite und machte den Sterbenden noch zum Freunde Lassalles.

Seinen übrigen Zeitgenossen wußte er sich überlegen. Deutschland war er entwachsen. Er wurde Europäer und ein unentwegter Verfechter deutsch-französischer Verständigung. Aber damit war er heimatlos auch in Frankreich, und in seinen letzten Lebensjahren wurde er einsam und lebte als Halbvergessener.

Er war der erste, durch den weite Kreise in Frankreich mit deutscher Entwicklung und deutscher Kultur vertraut wurden. Für eine französische Generation war Deutschland das Land Heinrich Heines. Und auf dieser Verständigungsarbeit bauen heute jene weiter, die in Frankreich und Deutschland den Weg suchen zu den Vereinigten Staaten eines neuen Europas.

Zu einer solchen Arbeit gehörte schon damals viel Glauben. Dieser gläubige Mut des „Stetswiederanfangens“ hat Heine nie verlassen. Er ist ein unverbesserlicher Optimist. Und er hat die Zähigkeit und Treue aller Optimisten. Er hing an seiner Familie mit der Festigkeit eines orthodoxen Juden. Er hat an seiner Frau Mathilde über alle vergehende Verliebtheit hinaus festgehalten, mit eben derselben über-

lieferten Beständigkeit. Aber er hat noch in sein Sterben hinein eine Leidenschaft für ein junges Mädchen genommen, dem sein letzter Brief galt, als er kaum mehr zu schreiben vermochte. Auch seine Frömmigkeit ist ein Ausdruck dieser zähen Lebensbejahung. Als er das Leben und die Gesundheit noch fest unter seinen Füßen fühlte, hat er über Gott und Gottesglauben gelacht, wie über alle anderen ungereimten menschlichen Illusionen. Je näher ihm der Tod rückt, desto mehr findet seine unbeugsame Lebensbejahung den Glauben an eine ewige, die Menschen umfassende und leitende Allmacht. Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Gott wird mir verzeihen. Das ist sein Metier.“ Man hat darin Spott gesehen. Mir scheint es ein sehr Heinescher — weil sehr witziger — Ausdruck für Heines unbedingtes Zutrauen ins Leben. Alle Verzweiflung, aller anscheinende Pessimismus enden auch in seinen traurigsten letzten Jahren immer wieder in dem Bekenntnis, das Leben sei herrlich — trotz allem.

Und hieraus, aus seinem Glauben ans Leben, aus seiner Liebe zum Leben kommt schließlich immer aufs neue der Mut zum Kampf.

In seinem revolutionären Buch „Deutschland ein Wintermärchen“ ist eine unbeschreiblich schöne Stelle. Er träumt, daß er durch das nächtliche Köln wandert, und hinter ihm geht ein schweigender Mann, das blanke Richtschwert unterm Mantel bergend, „die Tat zu seinen Gedanken“. Im Kölner Dome finden sie die heiligen drei Könige auf ihren Särgen thronend, die Heiligen der Vergangenheit. Heines Henker schlägt sie mit dem Schwerte nieder. Und dann heißt es weiter:

„Blutströme schossen aus meiner Brust,
Und ich erwachte plötzlich.“

Es ist vielleicht das Stolzeste und Schmerzlichste, was je ein Dichter über sich gesagt. Er weiß, daß seine Gedanken Taten gebären, daß seine Worte Urteile sprechen, er weiß,

daß er die Zukunft schafft. Aber er weiß auch, daß jene Vergangenheit, der er ein Urteil spricht, ein Teil seiner selbst ist, daß er in ihr lebt und ohne sie nicht leben kann. In jener Zukunft, für die er kämpft, ist für ihn keine Lebensmöglichkeit. Trotzdem zögert er nicht im Kampfe.

Das schafft ihm seine einzige Stellung. Nicht, daß er die leichtbeschwingtesten und klingendsten Liederweisen fand, nicht, daß er die durchsichtigste und beweglichste Prosa in Deutschland schrieb, nicht, daß er als erster jenen Zauber wußte, einen gleichgültigen Satz schwingen zu lassen von verborgener Stimmung, jene Nuancen zu geben, in denen Verlaine das Wesen der Poesie sieht; nicht daß er der feinste Beobachter und schärfste Kritiker seiner Zeit war; nicht daß sein Witz uns heute noch so herzlich lachen läßt wie seine Freunde vor 100 Jahren: nicht dies alles stellt ihn an die Spitze der jungen Revolution und des in die Zukunft drängenden Proletariats. Daß er als erster die Zeichen unserer Tage in jenen Tagen sah, und daß er sich ohne Furcht und ohne Zögern zum Ritter der Menschheitszukunft machte, das gibt ihm jene Bedeutung, die ihn aus der Schar der übrigen Dichter hebt.

Was schadet es, daß er oft ein irrender und heimatloser Ritter war, und daß er sich die Zeit mit allerlei lustigen und koketten Spielereien vertrieb? Er ist gerade darin ein Mensch wie wir, daß ihm die Heldenpose und Prophetenwürde fehlt. Sein Schwert war darum nicht minder scharf, seine Flamme nicht minder hell und seine Leiden nicht minder schmerzlich. Und er hat recht, wenn er von sich, dem verlorenen Posten in dem Freiheitskriege, rühmt: „Ich falle unbesiegt und meine Waffen sind nicht zerbrochen.“

Es sind unsere Waffen. Und wir nehmen sie blank und geschliffen, wie sie sind, zu neuem Kampfe auf.



WALT WHITMAN

1819 — 1892

Walt Whitman, so heißt der große Pan.
Franz Bley.

Walt Whitman, das ist ein amerikanischer Name, und bis er den weiten Weg über den Ozean zu uns machen konnte, muß er schon einen recht vollen Klang in seiner Heimat bekommen haben. Er hat auch lange Zeit dazu gebraucht.

Vor hundert Jahren wurde der kleine Walt Whitman geboren auf Long Island — Paumanok nennen es die Indianer und nannte er selbst seine Heimat gern. Das war damals noch ein einsames Hügel land mit Feldern, Wäldern und weiten Heiden. Den Farmern, die es bestellten, baute sein Vater die einfachen Holzhäuser, und wenn er ein solches Haus nicht los wurde, wohnte er selber darin mit seiner Familie. So ist der kleine Walt viel herumgezogen auf der Insel — und sehr viel herumgestrolcht für sich allein. Denn mit dem Schulbesuch wurde es nicht sehr genau genommen. Dafür lernte er aber um so genauer Meer und Himmel kennen, Wald und Felder und das tausendfältige Getier, das dort sein Wesen trieb. Einmal hatte er lange ein Amselnest beobachtet und behütet. Die Kleinen wuchsen eben heran, da — eines Abends — war das Nest, die Jungen und die Mutter verschwunden, aber der kleine Vogelwitwer rief und klagte die ganze Nacht. Und Walt hielt es nicht im Bett aus, lief barfuß hinaus und lag die Nacht hindurch draußen im Gebüsch und weinte. Er hat als Mann in einem wunderschönen Gedicht die Erinnerung an diesen ersten Schmerz festgehalten.

Aber er war nicht etwa ein weichmütiger und schüchterner Junge. Als sein Vater nach Brooklyn, der Hafenstadt von Newyork, zog, trat er schon mit 11 Jahren in eine Setzerwerkstatt ein. Und der Druckerei- und Zeitungsbetrieb gefiel ihm so gut, daß er nach ein paar Jahren — er war

selber noch ein Kind — anfang, kleine Artikel zu schreiben und die ersten Gedichte zu machen.

Mit 17 hängte er sein Handwerk an den Nagel und versuchte es — mit dem Lehrerberuf.

Bei uns in Deutschland wäre das nicht möglich, aber in Amerika ging das damals gut. Wer unterrichten wollte, tat eben irgendwo eine Schule auf und wartete auf Schüler. Whitman wurde also Dorfschullehrer, bald in diesem, bald in jenem Dorf, und weil er fröhlich, klug und gütig war, so haben seine Schüler sicher eine gute Schule bei ihm durchgemacht, wenn sie auch nicht viel aus Büchern lernten. Von Büchern hielt er selbst ganz wenig und wanderte lieber draußen herum, als im Hause Schule zu halten. Was aber schlimmer war, er verdiente nicht genug zum Leben. Da versuchte er erst — mit 19 Jahren — eine eigene kleine Zeitung herauszugeben, und als das auch sehr wenig eintrug, wurde er wieder Setzer in Newyork. Das Schreiben und Dichten freilich gab er nicht auf. Er wurde nun wirklich nach ein paar Jahren Redakteur von Newyorker Zeitungen. Ja, er ging sogar bis New Orleans und lernte so den ganzen Süden der Vereinigten Staaten kennen, besonders die schöne reiche Stadt an der Mündung des gewaltigen Mississippi.

Aber Redakteursleben, Schreiben und Stillsitzen behagte ihm auf die Dauer nicht. Er kam wieder nach Brooklyn zurück und wurde nun Zimmermann und Bauunternehmer wie sein Vater, baute seine Holzhäuser und kam dabei weit im Land herum. Er war ein guter Freund aller Farmer und Landarbeiter und ein ebenso guter Kamerad der Hafendarbeiter in Brooklyn und der Droschkenkutscher in Newyork, die ihn alle mit seinem Vornamen Walt nannten.

Und als er so seine Heimat kennen gelernt hatte und die Menschen darin, das Land und die großen Städte, die Arbeit in der Werkstatt und die Arbeit des Kopfes, da schrieb er sein erstes Buch — alles, was er früher geschrieben hatte, war nur in Zeitungen erschienen, und es geht uns heute

nichts mehr an. — Er schrieb dies Buch nicht nur, sondern setzte es auch selbst, druckte es und band es ein, so daß es wirklich ganz und gar sein eigenes Werk war.

Es war ein kleiner Band Gedichte, dem er den bescheidenen Namen „Grashalme“ gab. Was er mit diesem Namen aber sagen will, das sprechen alle seine Gedichte aus, nämlich dies, daß nichts auf Erden uns unbedeutend gering oder arm erscheinen darf, daß alles vielmehr sehr wunderbar, schön und herrlich ist, das Gras in unserer Hand so sehr wie die Unendlichkeit der Sternenwelt. Alle diese wunderbaren und herrlichen Dinge besingt er und zeigt sie uns mit Freude und Ehrfurcht. Vor allem aber hat er beides: Ehrfurcht und Freude am Menschen, an seinem Tun und Treiben, an Kindern, Männern, Frauen und Greisen. An den Arbeitern und ihrer Arbeit vor allem. Und darum geht uns dieser sehr große Dichter besonders an, weil er wie kein anderer uns zeigt, wie bewunderungswürdig der Mensch in der gemeinsamen Arbeit ist.

Er wußte es ja auch, da er selber Arbeiter war, viel umhergetrieben und vertraut mit Arbeit, Mühsal, Not und Abenteuern. Aber er war dabei immer ein freier und unabhängiger Mann geblieben. Und wir können an ihm sehen, wie schön die Arbeit, wie schön die Welt sein könnte, wenn wir als freie Menschen in ihr lebten.

Das Amerika, in dem Whitman lebte, war noch nicht das heutige Amerika der Trusts und der kapitalistischen Korruption. Es war junges Land: frei von Ueberlieferungen und geschichtlichem Aberglauben, ohne herrschende Klassen, ohne Militarismus, aber mit unendlichen Möglichkeiten für Arbeit und Fortschritt in seinen weiten, fruchtbaren, noch kaum besiedelten Gebieten.

Der Stolz des freien Amerikaners, der Stolz des Demokraten spricht aus jedem Wort Whitmans. Der Stolz des Demokraten, der in sich und jedem Menschen das gleiche Recht, die gleiche Freiheit ehrt und liebt: „Jeder von uns

unermeßlich! Jeder von uns, sei's Mann, sei's Weib, mit seinem Recht auf der Erde! Jeder von uns hier ebenso göttlich wie irgendeiner!“

Und aus diesem stolzen Gefühl des freien Arbeiters, des Gleichen unter Gleichen, erwächst dann ein anderes: das Gefühl der Kameradschaft, der gegenseitigen Hilfe, des Glücks, das menschliche Liebe und menschliche Brüderschaft gibt.

Dieser Brüderschaft gelten seine schönsten Dichtungen. Ihr hat aber auch der schönste Teil seines reichen Lebens gehört, ja ihr hat er Leben und Gesundheit recht eigentlich geopfert.

Im Jahre 1861 brach in den Vereinigten Staaten ein Bürgerkrieg aus. Die nördlichen Staaten, in welchen keine Sklaverei mehr herrschte, wollten die südlichen Staaten, welche ihre riesigen Baumwollplantagen von Negersklaven bearbeiten ließen, zwingen, die Neger frei zu setzen. Es war das ein großer Kampf wirtschaftlicher Interessen, in welchem die wirtschaftlich fortgeschrittenen und mächtigen Nordstaaten zuletzt die Sieger blieben, obgleich die Südstaaten militärisch weit überlegen waren und sich vier Jahre lang erfolgreich wehrten. Ganz ähnlich wie es mit uns im Weltkriege erging. Aber diese sahen in diesem Kriege auch einen Kampf für Freiheit und Menschlichkeit, wie sein Ausgang in der Tat einen großen Fortschritt, die Beseitigung eines veralteten und zugleich unmenschlichen Wirtschaftssystems, bedeutete.

In diesen Krieg zog auch ein Bruder Whitmans mit als Freiwilliger. Er wurde verwundet, und Whitman machte sich auf, ihn in Washington zu suchen. Dort befanden sich nämlich große Sammellazarette, wo Verwundete und Kranke von beiden Parteien zu Tausenden lagen. Der heiße amerikanische Sommer hatte hier böse Fieberepidemien hervorgerufen, und als Whitman das grenzenlose Elend sah: Schwäche, Schmerzen, Hinsichten und Tod so vieler kräftiger, schöner, hoffnungsvoller, junger Männer, blieb er dort als

freiwilliger Pfleger, Freund und Tröster für sie alle. Mehr als ein Jahr lang ist er Tag für Tag in diese Stätte des Jammers gegangen. Und wenn er kam: groß, kräftig, gesund und fröhlich, dann brachte er ein wenig Freude, Glück und Hoffnung auch an das Bett der Elendesten. Er brachte ihnen Blumen mit, Früchte und gute Bücher. Er las ihnen vor, schrieb ihre Briefe, tröstete sie und verließ sie nicht, bis zum Augenblick, wo sie gesund in die Heimat zurückkehrten oder bis der Tod sie wegnahm. Aber das letztere war bei den schrecklichen Ansteckungsfiebern viel häufiger. Und trotz seiner wundervollen Gesundheit, und trotzdem er alle Vorsicht gebrauchte, brach auch Whitman zuletzt zusammen. Er ist von dieser Krankheit nie wieder zu seiner alten Kraft genesen. Und nicht nur die Gesundheit hatte er hingegeben in der Fürsorge für Freunde und Kameraden, sondern auch sein bißchen Geld, das er durch seine Arbeit bisher erworben. Arm und halbkrank bekam er eine kleine staatliche Anstellung in Washington. Er verlor sie wieder, weil irgendein Vorgesetzter Anstoß genommen hatte an seinen Gedichten, und war nun brot- und stellenlos.

Da traten seine Freunde für ihn ein. Sie schrieben und agitierten für den „guten, grauen Dichter“ — Whitman war schon ganz ergraut durch sein Leiden — und als er ein paar Jahre später durch einen schweren Schlaganfall gelähmt wurde und ganz hilfsbedürftig war, da war es wieder Kameradschaft und Freundschaft, die für ihn sorgte und sein Leben wieder erhellte und beglückte. Zunächst wurde er aufs Land gebracht und dort in stiller, freundlicher Pflege genas er ganz langsam, wenigstens zum Teil. Dann kauften sie ihm in New Jersey, in einem kleinen Städtchen, ein Häuschen, wo er unter den Arbeitern, die er immer geliebt und mit denen er gelebt hatte, seine Tage verbrachte. Er war ein schöner alter, würdiger und weißbärtiger Mann geworden. Während allmählich in ganz Amerika und nach Europa hinüber sein Name berühmt wurde, lebte er ein

stilles Leben mit seiner alten Haushälterin, die ihn ein bißchen quälte mit ihrer Sauberkeit, aber sonst gut für ihn sorgte. Nur in sein Zimmer durfte sie nicht vordringen. Darin hatte er ein großes Durcheinander von Geräten und Tieren: einen Hund, Katzen, Vögel, Schildkröten. Dort wurden auch die Besucher von nah und fern empfangen, oder in der kleinen Küche, wo sie gleich mit ihm den Imbiß einnehmen mußten.

Solange es ging, hat er noch Reisen gemacht in seinem sehr geliebten Vaterlande, bis ans Ufer des Stillen Ozeans. Dann fuhr er nur noch in dem Wägelchen eines Freundes in der Umgegend herum. Zuletzt ging auch das nicht mehr. Seine Schlaganfälle wiederholten sich, und er hatte ein langes und sehr schmerzreiches Krankenlager. Aber als er starb, starb er umgeben von Freunden, die ihn liebten und um ihn trauerten. Er starb mit einem Dank für alles und an alle. Und er, der alte, arme, kranke und hilflose Mann, wurde betrauert wie ein König und Reicher dieser Welt.

Woher kam das? Und was macht dies einfache und bescheidene Leben so schön, groß und wunderbar? Zweierlei: der Mann, der es lebte, war ein glücklicher Mensch. Er wußte in den alltäglichen Dingen: in Arbeit und Streben, Essen und Trinken, Schlaf und Erwachen, in Pflanzen, Tieren und Menschen, in der Einsamkeit des Feldes und im Lärm der großen Stadt seine Freude zu finden. Er hatte sein Erstaunen, sein Wohlgefallen und sein Entzücken an all dem. Und so war sein Leben ganz unerschöpflich reich und neu bis in sein hohes Alter. Zudem aber lebte in ihm eine unerschöpfliche Liebe und Hingabe an die Brüder und Kameraden. Er hat ihnen in Washington seine Kraft und Gesundheit geopfert und ein langes Siechtum für sie auf sich genommen. Er hat aber darüber hinaus sein ganzes Leben in ihren Dienst gestellt. Denn alles, was er geschrieben hat, ist nur der Versuch, sein Glück und seine Freuden an der Welt den andern mitzuteilen, sie aufzurufen zu einem gleich

freien, tapferen, gütigen und freudigen Leben, wie er es führte.

Wenn wir Sozialismus mit Gemeinschaft übersetzen und Demokratie mit Freiheit, so ist er der beste und wahrhafteste Sozialdemokrat und der internationalste dazu. Er ist zwar niemals über die Vereinigten Staaten hinausgekommen. Aber was er gedichtet hat, das gehört der ganzen Welt, die hat er geliebt und begrüßt und gefeiert. Er gehörte aber vor allem der Jugend. Denn seine Lieder sind Kampflieder und Kriegslieder: nicht für einen Krieg der Gewalt, der Waffen und des Blutvergießens — den hat er immer bekämpft — sondern für den Krieg des Rechts, der Freiheit und der tapferen Menschlichkeit gegen Unterdrückung, Aberglauben, Vorurteil und feige Unterwerfung.

ROMAIN ROLLAND

In allen großen Ländern Europas hat das Bürgertum seine Ueberlieferung, die ihm Charakter und besondere Prägung gibt: England hat die industriellen und kolonialen Eroberungen, Italien die Einheitsbewegung, Deutschland das Gründertum der Kaiserzeit und Frankreich die Revolution. Durch die Gleichheit hindurch, in die der Kapitalismus alle bürgerliche Gesellschaft kleidet, bleibt diese Prägung unverkennbar. Noch der reaktionärste Nationalist wählt in Frankreich andere Worte, er hat eine andere Geste, er ist gezwungen, wenigstens den Anschein der Freiheitlichkeit anzunehmen. Wichtiger aber ist es, daß im französischen Bürgertum eine Gruppe vorhanden war, die nicht nur vorgaben, Söhne der Revolution zu sein, sondern denen die Ideen der menschlichen Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit lebendige Forderungen und Maßstäbe ihres Handelns waren. Keine Reaktion hat in Frankreich geherrscht, ohne

daß eine gewaltige Gegenbewegung sie bekämpfte. Bérangers Lieder gegen die Bourbonen, Daumiers Zeichnungen gegen Louis Philippe, Viktor Hugos Kampfschrift gegen Napoleon III. und Zolas Dreyfußschriften sind in der Geschichte der Kunst die glänzendsten Etappen dieses Kampfes.

Es ist Frankreichs Glück, daß es seine geistige Blütezeit und seine Heldenzeit erlebte, als das Bürgertum sich gebildet hatte und zur Macht aufstieg. Diese Erinnerung verliert eine Klasse nicht. Deutschlands geistige Blütezeit traf ein völlig machtloses, wirtschaftlich und politisch ohnmächtiges Bürgertum. Und die Zeit, als es zur wirtschaftlich herrschenden Klasse heranwuchs, war die Zeit eines bürokratischen Militarismus, der alle Ideen der klassischen Zeit verleugnete und das Evangelium der reinen Gewaltanbetung an die Stelle setzte. Dieser unheilvolle Zwiespalt vergiftet heute unser Leben. Lessing und Herder, Schiller und Goethe sind unvereinbar mit Bismarck, Wilhelm II. und Krupp. Auch für Kant gilt dasselbe. Da wir diese Vereinigung immer wieder herzustellen suchen, wird unser geistiges Leben den Zwiespalt, die Lüge und Heuchelei nicht los. Und natürlich triumphiert in dieser Zwiespältigkeit die Wirklichkeit des kaiserlichen Deutschland.

Aber während so Deutschland selber seine klassische Zeit vergessen oder verfälscht hat, ist sie aufgenommen und verstanden in Frankreich von jenem Bürgertum, das die Ueberlieferungen der französischen Revolution bewahrte. Erstaunlich ist das nicht. Unsere Klassiker sind nicht denkbar ohne Montesqien und Voltaire und noch weniger ohne Diderot und Rousseau. Und für den alternden Goethe waren die Kämpfe der französischen Wissenschaftler erschütternde Revolutionen. Durch Heines Arbeit wird deutsche Philosophie und Literatur in weiteren französischen Kreisen bekannt. Und seither sind jene nicht ausgestorben, die hüben und drüben das Bewußtsein dafür weckten, daß deutsche und französische Kultur, die sich von altersher ergänzt und befruchtet haben,

zu einer endlichen Einheit bestimmt scheinen, und daß beide nicht leben können, ohne zu dieser Verständigung zu gelangen.

Am Ende dieser schönen Reihe guter Europäer steht Romain Rolland. Er ist in Deutschland zuerst durch seinen Jean Christoph bekanntgeworden. Und dieser Riesenroman ist in der Tat eines der merkwürdigsten Bücher unserer wunderlichen europäischen Kultur. Ich kann mir vorstellen, daß wir in ein paar hundert Jahren unseren Nachfahren genau so kindisch und unvernünftig vorkommen werden, wie uns die Grenzleute von England und Schottland erscheinen, die sich jeden Schimpf und jedes gebrannte Herzeleid antaten und blutige Schlachten kämpften um der Grenzgerechtsame willen. Sicher sind germanische Engländer und keltische Schotten nach Blut und Ueberlieferung, gesellschaftlich und wirtschaftlich zur Zeit der Stuarts mindestens so gegensätzlich gewesen, wie heute Deutsche und Franzosen. Und wahrscheinlich ist der Rhein ebensowenig bestimmt, ein in Ewigkeit feindlich umkämpfter Strom zu sein, wie der Tweed es war. In jenen Zeiten der Vereinigten Staaten von Europa wird der Jean Christoph ein wichtiges Denkmal dafür sein, welche Mühe es gekostet hat, Europas alte Kulturvölker zur gegenseitigen Verständigung zu bringen.

Es ist ein Entwicklungsroman. Jean Christoph ist ein Rheinländer, ein musikalisches Wunderkind aus armer Familie. Er erlebt die Kämpfe und Demütigungen eines proletarischen Genies, wird an dem kleinen Hof, der ihn erst protegiert hat, unmöglich, muß um böser Händel willen fliehen und lebt nun in Paris. Er lernt auch dort die Not kennen, den Erfolg und den Ruhm. Gewinnt einen Freund und verliert ihn in einer Arbeiterrevolte, flieht in die Schweiz, durchlebt Verzweiflung, dumpfe Leidenschaft, endlich siegende Erkenntnis. Er findet in seiner Einsamkeit die späte zur Freundschaft gereinigte Liebe einer Frau. Und sein Leben der Entsagung, der Weisheit und eines reinen

Schaffens findet seine Krönung in der Schlußvision des Sterbenden, der „in das Himmelreich geht“, wie ein altes Volkslied sagt. Das ist der innere Gang des Romans. Die Entwicklung und endliche Verklärung eines großen Menschen und Künstlers. Es ist sehr viel von Beethovens Leben und Charakter in Jean Christoph eingegangen. Denn Beethoven ist für Rolland der reinste Vertreter deutscher Musik, und die deutsche Musik die reinste Verkörperung deutschen Wesens. Und Rolland will den Deutschen zeigen, wie er mit französischem Wesen und französischer Kultur sich auseinandersetzt, und wie er in ihm die Ergänzung seiner Einseitigkeit findet, wie seine Starrheit sich in der französischen Freiheit löst. Ein Gleichnis ist Jean Christoph und ein Gleichnis ist seine Freundschaft mit Olivier Jeanin. Beide sind Vertreter der besten Ueberlieferung ihres Landes. Jean Christoph ist der Kleinbürger, der Emporkömmling, der jung ist, kraftvoll, bärenhaft, der brutal werden könnte und ein unduldsamer Dogmatiker und Gewaltmensch, wenn nicht sein Freund auf ihn wirkte. Dieser, der aus altem Bürgertum ins Proletariat hinuntersteigen mußte, der arme Gelehrte, ist fein, überzart, hilflos vor der Brutalität des Lebens, passiv, aber von einer letzten Freiheit des Denkens und letzten Unbedingtheit der Ziele.

Wir sind nicht gewohnt, Deutschland und Frankreich so zu sehen. Rolland zeigt aber auch ausführlich die Welt, in der sein Held lebt. Sie zu zeigen ist wesentliche Aufgabe des Romans. Deutschland vor dem Kriege: die kleine Residenz, das Bürgertum in der Provinz, Kleinbürger, Beamte, die Intellektuellen und die Künstler. Es ist die Welt, die Rolland kennt, gewiß nur ein kleines Bruchstück des wirklichen Deutschland und wahrscheinlich das lebenswürdigste. Aber wie vieles sieht er, das uns gewohnt und nicht mehr auffällig ist: wie eng ist diese Welt, wie zwiespältig, wie schwankend zwischen Brutalität und Sentimentalität, wie unsicher und befangen in Schlagworten und äußerlichen Ueberlieferungen.

Jean Christoph sprengt diese Welt — weil er ein Genie ist, sagt Rolland, und weil er ein Proletarier ist, der zunächst als Einzelner der Gesellschaft entgegensteht. Paris nimmt ihn dann auf, und wird noch eingehender geschildert in all seinen Strömungen, Richtungen, Entartungen. Auch dies ist das Paris der Intellektuellen, das geistige Paris, das die bürgerliche Gesellschaft schuf und erhält. Rolland sieht den Verfall dieser Welt, und er zeigt auch die aufsteigende, aufrührerische Welt der Arbeiter. Hier aber ist er Außenstehender. Und er führt seinen Jean Christoph bald wieder hinweg zu seiner einsamen Schöpferarbeit, in der er, allein, die Welt überwindet.

Frankreich und Deutschland und ihre Aufgabe in der Menschheitsentwicklung, das ist Rollands Thema. Er sieht es als bürgerlicher Künstler und Gelehrter. Denn sein Leben war ein solches friedlicher, abgeschlossener und angestrenzter Arbeit als Forscher, Künstler und Lehrer. Und da er mehr Beobachter als Gestalter ist, so ist sein großer Roman eine Art Lehrbuch geworden, das ein sehr umfassendes, sehr ehrliches, sehr gutes Bild vom geistigen Frankreich gibt, wie es vor dem Kriege war. Und ein Bild von Deutschland, wie ein guter Franzose und guter Europäer es sah. Es war ein Werk, das Verständnis wecken wollte und konnte.

In diese Arbeit brach der Krieg. Und er warf Rollands Leben völlig um. Rolland war Pazifist, und er blieb es und bekannte sich dazu. Das machte ihn in Frankreich unmöglich. Er lebt noch heute in der Schweiz in einer selbstgewählten Verbannung. Denn er hat dort freieren Raum, seine Arbeit der Verständigung und Versöhnung fortzusetzen. Alle französischen Dichter und Publizisten, die im Kriege gegen den Krieg gekämpft und ihr Bekenntnis abgelegt, gehören seinem Kreise an. Sie sind zu einem großen Teil über ihn hinausgegangen. Barbusses große Anklagedichtungen: „Das Feuer“, „Die Hölle“ und „Klarheit“ haben ihre große und hinreißende Wirkung, weil sie die Masse sehen und das

Schicksal, das durch die Masse wird; das aus ihr erwächst. Im „Feuer“ ist der Held die Masse der leidenden Soldaten, die langsam zur Erkenntnis erwacht, und in der „Klarheit“ die Masse der stumpfen und sinnlos Nichtbegreifenden hinter der Front, aus der sich langsam der erkennende Proletarier löst. Es sind proletarische Bücher, aus dem Bewußtsein eines Intellektuellen geschrieben, der zum Proletariat gestoßen ist, in ihm die Möglichkeit der Befreiung und die Zukunft sieht. Aber er hat in diese seine Bücher viel hineingenommen von Rollands Geist, seinem Geist der unbedingten Ehrlichkeit und der verzeihenden Güte. Das zeigt insbesondere der Vergleich zwischen „Klarheit“ und Rollands erst jetzt erschienenen Kriegsroman „Clérambault“.

Clérambault, der Held, ist nicht Rolland. Aber er ist Dichter wie jener. Zunächst wird er von der Kriegsbegeisterung hingerissen, dann weckt ihn der Tod seines einzigen Sohnes. Er erkennt den Wahnsinn. Er sagt, was er erkennt — und wird ausgestoßen von der Gesellschaft. Wenige Freunde stoßen zu dem Vereinsamten, Kriegsbeschädigte, junge Revolutionäre. Er bleibt allein mit seiner Predigt der Liebe und Gewaltlosigkeit. Ein fanatischer Vater, der glaubt, das Andenken seines gefallenen Sohnes werde geschändet durch sein Friedensevangelium, ermordet ihn. Das ist alles. Es ist ein wundervoll stilles, reines Buch. Und es spricht mit einfachem Nachdruck den Glauben Rollands aus, daß nur geistiger Kampf, Selbstüberwindung, Güte und Gewaltlosigkeit die Menschheit retten.

Dieser Glaube kommt auch in seinen Biographien von Beethoven, Michelangelo, Tolstoi und Gandhi zum Ausdruck. Sie sind alle nur klare und entschiedene Evangelien dieses Glaubens.

In seinem Buch über Gandhi sieht man am klarsten die Grenzen dieser Anschauung. Rolland, der Intellektuelle, der einsame geistige Arbeiter, sieht nur die große Persönlichkeit und die reine Idee. Er sieht nicht die Gesellschaft und die

wirtschaftlichen Kräfte, die sie bestimmen und bewegen. Darum kann er glauben, daß Gandhis Evangelium der Gewaltlosigkeit und des Spinnwirtels Indien befreien wird. Aber so wie vor hundert Jahren jede konsequent durchgedachte Idee zur bürgerlichen Revolution führen mußte, so sprengt heute jeder konsequente Gedanke die bürgerliche, nationalbeschränkte Welt. Rolland ist der reinsten Vertreter des bürgerlichen Frankreichs, das seinen alten Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit treu blieb. Diese Ideen haben heute wieder ihre revolutionäre Kraft. Sie sind antibürgerlich geworden. Und darum wird Rolland, der Intellektuelle und gute Bürger, durch seine Erkenntnis über das Bürgertum hinausgetrieben, und er, der Friedliche und Gewaltlose, steht in einer Reihe mit Revolutionären.

Er ist heute eine große geistige Macht in Europa, sein Werk ist ein Dokument unserer Zeit von nicht geringem Wert, und er selbst ist der Typus eines vergehenden Frankreichs, das im Untergang noch die Kraft findet, für die Zukunft Bekenntnis abzulegen. Neben ihm, dem internationalen, dem Weltbürger, steht der junge französische Proletarier, der seine Fahne, seine Ueberlieferung aus der Hand dieses bürgerlichen Frankreichs erhält. Neben Rolland steht Charles Louis Philippe.

CHARLES LOUIS PHILIPPE

Wenn man von Osten nach Westen Europa durchwanderte, man würde einige Jahrhunderte der Entwicklung durchlaufen. Gewiß, junge Völker, das gibt es nicht, aber Völker mit einem jungen Gedächtnis — Negervölker — verfolgen ihre Geschichte bis zum Großvater zurück. Dann hört's auf. — Und der Osten ist erinnerungsjung. Wo fängt für den Berliner die Geschichte an? Beim alten Fritz, wenn's hoch

kommt beim großen Kurfürsten. Das lebendige Gedächtnis einer Landschaft, die Kirchen, Schlösser, Straßen, die Parks und die Alleen, reicht nicht weiter. Was bedeuten Marienkirche oder Nikolaikirche für das Gesicht von Berlin? Die Parochialkirche mit ihrem grünen Glockenspiel, die Hedwigskirche mit der grünen Flachkuppel, das ist Berliner Vergangenheit, und das ist hellichtes 18. Jahrhundert. Aber nun geht nach Münster, geht nach Köln und Trier: das Bild der Stadt am Horizont, der Zug der Straßen, die Dörfer selbst und ihre Feldfluren reden von vergangenen Jahrhunderten. Eine Stadt wie Düsseldorf, die ein Parvenu ist unter rheinischen Städten, ist uralt-adliger Haltung gegen die Städte der Mark. Das liegt am Lande mehr als an den Städten selbst. Diese Landwege sind seit Jahrtausenden befahren oder begangen, diese Fluren und Ackerraine, die Dörfer dazwischen und die sachten Gewässer gehören zusammen mit den Menschen, deren Vorfahren seit undenklichen Zeiten die Felder bestellten, die Feldmark bestimmten, das Wasser geleitet haben und ihre Häuser so gesellig zusammenbauten in den schmalen Dorfstraßen. Dieses Land ist eine Menschenheimat geworden durch die stille und beständige Arbeit von fleißigen Bauern und Handwerksleuten, die gar nichts anderes wollten, als sich und ihren Kindern eine Heimat, Brot und ein wenig Freude schaffen. Geht man den Rhein hinunter, so kommt man nach Holland, rheinüber geht es sachte ins schöne Frankreich. Fränkisches Land war dies alles vor alters, und es hat den verwandten Zug behalten, die Schönheit eines alten Bauernlandes. Von der Terrasse von Saint Germain sieht man hinüber nach Saint Denis, wo die Könige von Frankreich begraben liegen. Das alte Königsschloß ist zerstört, die Könige liegen vergessen in ihren Marmorsärgen, aber unter der Terrasse liegen die weiten Felder, blühen die Kirschen- und die Aepfelbäume in den kleinen Dörfern, die unsern rheinischen so ähnlich sehen, lebt das alte fleißige, fröhliche, das geduldige und zähe Ge-

schlecht der fränkischen Bauern, das in zwei Jahrtausenden dies Land geschaffen hat.

Rousseau und seine Zeit hat diese Bauern in verklärender Sehnsucht gesehen, Balzac sah mit dem Zorn des großen Herrn, wie sie das Land in Besitz nahmen und den Adel verdrängten, Zola hat sie in ihrer schweren Mühsal verstanden und geschildert, aber ihr eigentlicher Dichter, der Dichter des stillen Landes und seiner stillen kleinen Städte, der Dichter des Landarbeiters und des Proletariers in der Provinzstadt, ist Charles Louis Philippe, der selber das Kind eines armen Mannes und ein kleiner Verwaltungssekretär in dem großen Paris war.

Er erzählt auch von diesem Paris mit der zarten Empfänglichkeit eines armen Jungen, der nach dem Leben hungert und durstet, der zarte Nerven und eine kranke Brust hat. Die Seinequais mit dem silbernen Licht über den silbernen Wassern, mit ihren Ulmenbäumen und den grauen Türmen von Notre Dame, der Luxemburg-Garten mit den grünen Rasenplätzen, den Karusells und den ballspielenden Kindern der Boul saint Miche, die Straße der Studenten, der kleinen Angestellten und kleinen Mädchen, der jungen Künstler, die noch nichts besitzen als ihre großen Zukunftshoffnungen: das ist seine Welt, und über sie schrieb er feine und stille Geschichten.

Solch vollendete Geschichten konnte ein kleiner zwanzigjähriger Schreiber, selbst wenn er ein großer Dichter war, nur schreiben in einem Lande, das die große Entwicklung durchgemacht hatte, die Frankreichs Entwicklung ist, von Rabelais und den Schelmenromanen des 17. und 18. Jahrhunderts über Voltaire und Rousseau zu den Erzählern des bürgerlichen Frankreichs. Alle Höhen und Tiefen des Lebens waren von diesen durchleuchtet, alle Gesellschaftsklassen in typischen Schicksalen gestaltet. Zola hatte das Proletariat und die Tiefen des Abgrundes durchforscht. War nicht alles erforscht und erobert? Gab es noch etwas Neues? Auf diese

Frage antwortete Charles Louis Philippe mit Ja. Die bis jetzt gesprochen hatten, das waren Bürger, antibürgerliche Bürger gewiß, Außenseiter, Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft. Aber sie kämpfen doch um ihren Platz in dieser Gesellschaft, sie fürchten die Armut, das Versinken, sie fürchten, Deklassierte zu werden. Philippe kann das nicht fürchten. Er lebt ganz unten in der Gesellschaft, und er kennt den Hunger, die Not, die endlose Arbeit, die doch nicht mehr gewährt als Brot für den nächsten Tag.

Er hat uns sein Leben geschildert, das Leben eines kleinen Kindes in einem kleinen Dorfe. Der Vater hat seine Arbeit als Holzschuhmacher, die Mutter hat ihre viele, viele Arbeit im Hause. Aber das kleine Kind zieht ihr nach, hält sich am Zipfel ihrer blauen Schürze, lernt auf ihren Spuren die Welt, seine Welt der Armut, der Arbeit und Entsagung kennen. Das Kind wird krank und niemand hilft der Mutter und dem Kinde, denn arme Leute haben nicht das Geld für kostspielige Kuren und teure Aerzte, aber die Mutter kämpft um sein Leben und rettet es. Womit? Mit der Kraft ihrer Liebe und Geduld. Es kommt die Schule, die harte Zeit, wo er als armer Junge in die Fremde muß, in die kalten Schatten einer öffentlichen Anstalt. „Alles ist Elend und Not für den armen Mann,“ sagte schon vor einem halben Jahrtausend der Bettler Villon, der der größte Dichter seiner Zeit war. Alles blieb Elend und Not für den kleinen Charles. Es kam die Angst um eine Stellung und, als er sie in Paris gefunden hatte, kamen die eintönigen Tage, Wochen und Monate der Bureauarbeit. Er kennt den frostigen Morgen, wenn man, müde vom zerstörten Schlaf, sich nicht in die Arbeit hineinflinden kann, die Nachmittage, wenn die Uhr nicht vorwärts rücken will, und jede Ablenkung eine Wohltat wird, ein Unglücksfall auf der Straße, ein Regenschauer, ein unerwarteter Besuch, eine Zeitungsnotiz, die Anlaß zu einem kleinen Schwatz gibt, irgend etwas, was die endlosen zehn Stunden abkürzt. Und dann kommt der Abend, der

Bummel am Seinequai unter den Ulmen, das Ausruhen vor irgend einem billigem Restaurant, oder die primitive Mahlzeit, die man selber in einer Mansarde sich zurecht kocht. Und am andern Tage beginnt alles von vorne. Er würde bessere Gründe anführen können für den Achtstundentag als statistische Zahlen, aber die Reichen und großen Herren würden sie nicht verstehen, denn sie haben vor lauter Jagen nach Gewinn ihre Seele verloren.

Der kleine Schreiber kennt seine Seele, und er weiß auch von den andern, von der kleinen Näherin oben im vierten Stock, wo fünf Nachbarinnen sich in einen Wasserhahn teilen müssen. Sie hat nur den einen Ausgang: am Sonnabend zu dem großen Wäschegeschäft, für das sie arbeitet, und sie kennt nur ihre Nähmaschine, ihr Oefchen, auf dem sie kocht, und ihr kleines weißes Mädchenbett, bis das große gierige Paris auch in ihre kleine Dachstube dringt und sie verschluckt.

Er kennt die kleinen Angestellten, die in der Lotterie gewonnen haben und nun zum erstenmal in einem Sonntagsrestaurant die großen Herren spielen. Er kennt die Dirnen, die syphiliskrank sind und ihr Unglück verstecken müssen — wovon sollen sie denn sonst leben? — und ihren schrecklichen Beschützer „Bübü von Montparnaß“, der sie immer wieder auf die Straße, in den Schmutz und das Elend zurückzwingt. Und er kennt die Alten, die Aufgebrauchten und Weggeworfenen, die keine Hoffnung mehr haben und die dennoch weiterarbeiten so lange, bis sie eines schönen Tages nicht mehr aufstehen können und lautlos ihren Todeskampf kämpfen.

Es ist wirklich noch ein neues Paris, das Charles Louis Philippe gefunden hat, denn er sieht das alte, tausendmal gesehene Paris mit neuen Augen, mit den Augen des Proletariers. Er ist nicht etwa ein Emporgestiegener, einer, der von unten her kommt und nun berichtet von den Tiefen, die er hinter sich ließ. Er ist ein Proletarier geblieben und berichtet von den Brüdern und Schwestern neben sich. Er kennt Paris, aber er kennt noch genauer das Land und die

kleine Stadt, denn dort hat er als Kind, hinter der Schürze seiner Mutter versteckt, die Welt entdeckt. Seine Geschichten sind so einfach, als wären sie für Kinder erzählt; da ist die Geschichte von den Kindern, denen ihr Vater aus einer Kiste einen Rollwagen macht, und von dem glorreichen Beginn und kläglichen Ende ihrer Entdeckungsreise, die Geschichte vom Frühschoppen, der ein so lustiges und bedenkliches Ende in der Kirche findet, von dem alten Bettlerehepaar, das sich ehrlich und anständig durchschlägt, bis der Alte stirbt und sie ihm nachstirbt, und viele andere lustige und traurige und einige sehr grauenvolle Geschichten. Aber es sind alles Geschichten der Armen von einem Armen erzählt, dem das Leben der Arbeit und Entbehrung vertraut und natürlich und ehrwürdig ist. Die längste dieser Geschichten ist die vom Vater Perdrix, der ein Schmied war und lustiger Kumpan und dann zum Invaliden wird. Nun lassen ihn seine Kinder im Stich. Weil er einen Schoppen Wein zu viel trinkt, entzieht man ihm die Unterstützung; seine alte Frau arbeitet sich zu Tode, und es bleibt ihm nur ein Nachbarsohn, der Techniker geworden ist und Arbeitsloser, denn er ist für die Arbeiter eingetreten beim Unternehmer und seine Eltern wollen nichts mehr von ihm wissen. Da gehen die beiden Freunde in die große Stadt Paris und schlagen sich zusammen durch, bis dem Alten der Gedanke kommt, „sein Kleiner“ sei besser dran ohne ihn und er sich aufmacht eines Abends und in die Seine geht, klaglos, als könnte es nicht anders sein.

Er wollte auch die Geschichte eines armen Jungen schreiben, der aus dem hilflosesten Elend zum Leben und zur Freude erwacht. Er hat diese Geschichte ein halb Dutzend Male angefangen. Was hilflose Armut, was Kinderelend ist, das ist niemals so geschildert worden, ganz ohne große Worte, doch so, daß uns das Herz erstarren will. Aber dies Bild wird mit jedem Male milder, und mit einem Aufatmen läßt man das arme Tröpflein zuletzt bei dem fröh-

lichen Vetter Holzschuhmacher, der aus seinem Handwerk alles erhält, was er im Leben wünscht, sogar ein kleines Mädchen mit blondem Haar und einer blauen Schleife drin.

Das macht Charles Louis Philippe zum ersten Proletarier in der französischen Dichtung, daß er nicht nur den Kampf und das Elend der Arbeiter sieht — er sieht und kennt und schildert es wie niemand sonst —, sondern daß ihm auch alle Schönheit und Größe und alles Glück des Lebens in der Arbeit beschlossen liegt, in der Arbeit und in der Kameradschaft der Armen und ihrer Hilfe untereinander. Er idealisiert die Armen nicht, er kennt all ihre Schwächen und Gebrechen, alles Häßliche in ihnen, aber er ist bei ihnen daheim. Von sich erzählt er die Geschichte des jungen Dichters, der einen Preis erhoffte und große Pläne von Aufstieg und Erfolg daran knüpfte. Als er erfährt, daß er ihn nicht erhält: „ich kann gar nicht sagen, wie glücklich er da war, es war, als wenn er wieder nach Hause gekommen wäre“.

Es ist Jesus, der diese Geschichte erzählt, Jesus, der als ein armer kleiner Junge geboren wurde im Stalle eines französischen Bauernhofes, der unter den Holzhauern seine Geschichten erzählt und im Arbeiterhause zu Tische bleibt: Jesus, der Proletarier.

Ich weiß nicht, ob Charles Louis Philippe ein Sozialist gewesen ist. Er war mehr als das: der erste, für den die bürgerliche Welt gar nicht mehr in Betracht kam, der jenseits von ihr in einer Welt der Armen und Werktätigen lebt und glücklich ist. Es wird so viel über proletarische Kunst gestritten. Hier ist sie, mit aller Vollendung der alten bürgerlichen Ueberlieferung, aber mit der Frische einer neuen Welt.

Als Charles Louis Philippe starb — die Proletarierkrankheit, die Schwindsucht, nahm ihn weg —, da war er nur wenigen, sehr auserwählten Kennern bekannt, seitdem ist sein Ruhm langsam gewachsen. Aber seine Werke werden erst wieder in ihrer Heimat gelandet sein, wenn die Arbeiterschaft der Welt sie als ihr Eigentum anerkennt.

ALFRED DÖBLIN

Vieles ist furchtbar, nichts furchtbarer
als der Mensch. Sophokles.

Döblin ist Berliner. Und er ist so sehr Berliner, daß ihn die Schweiz und das Hochgebirge heimwehkrank machen nach dem Straßen- und Menschengedränge, nach den bitteren Kämpfen ums Dasein mit einer harten Natur und härteren Menschen. Wenn ganz Europa ein Beispiel dafür ist, was der Mensch in mühseliger Arbeit aus der Erde und was Müh-sal und Arbeit aus dem Menschen machen kann, so ist Berlin die allereuropäischste Stadt.

Hier ist alles der Natur zum Trotz geworden. Dieses Land der Sandwüsten, Kieferneinöden und Flußsümpfe scheint bestimmt, wenig Menschen ein stilles und ärmliches Leben zu gewähren, ein Durchgangsland zu werden für den Osten, der hier seine Waren westwärts verfrachten kann. Aber dies Land des Uebergangs und Durchgangs hat sich gewaltsam zum Mittelpunkt Deutschlands gemacht und zum Mittelpunkt Europas machen wollen. Was für Rom und Paris, für Wien und Konstantinopel, wie für alle großen Hauptstädte des Kontinents ein freundlicher Himmel, eine fruchtbare Erde und der sanfte Wandel der Jahrhunderte schufen, das hat dieser Parvenu unter den Hauptstädten in harter Arbeit, mit Lärm und Gewalttat in ein paar Jahrzehnten zusammenge-
rafft: Paläste und Parks, Straßen und Kanäle, Eisenbahnnetze und Fabriken und seine Millionen Einwohner. All das auf einem Wüstenland und unter einem kalten Himmel. Es ist ein ungeheuerlicher babylonischer Turmbau. Und die Menschen sind unter diesem Bau zu den zähen, rücksichtslosen, großsprecherischen und gewalttätigen Arbeitssklaven geworden, die wir alle kennen.

Wenn irgendwo ein Kampf ausbräche gegen die Arbeit unserer Zeit, gegen die Technik, gegen die Maschinen, so wäre Berlin der Ort für diesen Kampf, weil Berlin nur

durch diese Zeit und ihre Maschinen geworden ist und weil sie hier am unumschränktesten herrschen.

Döblins Buch: „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“ ist ein solcher Sturmlauf gegen die Maschine und das Maschinenzeitalter. Wadzek, der Ingenieur und Kleinindustrielle, versucht gegen die größeren Firmen und ihren Turbinentypus sein Dasein zu behaupten. Er wird weggefegt. Der Kampf wird von ihm mit einer kindlichen Räuberromantik geführt und die Geschichte scheint in grotesker Karikatur zu enden. Aber grotesk ist in Wahrheit nur die Gesellschaft, die hier im Ausschnitt erscheint: der Unternehmer, der den Rivalen niederboxt, der intrigierende und feige Angestellte, die kleinbürgerliche Gattin, die ihre Art zuletzt in der Kannibalenorgie mit einer Animierkneipenwirtin offenbart. Und Wadzek, der sich wehrt, ist eigentlich nur dadurch lächerlich, daß er sich wehrt. Niemand nämlich greift ihn an. Niemand hat es nötig, ihn anzugreifen. Sein Fall erledigt sich von selbst. Die Turbine dreht sich, und er ist nicht mehr. Man wählt ihn aus seinem Direktorposten, seine Fabrik schließt sich für ihn. Als er einen Brief gefälscht hat, glaubt er die Polizei auf seinen Fersen und verbarrikadiert sich wochenlang in seinem Häuschen auf der Hasenheide. Niemand kümmert sich um ihn. Es wird ein amüsanter Spektakel aus dem Ganzen. Und zum Schluß bleibt ihm nichts übrig, als „zu Schiff nach Frankreich“, nein, nach Amerika zu entschwinden. Er ist der unsterblich Blamierte. Aber er ist es nur darum, weil er menschlich kämpft gegen etwas Unmenschliches, gegen die tote Maschine, gegen den toten Kapitalismus, diesen Moloch, dem der einzelne zum Opfer fällt, ohne daß er die Genugtuung hat, sich wehren zu können oder Anklage zu erheben. Ein solcher Kampf ist lächerlich, aber ist zugleich grauenvoll. Und der lächerliche kleine Mensch im vergeblichen Kampf gegen das tote Ungeheuer ist nicht nur lächerlich. Er ist tragisch, so tragisch wie Menschenkampf und -schicksal jederzeit sind. Und wenn

er allein kämpft wie Wadzek, in einer zur Fratze verzerrten Umwelt, so erscheint dieser kleine Berliner Ingenieur als Bruder und Nachfolger des großen spanischen Ritters und Helden Don Quichote, der auch gegen Windmühlenflügel und gegen seine Mitbürger und seine ganze Zeit allein im Kampfe stand. Diese Sympathie überwältigt Döblin so sehr, daß er zum Schlusse dem flüchtenden kleinen Bankerotteur und Fälscher die Geliebte seines großen Feindes und Besiegers mit nach Amerika gibt und ihn zum Sieger macht über das einzige menschliche Herz dieser Geschichte.

Diese erste Geschichte ist ganz gesättigt mit Berliner Atmosphäre. Es ist nicht das große Berlin des Kurfürstendamms oder der Tiergartenstraße, auch nicht das Arbeiterberlin des Wedding und des Friedrichhains. Es ist ein kleinbürgerlich solides Berlin, das in seiner Verzerrung noch grauen- und spukhafter aussieht. Und doch sind die Akazien und Kiefern der Hasenheide und der Sommerhimmel drüber mit seinen weißen Wolken so heimatselig, daß auch in einem Antiberliner Sehnsucht wach wird nach dieser Süßigkeit eines armen Landes.

Es ist eben schon Döblin, der in diesem frühen Buche redet. Der Berliner Döblin, der Arzt und Psychiater, der Sozialist und Naturphilosoph, der Maschinenstürmer und der große Dichter, der Dichter seines letzten großen Werkes: „Berge, Meere und Giganten“.

Dieses letzte Buch ist ein schwieriges Buch. Eine Frau, der ich's zu lesen gab, sagte kummervoll: „Ich habe nur die Zueignung und das letzte Kapitel lesen können.“ Und ich habe sie getröstet, daß sie damit das Wesentliche des Buches gelesen habe. Um der Zueignung und des Schlußkapitels willen ist das Buch da. Um der beiden willen ist es schön. Die Zueignung spricht von Tulpen, Weißdorn, von Amseln und dem alten Schlachtenseer Fischerhaus, von — ja wovon?, von uns, die wir beisammen sind in der Welt, ein Teil

einer großen Gewalt. „Ihr dunklen,“ sagt Döblin, „ihr rasenden, ineinander verschränkten, ihr sanften, wonnigen, kaum ausdenkbar schönen, kaum ertragbar schweren, nicht anhaltenden Gewalten!“ Und im Schlußkapitel versinken wir, wir Menschen, nach langen, langen Irrwegen, nach langen, langen Leiden in die Einheit und Harmonie dieser unausdenkbar schönen, schweren, vergänglichen Welt. Das Paradies ist wiedergefunden.

Was dazwischen liegt, ist der Kampf mit der Dampfturbine. Die Dampfturbine, das ist die entfesselte, die herrisch und gottlos gewordene Menschenkraft, die den Menschen selber vergewaltigt, weil er die Natur vergewaltigt und Herr sein will, wo er Glied einer Kette sein sollte. Es ist die alte Geschichte vom Sündenfall des Menschen, der sein will wie Gott. Aber diese alte Legende ist hier in große Zukunftsvisionen zusammengefaßt, von der Arbeit der Menschen, die zu Giganten werden. Sie umspannen die Welt mit ihrer Technik. Sie lösen das Rätsel der künstlichen Ernährung und befreien sich so von aller Arbeit. Sie leben in Märchenstädten in Luxus und Muße. Aber Luxus und Muße treiben sie gegeneinander in wahnsinnigen Kämpfen. Die künstliche Nahrung läßt sie entarten. Die Sehnsucht nach der Natur, nach Arbeit und Mühsal erwacht. Da suchen sie neue Formen. Sie reißen die Vulkane auf, fangen alle innere Glut der Erde in elektrische Netze und machen das eisige Grönland zu einem Zaubergarten. Aber dies Zauberland sendet Ungeheuer aus, die Europa zu vernichten drohen. Was menschlicher Uebermut entfesselte, wendet sich gegen den Menschen. Einige, die Herren und Herrscher, die Giganten, werden auch dieser Ungeheuer Herr, aber nur, indem sie sich selber in Ungeheuer wandeln und in grenzenlosem Hochmut das letzte Menschliche abstreifen. Mit frevelndem Frohlocken tun das die einen, verzweifelnd, Rettung suchend die anderen. Aber die Rettung kommt nicht von ihnen, sondern von anderen leidenden Menschen, die Demut gelernt und die nun zur Natur zu-

rück ihren Weg suchen und finden. Aus ihnen geht die Erlöserin hervor, die auch die letzten Giganten vom Fluch ihrer Vermessenheit erlöst, daß sie sich auflösen können und verlieren in Wald und Gebirge. Die aber, die bleiben, haben das wirkliche Wissen, die Kraft und Demut. Sie sind die wahren Giganten, weil sie die Einheit mit der Natur gefunden haben, zurückgekehrt sind zur Erde, befreit sind vom Fluche der Maschinen.

Was Döblin angefangen hat als kleine Berliner Grotteske, das endet er als großes Bild des Weltgerichts. Dazwischen liegt die Geschichte des Wang Lun, des chinesischen Propheten und Erlösers, und die Geschichte Wallensteins. Die ist falsch benannt, eigentlich ist's die Geschichte des Kaisers Ferdinand II., der in einer verfluchten Welt und einer verfluchten Zeit der allerbejammernswürdigste Verdammte ist, weil er am mächtigsten scheint und am machtlosesten ist. Aber auch er entflieht zuletzt dem Fluch und Entsetzen und wird erlöst als armer, gehetzter und gefolterter Vagabund.

Erlösungsgeschichten sind sie alle. In immer weiter gespanntem Rahmen ist es immer die Flucht des Menschen aus der selbstgeschaffenen Hölle seiner sogenannten Kultur. Was sich sonst Gesellschaftskritik, Problem, Dichtung oder revolutionäre Utopie nennt, das ist hier zu einem Schrei der Verzweiflung zusammengeballt. Aber diese äußerst gesteigerten, schrillen Dissonanzen finden immer wieder ihre Lösung. Und diese Melodie wird immer stärker und süßer, je greller die Dissonanz schreit. Und sie verstummt an keinem Punkt der großen Werke ganz.

Döblin ist ein Dichter von unerhörter Kraft der Anschauung und Gestaltung. Und es gelingt ihm, Unmögliches und Phantastisches wirklich zu machen. Wir glauben ihm die Belagerung in der Hasenheide. Wir glauben ihm sein China und sein Deutschland des 30jährigen Krieges. Die Sekte der gebrochenen Melone ist uns so wirklich, wie Maximilian von

Bayerns Hofnarr und der Scheiterhaufen des jüdischen Paares. — Uebrigens vielleicht die grauenvollste Wirklichkeit unserer ganzen Literatur. — Wir glauben ihm auch die Turmalinschleier, die Grönland zum tropischen Urwald verwandeln und jene Giganten, die als Felsstürme in Irland und Norwegen stehen.

Aber er zwingt uns in einen Krampf hinein, in denselben Krampf, der sein eigenes Leben verzerrt haben muß. Ist es anders möglich? Unsere Zeit ist verzerrt. Verzerrt und entartet sind in ihr die Menschen. Die Besten leiden. Die Schlechten triumphieren frech und treiben ihren frevelhaften Uebermut immer höher. Und die verzerrteste, unnatürlichste Stadt, die am fernsten ist von der Weisheit der Demut, ist Berlin. So mußte in ihr diese große Dichtung entstehen vom Sündenfall und der Heimkehr der Menschheit.

KNUT HAMSUN

Knut Hamsun wurde in Deutschland bekannt durch den „Hunger“. Er hat selbst erlebt, was er darin schildert. Wie man als junger Schriftsteller in einer großen, reichen Stadt, unter Bekannten und Künstlern und Redakteuren, langsam zugrunde gehen kann. Und wie niemand Zeit und Kraft und Teilnahme und Geld aufbringt, ein solch untergehendes Menschenleben zu sehen, geschweige ihm zu helfen. Er entflieht zuletzt als Matrose auf ein Schiff. Und an anderen Stellen hat er uns erzählt von seinem Leben in Amerika als Landarbeiter, als Straßenbahnschaffner, als Vagabund. Heute ist er Europas berühmtester Dichter und sicherlich ein reicher Mann. Aber aus seiner Vergangenheit hat er im Blut das Wissen von der Erde und dem freien Himmel, von Tagen und Nächten und dem Wechsel des Jahres draußen in Wald und Heide und Steppe. Und wer weiß von dem Leben der Ar-

beiter und wandernden Arbeitslosen. Er kennt den Vagabunden so gut wie den kleinen Bauern, den Kaufherrn und den Edelmann. Einige seiner letzten und schönsten Bücher handeln von dem alternden Landarbeiter, der heimatlos von Hof zu Hof zieht, und die letzte Süßigkeit des Lebens, halb Erinnerung, halb Erlebnis, berauscht genießt, bevor der Winter einfällt, das Alter und der Tod.

Knut Hamsun war selber Arbeiter, Vagabund, heimatloser Wanderer. Darin ist kein anderer in Europa ihm gleich: so menschlich, so erdenjung, so lebensvoll. Rudyard Kipling hat aus den fremden Weltteilen sich ein ähnlich zeitloses Weltgefühl geholt. Aber er hat in allen Gliedern seine englische Konvention, und der Dschungel, das Meer und die wilden Tiere und die Menschen sind ein gewollter Gegensatz, eine bewußte Sensation. Er ist Adam nach dem Sündenfall, der das Paradies halb kritisch, halb sehnsuchtsvoll besucht. Knut Hamsun aber ist der unschuldige Adam, der aus dem Paradies verirrt, die Menschenwelt und ihre dummen Einrichtungen erstaunt betrachtet. Ein „tumber“ Mann im Sinne der alten Sage, der töricht scheint, weil er weiser ist als unsere Welt.

Will man den Unterschied ermessen, so tut man gut, ihn mit seinem großen Landsmann Ibsen zusammenzustellen. Auch Ibsen ist unbürgerlich. Er sucht den Ausweg aus dieser bürgerlichen Welt. Und er kämpft einen grimmigen Kampf mit ihren Vorurteilen und Lügen, mit allen Gespenstern der Ueberlieferung. Hamsuns Welt ist dieselbe Welt, die Ibsen schildert: das kleine, seefahrende und ackerbautreibende Norwegen, mit den konservativen Bauern auf ihren alten großen Höfen und den Kaufleuten und Beamten in der Stadt. Eine enge und überlieferungsgebundene Welt, in die nur zuweilen übers Meer herüber ein frischerer Luftzug dringt. Diese Luft geht etwas schärfer bei dem jüngeren Hamsun. Er gibt gerne eine Folge von Romanen über einen Menschen oder über einen Ort. So erleben wir Auf-

stieg, Blüte und Verfall eines Kaufmanns oder einer Firma. So sehen wir ein Dorf zum Hafen oder zur Fabrikstadt erwachsen. Und man kann aus Hamsuns Geschichten eine ganze Kulturgeschichte des norwegischen Bürger­tums sich erbauen, eine sehr klare, reiche, eindringliche Geschichte.

Aber ist das der Sinn dieser Geschichten? Wenn wir an Pan denken, an die Mysterien, an die Stadt Segelföb, so sind alle die verschlungenen Schicksale, Aufstieg und Sturz, Intrigen und Konflikte, doch nur der Hintergrund, von dem sich etwas anderes abhebt, das Leben von Hamsuns Helden. Diese Menschen, wie sie auch heißen mögen, sind in die Gesellschaft hineinverschlagen. Sie haben keinen Teil an ihr und gehen durch sie hindurch, als wären sie nicht von dieser Welt. Es gibt eine jüdische Sage von einem chassidischen Rabbi, den Gott nicht wollte naßregen lassen: „Rechts war Regen, links war Regen, in der Mitte der Rabbi“. Nicht anders ist's mit allen Helden Hamsuns. Sie bleiben unberührt. Und die ganze bürgerliche Gesellschaft ist ihnen so unverständlich, daß sie hindurchgehen und ihren Part spielen wie ein Kind, das ein unverständliches Gedicht nachspricht. Sie tun das sehr gutwillig. Der Leutnant in der Stadt Segelföb tut bis zuletzt alles, was die Ueberlieferung und das Herkommen von ihm will. Und wie sehr bemühen sich im Pan und in den Mysterien die Helden, alle Gerechtigkeit, alle Wünsche der Gesellschaft zu erfüllen.

Es gelingt ihnen allen schlecht genug. Sie sind Heimatlose in ihr. Nur ihre Liebe treibt sie zu den Menschen, die große und brünstige Leidenschaft, die draußen die Tiere zueinander treibt und gegeneinander in Kampf und Tod, und die bei uns Menschen tiefer, gewaltiger, süßer und tödlicher ist als irgendeine Macht der Welt. Wenn wir ihr gehorchen. Hamsuns Menschen bringen diese Gewalt der Liebe mit von draußen aus ihren Wäldern und unbekanntem Fernen, aus den Nächten voll Tau und den Tagen voll Duft und Sonnen-

licht. Und wir glauben ihnen, daß sie wie Adam hervorgingen aus der Erde selbst unter dem Hauche Gottes.

In vielen von uns lebt heute die Sehnsucht, die Welt ohne alle Belastung von Ueberlieferung und Uebereinkommen herrlich wie am ersten Tage zu erleben. Diese Sehnsucht kämpft im Wandervogel und in der Jugendbewegung, in Siedlungsgenossenschaften, in vielen Versuchen zur Lebensreform und in religiösen Sekten um Ausdruck und Verwirklichung. Diese Sehnsucht ist in Hamsuns Menschen verwirklicht. Sie stehen in der Tat jenseits dieser engen, halben, verlogenen Kultur und sind ein neuer Anfang. Ohne diesen Anfang ist eine Erneuerung unserer Kultur unmöglich. In diesem Europa der Maschinen und der Uebervölkerung ist bald kein Plätzchen mehr frei von Gesetzeszwang und Polizeivorschrift. Und wir vergessen in diesem Kasernendasein, daß es eine Welt gibt, die aus inneren Gesetzen sich bewegt und entwickelt. Das Gesetz von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, die Notwendigkeit von Geburt und Tod, von Jungsein und Altwerden, die Weisheit der wilden Tiere, die in ihren eigenen Gesetzen leben und sind: das alles haben wir verlernt und müssen es neu entdecken.

Wir haben die Natur aus unserem Leben verbannt. Und wir verfallen der unabwendlichen Strafe der Fäulnis und des Todes. Schon Defoe suchte den neuen Anfang für die Menschheit, Rousseau drängte zur Flucht, zurück zur Natur. In der neuen Welt war Whitmann der erste, der in seinem großen, liebevollen Herzen alles Menschenwerk mit umfaßte, der die großen Städte, die großen Maschinen, die Gesetze und Sitten zu sehen vermochte als Schöpfungen der Natur, nicht anders, wie ein Baum es ist, eine Tigerkatze oder ein Sommerregen. Diese Weisheit ist in Europa nicht möglich. Wir sind zu eng zusammengepfercht, unser Atem ist zu vergiftet, unser Leben zu sehr vergewaltigt. Darum muß Knut Hamsun, der Whitmans Kamerad und Bruder ist,

zuerst einsam hinausziehen, um gesund zu bleiben und seine Wurzel zu behalten in der jungen, ewig neu gebärenden Erde.

Er hat einen solchen Auszug des einzelnen Menschen im „Segen der Erde“ geschildert. Der Mensch, einsam allen harten Nöten der Wildnis gegenüber, erobert die Erde und schafft sich daraus sein Land, seine Heimat, sein Leben. Es ist eine moderne Robinsonade. Und sie zeigt die Grenzen Hamsuns. Er, der aus einem germanischen Bauernland erwachsen ist, mit seinen Einzelhöfen und abgeschlossenen Menschen, bleibt auch jenseits aller überlieferten Kultur ein einsamer Mensch, ein Individualist und Aristokrat. Darin ist er der Gegensatz zu dem Demokraten Whitman, dem Leben und Glück in der Kameradschaft beschlossen ist.

Amerikas weite Steppen, die sich nur der gemeinsamen Arbeit vieler zur Arbeit und zum Kampf Verbundener öffnen, sind Whitmans Heimat. Hamsun ist zu Hause in den einsamen nordischen Wäldern, die allzu eng an die Städte stoßen mit ihren lärmenden, kämpfenden, eng und leer gewordenen Bürgern, als daß er den Schreck vor diesem lauten Zwiespalt vergessen könnte.

Er entflieht ihm. Einen anderen, den Deutschen Döblin, hat dieser gleiche Schreck zum Maschinenstürmer gemacht und zu einem Propheten der kommenden großen Weltgeschichte. Beide sind die Revolutionäre, beide sind sie Menschen der Zukunft. Aber Döblin kommt aus den Berliner Fabriken und dem Gedränge der Straßen, Hamsun aus der Abgeschlossenheit bäuerlicher Vergangenheit. Aus den Tiefen proletarischer Not und doch aus der Freiheit von See und Steppe, aus der Wildnis von Wald und Gebirge kommt ein dritter, der Vollender Walt Whitmans und der erste revolutionäre Proletarier der großen fernen Welt jenseits des Atlantischen Ozeans: Jack London.

WLADIMIR KOROLENKO

Korolenko ist vor allem bekannt geworden durch „Die Geschichte meines Zeitgenossen“. Das ist eine Geschichte seiner eigenen Kindheit. Aber der Name sagt schon, wie diese Geschichte geschrieben ist.

Korolenko will nicht von sich erzählen, von sich Wladimir Korolenko, dem kleinen Jungen, in dem der große Dichter und Revolutionär steckt, sondern von irgendeinem kleinen Jungen, der die Zeit erlebt hat, die Korolenkos Zeit ist, die wunderbare, zerrissene, vielgestaltige, revolutionsschwangere Zeit, in der viele kleine Jungen heranwuchsen mit Jungenträumen und -sehnsüchten, die alle zu Revolutionären geworden sind, weil die Zeit sie dazu machte. Viele von ihnen haben als Agitatoren, als Verschwörer, als politische Theoretiker ihre Arbeit getan. Ihm, Korolenko, ist es gegeben als Dichter von dieser Zeit und ihrer Wirrnis und ihren großen Hoffnungen zu erzählen, wie dies alles sich in einem Kinderhirn und Menschenherzen spiegelt. Und dies Gehirn und dieses Herz ist nun zufällig das seine. Er selbst, Wladimir Korolenko, ist wichtig und seine Kindergeschichte ist wichtig, weil er sein Zeitgenosse ist, weil seine Geschichte Geschichte seiner Zeit ist, Geschichte des jungen sich wandelnden Rußlands.

Niemals ist bis jetzt eine Selbstbiographie so geschrieben worden. Die ältesten waren Zeugnisse, die der einzelne ablegt vor der Mitwelt und der Nachwelt, „auf daß man ihrer gedächte zum besten, alles was sie an ihrem Volke getan hatten“, wie Nehemia, der Statthalter des Königs von Persien, in Judäa sagt. Später wurden es Sündenbekenntnisse der frommen und bußfertigen Christen vor der Gemeinde, und in unserer bürgerlichen Gesellschaft wurden daraus die großen Selbstdarstellungen jener Persönlichkeiten, die aus der Menge hervorragen, die langsam die Welt in sich hineinziehen. „Dichtung und Wahrheit“: das ist Goethe, der vor

tausend wechselnden Szenen sich immer reiner hervorhebt als Mittelpunkt, der allem anderen Sinn verleiht. Der kleine Korolenko ist durchaus kein Mittelpunkt. Nimmt man ihn weg, so bleibt die ganze bunte Welt seiner Jugend. Das schöne Land mit seinen Bauern und Gutsbesitzern, die kleine Stadt mit den Handwerkern und Kaufleuten; die russischen Beamten, die den Ukrainern fremd und feindlich sind und selber leiden unter ihrer bösen Zwitterrolle, die polnischen Panjes mit dem lächerlichen Adelsstolz auf ihren kleinen Zwerggütern; das Gymnasium mit seinem militärischen Zwang und der steten geheimen Rebellion der lebendigen Jungen; Juden, Katholiken und die russische Geistlichkeit. Und dazwischen einzelne Geistigere, Weitschauende, die in dem Zwang und der Auflehnung, in den empörenden Gegensätzen schon das Neue und Kommende sehen. Das alles bleibt, wenn Korolenko verschwindet. Gewiß sieht man ihn am hellsten. Seine Erlebnisse in Haus und Schule, seine Entdeckungsfahrten in der Stadt, seine religiösen Träume und Experimente, all das ist unvergeßlich in seiner reinen Anmut. Aber wir denken dabei niemals: „Sieh, welche merkwürdige Erlebnisse hat dies merkwürdige Kind.“ Stets ist unser Gefühl: „Sieh, was ein Kind in solch merkwürdiger Zeit, in solch unglücklichem Lande erlebt hat.“

Der Erzähler stellt sich so selbstverständlich in Reih und Glied, er sieht sich selber so sehr als einen aus der Menge, daß wir kaum bemerken, was für ein großer Dichter, was für ein großer Mensch zu uns redet.

Wir merken nur, daß er ein sehr guter, ein lebenswürdiger und lebenswerter Mensch ist. Eine wundervolle Reinheit und Heiterkeit liegt über allem, was er schildert. Die Geschichte meines Zeitgenossen hat die Welt eines Kindes zu gestalten. Aber auch diese Welt hat sehr dunkle Seiten. Die Ukraine war ein unterdrücktes Land, und sein Volk seufzte unter der Gewaltherrschaft einer fremden und brutalen Bureaukratie. Korolenko sieht das alles klar und ver-

schweigt und beschönigt nichts. Er ist von letzter Offenheit und Nüchternheit. Trotzdem ist seine Schilderung erfüllt von einer Heiterkeit, die sich jedem Leser mitteilen muß und heilend wirkt auch in tiefster Niedergeschlagenheit. Wir haben alle Wandertage erlebt, die uns ein wunderbares Gefühl von Kraft, Gesundheit und Glück gaben. Der Himmel umgibt uns wie ein Meer, die Wolken ziehen über die Erde und machen die toten Stoppelfelder zu einem Zauberspiel von Licht und farbigen Schatten, die Ferne ist eine leuchtende Verheißung und die ärmste, herbstlich sterbende Landschaft trägt plötzlich alle Hoffnungen des Frühlings in sich. Das ist die Wirkung Korolenkos. Er macht uns schlechtweg glücklich, nicht mit einem träumerischen weltabgewandten Glück, sondern glücklich, daß wir die Erde umarmen möchten: „Wie schön ist es, auf dir leiden und kämpfen zu dürfen.“

Korolenkos Leben gehörte der Revolution, die in der Ukraine untrennbar verbunden war mit der kleinrussischen Bewegung. Und brachte ihn, den Beamtensohn, früh ins Gefängnis und in die sibirische Verbannung. Was er sah und erlebte, verwandelte sich ihm auf die natürlichste Weise in Dichtung. Seine Geschichte aus Sibirien und aus seiner Heimat sind alle aus seinen Erlebnissen entsprungen. Und da er viel erlebte und vieles sah, so sind sie bunt und vielgestaltig: „Ein Feldblumenstrauß“, sagt Rosa Luxemburg in ihrer wundervollen Vorrede, zur „Geschichte meines Zeitgenossen“. Nur sind in diesem Feldblumenstrauß die einzelnen Blumen seltene Kostbarkeiten. Man übersieht das leicht vor ihrer Fülle.

Was er schildert, liegt uns Westeuropäern fern genug. Es sind barbarische Länder mit Urwäldern, Steppen und Wüsteneien, die unendlichen Ackerweiden der Ukraine und die winterlichen Einöden Ostsibiriens. In diesen Ländern ist noch ein Leben außerhalb der Gesellschaft möglich. Landstreicher, Verbannte, Flüchtlinge, Räuber, das sind oft Koro-

lenkos Helden und ihnen gegenüber die russischen Behörden, brutal und kleinlich, unfähig und korrupt. Ist es nicht die Welt, die auch seine Vorgänger zeichnen? Ja und Nein. Rein äußerlich kann man sagen, daß Sibirien nie und Kleinrußland kaum je vor ihm so gestaltet sind. Aber größer als der stoffliche Unterschied ist der Wechsel der Zeit. Alle großen russischen Dichter stehen unter einem gewaltigen Druck, dem sie trotz allen Kampfes erliegen. Gogol sieht Rußlands rasende Fahrt in den Abgrund. Er sieht Rettung in der Unterwerfung unter Regierung und Kirche. Dostojewsky, der alle Abgründe der gesellschaftlichen Hölle durchwandert hat, glaubt Erlösung zu finden in einem nationalen Evangelium vom russischen Christus. Tolstoi flüchtet in den mittelalterlichen Bauernkommunismus. Korolenko ist jenseits dieser Kämpfe. Er gehört so durchaus der Zukunft an, daß ihn kein Zagen und kein Schwanken mehr befällt. Aus seinem Bewußtsein, dem Bewußtsein eines reinen Menschen, und aus seinem Leben mit Verbrechern und Ausgestoßenen hat er den Glauben an die Freiheit und die Gemeinschaft der Menschen. „Es ist ein langer Weg bis dahin! Nun, wir werden ihn gehen. Opfer werden fallen! Was kann ein Mensch besseres tun als sich opfern für die Zukunft der Menschen?“ Er sieht ein klares Ziel und läßt es nicht aus den Augen.

Es ist die gleiche geistige Haltung, die wir bei Kropotkin finden, und die beide zu Vertretern einer jungen Generation russischer Revolutionäre macht. Nicht belastet durch die Vergangenheit, ziehen sie aus ihr nur die Nahrung für ihr neues, aufbauendes Leben. Die alte Kultur, die jenen anderen qualvoller und geliebter Lebensinhalt ist, ist ihnen nur Humus, aus dem sie Neues gestalten für eine umgewandelte Gesellschaft. Sie sind keine Nationalisten, aber so international sie aus Trieb und Erkenntnis sind, behalten sie ihre eigentümliche, nur ihnen eigene kraftvolle Jugendlichkeit. Sie sind Europäer, aber Osteuropäer. Und ihre Person wie ihr Werk ist der Beweis dafür, daß der Westen und Osten Europas

nicht in unüberbrückbarem Gegensatz getrennt sind. Daß wir voneinander lernen, einander ergänzen, einander helfen können, daß wir Kameraden sind und Brüder in der großen Menschlichkeit.

Vom Westen her bringen uns Walt Whitman und Jack London ihre große Botschaft von der Kameradschaft der wandernden, suchenden, die Welt erobernden und umschaffenden Menschen der Arbeit. Der Osten hat unter dem ungeheuerlichen Druck eines barbarischen Absolutismus darauf geantwortet mit wunderbaren Visionen vom erwachenden Volke, das sich und eine Welt erlöst. In Korolenko ersteht dem neuen Menschen Amerikas der erste Kamerad.

Korolenko ist kein Bürger und überhaupt kein Glied der alten Gesellschaft. Er ist auch nicht Proletarier. Das russische Proletariat hat heute noch seinen größten Gestalter in Gorki. Der steht stärker wie Korolenko in der alten Ueberlieferung. Er ist auch ein Schwerbelasteter, und ganz langsam unter dem Einfluß der Zeit löst er sich von der dumpfen Hoffnungslosigkeit seines Nachtsylys zur immer klareren Bejahung der Zukunft. Er ist eine der wichtigsten Gestalten in der Entwicklung der russischen Dichtung. Er ist menschlich bewundernswert in seinem steten Fortschreiten, und seine Arbeit am heutigen Rußland ist noch nicht abzuschätzen in ihrer Bedeutung. Aber er gehört weit stärker zusammen mit seinen großen Vorgängern, den schmerzvollen Propheten der Zukunft in einer alten Gesellschaft. Er ist mit ihnen altes Testament.

Mit Korolenko beginnt ein durchaus Neues. Er ist der erste, der frei im Lichte steht, dem alle Probleme der anderen schon Selbstverständlichkeit sind, der mit triebhafter Sicherheit handelt, wo jene noch fragen und zweifeln, und der zuhause ist, wo sie sich als Verbannte fühlen.

Das macht ihn so beglückend, und darum weht in seinen Dichtungen auch über den sibirischen Einöden und den Stoppelfeldern der tagelöhnenden Bauern die klare Luft des kommenden Weltenfrühlings.

JACK LONDON

Er sank, weil er zu stolz und kräftig blühte.
Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Kleist: Penthesilea.

Jack London gehört zu den Toten, aber er ist in Wahrheit der jüngste und revolutionärste unter den Lebenden. Rolland, der bürgerliche Pazifist, kämpft für die Zukunft mit allen Waffen der Vergangenheit, Döblin hat ihren ganzen Gespensterspuk und -schrecken im Nacken. Knut Hamsun schlägt sich, um ihr aus dem Wege zu gehen, in die Wildnis, und selbst Bernhard Shaw ist in seinem Alter liebvoll beschäftigt mit allem Spielwerk der Ueberlieferung, das ihm ungefährlich ist und Behagen erregt.

Jack London ist so unbelastet, wie ein Mensch sein kann, der früh und allein aufbrechen muß und sich nicht mehr geistigen Ballast mitnimmt als er unbedingt zu einer Reise braucht. Er schildert seine Helden gerne: mager vor Gesundheit, nichts als Knochen, Nerven und Muskeln, so ist auch er beschaffen.

Er ist aus den Tiefen der Gesellschaft gekommen. Unehe-liches Kind eines kalifornischen Farmers, der das Blut der alten Pioniere in sich trug, ihre Wander- und Abenteuerlust, und der sich in immer größere Armut hineinspekulierte, war er von klein an auf sich angewiesen. Als halbes Kind wird er Austernfischer in der Bucht von San Francisco. Er ist jung, gesund, kräftig, meint die Welt in den Taschen zu haben. Und er erfährt bald, daß all seine Anstrengungen nur den Unternehmern zugute kommen, die seine gutgläubige Kraftprahlerei lachend mißbrauchen. Aus Trotz wird er Tramp. Er will wandern und die Welt sehen. Statt dessen sieht er die amerikanischen Gefängnisse und macht Bekanntschaft mit den Gesetzen, die die Armen und Arbeitslosen ächten und verfemen. Da faßt er den Entschluß, selber wie die Reichen

und Mächtigen zu werden, den Weg nach oben sich zu erzwingen. Er versucht es mit dem Studium und mit der Schriftstellerei. In Martin Eden hat er diesen Kampf mit dem Hunger, mit der Stumpfheit der Gesellschaft und der Gaunerei der Redaktionen geschildert. Das Studium gab er schnell auf, weil er einsah, daß die Universität ihn nichts lehren konnte. Eine Fahrt nach Alaska als Goldgräber brachte ihm kein Geld, dafür endlose Mühsal und die wundervollsten Stoffe für seine Geschichten. Es geschieht das Wunder, daß man ihn entdeckt, seine Geschichten werden Mode, das Publikum reißt sich um ihn. Er wird so beliebt wie ein Filmstern oder ein Boxchampion. So wird er ein reicher und unabhängiger Mann. Aber er bleibt ein Weltenwanderer, ein Sucher und Kämpfer. Er geht nach England, um London kennen zu lernen, das London-Ost des ärmsten und elendesten Proletariats in dem reichsten und mächtigsten Land der Welt. Er wird Kriegskorrespondent in Japan, Korea und der Mandschurei. Und er kreuzte jahrelang mit einer kleinen Yacht zwischen den Südsee-Inseln. Er heiratet und kauft sich eine Farm bei Francisco.

Ein solches Leben ist nur in Amerika möglich, nur in einem Lande, das einen Erdteil und alle Zonen umspannt, kann so jede Möglichkeit an Abenteuern und Gefahren erschöpft werden. Und nur ein ganz junger, gesunder, unbelasteter Proletarier wie Jack London konnte diese Welt voll heiterer und festlicher Gefahren so durchleben und auskosten mit dem restlosen Entzücken des Pioniers und Entdeckers.

Wir haben Bilder von ihm. Sie zeigen ihn groß und breit-schulterig mit festen Zügen und durchdringenden Augen, mit einer prachtvollen breiten Stirn und einem freundlichen wohlwollenden Mund. Aber viel besser ist das Bild, das wir aus seiner eigenen Geschichte von ihm bekommen. Er ist der junge Goldgräber in Alaska, der die Wette eingeht, 1000 Meilen in 30 Tagen zu machen mit seiner Hundepost bei 30 Grad Kälte, auf ungebahntem Wege über das Eis der

Seen und Flüsse und dem Schnee der Gebirge. Die Hunde sterben, der Eingeborene, der ihn begleitet, muß zurückbleiben, er selber entrinnt mit knapper Not dem Tod durch Kälte, Hunger und Ermüdung, gewinnt die Wette, durchtanzt eine Nacht in der Poststation und bricht mit neuen Kameraden am andern Morgen auf zu neuen Abenteuern. Er ist es, der an einem Abend den Ertrag eines mühevollen und fast totbedrohten Jahres verspielt, der mit zähem Wagemut sich Millionen ertrotzt aus den Minen des Goldlandes, ein paar Jahre mit ihnen spielt als Unternehmer — „Boss“ — in Californien und dann alles fallen und „kaputt gehen“ läßt, um ein paar Frauenhände und eine Farm, seine Farm „im Tal des Mondes“ in Kalifornien. Wenn er nicht all das erlebt hat, so war er der Mensch, es zu erleben. Und es ist kein Wunder, daß seine Bücher in den Taschen aller Landstreicher und Cowboys und Waldgänger der Vereinigten Staaten sind.

Aber dieser Tramp und Rauhreiter ist nicht nur durch die Welt gewandert und gesegelt in ihre rauhesten und holdesten Wildnisse hinaus. Er hatte nicht nur die kräftigsten Muskeln und das heißeste Abenteurerblut, sondern auch, was die Engländer „ein machtvolles Gehirn“ nennen. Als er einsah, daß ihn seine Muskeln und seine gewaltige Arbeitskraft nie retten würden vor der Ausbeutung, dem Gefängnis und dem Armenhaus, ließ er sein Gehirn arbeiten. Er studierte Biologie, Entwicklungsgeschichte und Soziologie. Er studierte Herbert Spencer und Karl Marx, und er trank in sich hinein die großen englischen Dichter Browning, Swinburne und Rudyard Kipling. So entstanden seine Tiergeschichten. Viel schönere Geschichten als Kiplings berühmte Märchen. Denn seine Geschichten sind keine Märchen oder sind es nur in dem Sinn der uralten wahren Märchen. Sie sind die Wirklichkeit mit ihren Wundern, mit jenem größten Wunder, daß zwischen Tier und Mensch, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine große Kette besteht, nein, daß dies

alles: Mensch und Tier, Vergangenheit und Zukunft eins ist und gegenwärtig in uns und in jedem Tier. In unserem Haushund lebt sein wilder Vorfahr weiter, in uns lebt das Urtier, das vor Adam war. All das ist da. Wir können es fühlen, erleben, erkennen. In jedem unserer Alltagsaugenblicke können wir der Menschheit und der Welt Geschichten rückwärts- und vorwärtssehend erfassen, wenn wir die Augen dazu haben.

Jack London hat diese Augen. Er hat all sein abenteuerliches Erleben durchleuchtet mit seiner Erkenntnis und mit der Kraft seines inneren Schauens gestaltet. Martin Eden ist das wunderbarste Selbstbekenntnis dieses großen Dichters, der aus dem Nichts der Unwissenheit auszieht, um die Welt der bürgerlichen Kultur zu finden. Als er sie gefunden hat, sieht er, daß sie nicht einmal soviel wert ist als die Eselinnen, die Saul, der Sohn des Kis, suchen ging. Aber dafür hat er das Königreich seiner Dichtung gefunden.

Niemals ist die Jämmerlichkeit unserer Scheinkultur schlimmer entblößt worden in ihrer heuchlerischen Nichtigkeit als durch Jack London. Er hatte seine Erfahrung. Als er zu dichten begann, ließ man ihn hungern. Dann hatten seine kleinen Geschichten für die Wochenblätter Erfolg. Man riß sich darum, und er wurde reich an ihnen. Aber niemand ahnte, daß dies Werke eines großen Dichters waren. Man nahm sie als Unterhaltung und Sensation. Er schrieb um des Erwerbes willen. Vieles davon ist schnell geschrieben, Massenartikel. Auch dieser Massenware fehlt nicht das Zeichen des Dichters. Aber es ist nicht wesentlich in seinem Werk. Dazwischen sind wundervolle Dinge: aus dem Leben der Goldgräber und der Wildnis in Alaska, aus dem Leben der Südseeinsulaner, aus den Elendsvierteln von London und den Fabriken Amerikas, von chinesischen Kulis und Proletariatskindern, von Verbrechern und Landstreichern, Walfischfahrern und Kopfjägern. Jack London hat ihrer aller Leben mitgelebt, und es ist, als hätte er in ihnen allen es gelebt.

In seinem leidenschaftlichen Welterleben ist er Walt Whitmans Bruder, und er hat Walt Whitmans Hauptleidenschaft, die Leidenschaft der Liebe, Kameradschaft und Solidarität. Walt Whitmans Gruß an die Welt könnte aus Jack Londons Herzen kommen. Aber er stand in einer anderen Welt, die er nicht mehr so grüßen konnte, und er hatte sie kennengelernt, erst ihre Härte und Ungerechtigkeit als Arbeiter und Landstreicher, dann ihre Hohlheit und Heuchelei als kämpfender und berühmter Schriftsteller. Er ist durch seine Erfahrungen zum Sozialisten geworden.

Er ist Propagandist, und viele seiner Romane und kurzen Erzählungen sind direkte Kampfschriften. Und sie sind mit der glänzenden Wucht eines Mannes geschrieben, der wußte, wie man ein Tagespublikum packt.

Bisher ist nur eins dieser Werke ins Deutsche übertragen: „Die eiserne Ferse“. Wie hier unter dem Mantel einer Liebesgeschichte die ganze Theorie des Marxismus in Gesprächen und Diskussionen jedem Verständnis mundgerecht gemacht wird, ohne Klarheit und Zusammenhang einzubüßen, das ist beispiellos. Und das Buch gehört um dieses Anfangs willen in jede Jugend- und Propagandabibliothek. Aber erschütternder und hinreißender sind doch die großen Schilderungen des Arbeiterelends und die großen Visionen der proletarischen Kämpfe. Sie sind einfacher und einheitlicher als Upton Sinclairs Werke. Sinclair erscheint neben Jack London stets als der Agitator neben dem Dichter. Es ist merkwürdig, daß Jack London in Deutschland kaum Eingang fand und daß seine Wirkung und sein Publikum in Amerika groß sind. Bei Upton Sinclair scheint es umgekehrt zu sein.

Wie lassen sich beide miteinander vergleichen? Sinclair ist der Intellektuelle, der, aus bürgerlichen Kreisen kommend, die Korruption der bürgerlichen Gesellschaft entlarvt und festnagelt. Seine Romane sind vernichtende Anklageschriften, groß in der Feststellung dessen, was gesündigt wird.

Jack London kommt direkt vom Herzen der Erde. Alle seine Erfahrung und sein Wissen von der bürgerlichen Gesellschaft und von kapitalistischer Ausbeutung sind später erworben wie sein Wissen vom Menschen und der Erde, von menschlicher Kameradschaft und menschlicher Schöpferkraft. Das gibt seiner Anklage einen anderen Ton, weil ihr Ausgang ein anderer ist. Sinclair weiß, was in einer Chicagoer Wurstfabrik und in einem amerikanischen Kriegslager für Greuel vor sich gehen und stellt das fest. Jack London weiß, wie einem Arbeiter zumute ist, der in einer Hotelwäscherei täglich bis 11 Uhr nachts arbeitet und Sonnabends nur noch die Kraft hat, sich im nächsten Schnapsladen zu betrinken. Er weiß, was ein kleiner Junge erlebt, der seit seinem achten Jahre Glas geblasen und Jute gespult hat, und er berichtet dies Erlebnis.

Erleben ist mehr als Wissen. Erlebtes gestalten, dumpf Gefühltes ins Bewußtsein der Menschen zu heben, Ahnung des Unbewußten zur Wirklichkeit des Erkannten umschaffen, das ist das große Werk des Dichters.

Wie eine Gesellschaftsklasse nach der anderen ihren Tag in der Geschichte erlebt, kommt sie selber auch in der Dichtung zu Wort und gibt Zeugnis von sich selbst. Als das Proletariat sich zu regen begann, da berichteten die ersten, die zukunfts vollsten, die revolutionärsten Dichter von ihm und seinen Leiden und Kämpfen. Sie gingen zu den Arbeitern und stellten sich in ihre Front. Zola referiert, Bernard Shaw kämpft, Korolenko steht mit heiterer Selbstverständlichkeit in Reih und Glied. Dann kommt das Proletariat selbst zu Worte. Charles Louis Philippe ist die erste leise Stimme, die Zeugnis ablegt von dem, was er aus seinem Leben weiß. Jack London aber tritt aus den Reihen hervor, ein Proletarier, der aus Dunkel und Not geboren ist, aber Bekenner und Führer zugleich, Schwert und Flamme aus der Schar selber, die vorwärts zum Ziele drängt. Der erste unter den kommenden Dichtern.

Er macht Pläne zu großen genossenschaftlichen Siedlungen. Er arbeitet für den Sozialismus in seinen Schriften und in seinen Taten. Aber er kommt nicht zur Ruhe. Und er erlebt Enttäuschung auf Enttäuschung. Er hatte Jahre der übermenschlichsten geistigen und körperlichen Anstrengung hinter sich. Und er war unter ihrem Druck zum Alkoholiker geworden, zum systematischen, sehr beherrschten, der aber um so sicherer diesem langsam wirkenden Gift erlag. Seit seinen Südseefahrten war er nicht ganz gesund. Ein erneuter Aufenthalt in der Einsamkeit, in die er floh vor dem Gezänk des Weltkrieges, heilte ihn nicht. Als er zurückkam, war er wohl selber hoffnungslos. Woran er starb? Er schildert in *Martin Eden* den Untergang seines Helden, weil ihm die Liebe und das Leben zur Lüge wurden. Wir wissen nicht, wie weit diese gleichen Todesschatten über ihm selber lagen, während seine Werke im hellen Lichte der tapferen Lebensbejahung stehen. Sein Tod ist sein Geheimnis, sein Leben und sein Wirken steht im Sonnenschein der Zukunft.

BIBLIOGRAPHIE

Diese folgenden Angaben wollen nichts Vollständiges geben. Das wäre unmöglich und überflüssig, da die sämtlichen Literaturgeschichten, biographischen und lexikographischen Nachschlagewerke in Bibliotheken und Lesehallen diese Aufgabe erfüllen. Sie wollen nur erste Hinweise geben, damit derjenige, der ein völliger Neuling ist, zunächst einen Faden in der Hand hat, um das Abwickeln zu beginnen. Allgemeine Ratgeber sind:

Deutsche Literatur: Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. (Die allgemeine deutsche Biographie enthält die biographischen Daten über einzelne Persönlichkeiten.)

Moderne europäische Literatur: Georg Brandes: Die Hauptströmung der Literatur des 19. Jahrhunderts. (Wie der Titel sagt: Ideengeschichte von einem individualistischen Standpunkt aus.) / Hermann Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Für lebende Schriftsteller: Kürschners deutsches Schriftstellerlexikon. / Englisch: Who is Who? (Wer ist es?).

Märchen: Kinder und Hausmärchen der Brüder Grimm (bei Reclam mit dem sehr wichtigen dritten Band der Anmerkungen und Varianten). / Märchen der Weltliteratur. Verlag Diederichs Jena. / Märchen der primitiven Völker. Verlag Diederichs Jena. / Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas.

Fahrende Leute: Eine gute Uebersetzung und Sammlung der alten Lieder, Schwänke und Sagen der Fahrenden ist noch nicht vorhanden. Einen Einblick geben: Uhland: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. / Liliencron: Deutsches Leben im Volkslied (in Kürschners Nationalliteratur, die auch für alle älteren Dichter gute Auswahlen hat. In jeder größeren Bibliothek). / Laistner: Studentenlieder des Mittelalters. / John Meier: Bergreihen. / Die deutschen Volksbücher: Verlag Diederichs. / Die Geschichte Thidreks von Bern. Verlag Diederichs. / In Reclams Universalbibliothek: Das Waltharilied / Das Rolandslied / Das Nibelungenlied / Das Gudrunlied / Der Rosengarten / Zwergkönig Laurin / Alpharts Tod / Ortnit / Der hürnene Siegfried. Gute Einführung in die mittelalterliche Dichtung bei Frd. Voigt: Geschichte der deutschen Literatur.

Minnesang und Ritterdichtung: Wenn irgend angängig, sollte man versuchen, die mittelalterlichen Texte mittelhochdeutsch zu lesen. Das geht aber nur nach einigen Studien und mit Hilfe eines Wörterbuches. Die Sammlung Göschen hat in ihrer Auswahl aus dem Nibelungenlied eine ganz kurze Grammatik des Mittelhochdeutschen und in ihren anderen Auswahlen Wörterbücher und erklärende Anmerkungen als Anhang. / Einige Uebersetzungen hat Reclams Universalbibliothek. Die zugänglichsten Ausgaben im Urtext sind für die wichtigsten Dichter: Bartsch: Eine Auswahl deutscher Liederdichter. / Wilmanns: Walter von der Vogelweide. / Hartmann von Aue: Gregorius, hrg. von H. Paul / Der arme Heinrich, hrg. von H. Paul. / Wolfram von Eschenbach, hrg. von Lachmann / beste, aber bruchstückweise Uebersetzung des sehr schwierigen Parzival von Hertz. / Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde, beste Uebersetzung von Hertz.

Bürgerliche Dichtung: Hans Sachs: Sämtliche Fastnachtspiele, Verlag Niemeyer, Auswahl bei Reclam. / Bei Reclam: Die Streiche des Pfaffen Amsi / Der Pfaff von Kahlenberg / Eulenspiegel / Das Lalenbuch (Schildbürgerstreiche) / Wickram: Das Rollwagenbüchlein / Pauli: Schimpf und Ernst.

Bauernichtung: Meier Helmbrecht, von Werner dem Gärtner, hrg. von Panzer, Uebers. bei Reclam. / Bonus: Das Isländerbuch. Verlag Diederichs. / Thule: Altnordische Dichtung und Prosa. Verlag Diederichs. / Asbjörnson und Moe: Nordische Volksmärchen. / Age Avenstrup: Isländische Märchen und Volkssagen.

Geistliche Dichtung: Heliand: übersetzt bei Reclam / F. Pfeiffer: Deutsche Mystiker / F. Pfeiffer: Theologia deutsch / Meister Eckhardt: Schriften. Verlag Diederichs / Seuse, Deutsche Schriften. Verlag Diederichs / Tauler: Predigten. Verlag Diederichs / Thomas a Kempis: Nachfolge Christi (in vielfältigen Uebersetzungen). / Die deutschen Mystiker sind auch heute noch durchaus verständlich, wenn man sich von anfänglichen Schwierigkeiten nicht schrecken läßt. Bei Uebersetzungen geht von Schönheit und Kraft ihrer Sprache zuviel verloren.

Dante: Neues Leben / Göttliche Komödie, vielfach übersetzt, gut von Zoozmann, Gildenmeister und bruchstückweise von Stephan George und Rudolf Borchart.

Boccaccio: Decamerone, vielfach übersetzt, gute Ausgabe, sowie gute Auswahlen altitalienischer und altfranzösischer Novellen

im Inselverlag / Umdichtungen von Stendhal-Beyle s. IV / Dichtungen aus dieser Zeit und in ihrem Stil Balzac: Ergötzliche Erzählungen.

Hutten: Gesprächbüchlein, bei Reclam. / Gespräche, hrg. von David Strauß. / Deutsche Schriften, hrg. von S. Symantalski. / Zu vergleichen Lassalle: Franz von Sickingen. / C. F. Meyer: Huttens letzte Tage. / Strindberg: Luther. / Goethe: Götz von Berlichingen. / G. Hauptmann: Florian Geyer. / Zimmermann: Bauernkrieg (im Buchhandel verkürzte Ausgabe, Verlag Dietz). / Friedrich Engels: Bauernkrieg. / Zur Kenntnis der Widertäufer: Hans Denks Schriften im Neuwerkverlag.

Cervantes: Don Quichote: vielfach übersetzt am besten L. Tieck und Braunfels. Illustrationen von Doré. / Novellen im Inselverlag. / Zum Verständnis der Umwelt Calderon: Einzelne Dramen im Inselverlag.

Abenteuerroman: Lesage: Gil Blas. / Rabelais: Gargantua und Pantagruel, beste Uebersetzung von Regis / Alte Umdichtung, für Deutschland interessant von Fischart. / Fischart: Flöhhatz. / Ch. Reuter: Schelmuffskis Reisebeschreibung. / Grimelshausen: Simplizius Simplizissimus / Simplizianische Schriften.

Shakespeare: Beste Uebersetzung von Schlegel und Tieck.

Swift: Beste Ausgabe der politischen Schriften von Paul Greve im Verlag Oesterheld. / Gulliver auch bei Reclam.

Defoe: Vielfach herausgegeben, auch bei Reclam. Bearbeitung für Kinder von Campe.

Smolett: Von Smoletts Werken sind leider die meisten noch nicht in Uebersetzung zugänglich. Nur sein erstes Werk Roderich Random bei Georg Müller.

Fielding: Ebenso, nur Tom Jones auch bei Reclam zugänglich.

Sterne: Vielfache Uebersetzungen: Tristram Shandy / Gefühlvolle Reise / Yoriks Predigten.

Diderot: Ausreichende Uebersetzungen seiner wichtigsten Werke fehlen fast ganz. / Rameaus Neffe, übers. von Goethe, bei Reclam.

Voltaire: Unvollständig und im Buchhandel schwer zu haben. / Leicht zugängliche Ausgaben: Bei Reclam: Mahomet, übers. von Goethe / Tancred, übers. von Goethe / Zadig / Zaire / Geschichte Karls XII. / Das Zeitalter Ludwigs XIV. / Bei Wieger und Griebner: Erzählungen, übers. von Hardt. / Umfassende Biographie, die auch für seine Zeit gut einführt, von Georg Brandes.

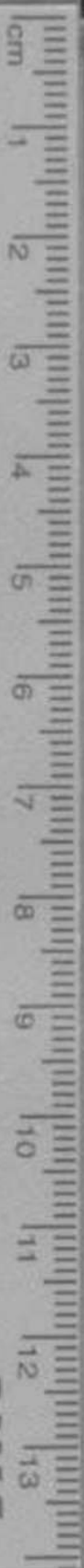
- Rousseau**: Vollständig und vielfach übersetzt: Die neue Heloise / Emil / Der Gesellschaftsvertrag / Bekenntnisse.
- Lessing**: Werke, hrg. von Lachmann-Munker, gute Auswahl vom Bibliographischen Institut. / Erich Schmidt: Lessings Leben / Franz Mehring: Lessinglegende.
- Herder**: Werke, hrg. von Suphan, gute Auswahl im Bibliographischen Institut. / Philosophische Schriften im Dürrschen Verlag. / Rud. Haym: Herders Leben.
- Möser**: Sämtliche Werke, hrg. von Abeken. / Auswahl aus den Patriotischen Phantasien bei Reclam.
- Hebel**: Alemannische Gedichte, hrg. von Behaghel / Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, bei Reclam.
- Forster**: Werke, hrg. von seiner Tochter: Auswahl von Leitzmann / Ansichten vom Niederrhein, bei Reclam.
- Seume**: Sämtliche Werke, hrg. von Wagner. Auswahl von Hennig / Geschichte seines Lebens von Oskar Planer und Camillo Reißmann.
- Stendhal-Beyle**: Vollständige Uebersetzungen, am wichtigsten: Rot und Schwarz / Karthause von Parma / Lucien Leuwen / Briefe.
- Balzac**: Werke, bei Wolff und im Inselverlag, billige Teilausgaben bei Rowohlt. Am wichtigsten: Vater Goriot / Verlorene Illusionen / Glanz und Elend der Courtisanen / Die Bauern / Cesar Birrotout / Tante Lisbeth / Eugenie Grandet / Geschichten der Dreizehn / Ergötzliche Erzählungen.
- Flaubert**: Gesamtausgabe bei Bruns / November, Der Roman eines jungen Mannes / Salambo / Versuchung des heiligen Antonius / Madame Bovary / Drei Erzählungen (Herodias, St. Julian, ein einfaches Herz) / Bouvard und Pecuchet.
- Zola**: Gesamtausgabe im Inselverlag, am wichtigsten: Die Rougon Macquart / Die drei Städte / Die vier Evangelien. Beste Einführung von Heinrich Mann in seinem Essaysammelband: Macht und Leben.
- Keller**: Werke bei Cotta. Leben, Briefe und Tagebücher von Bächtold. / Jeremias Gotthelf: Werke bei Eugen Rentsch / Carl Spitteler: Werke bei Eugen Diederichs / Pierre Ramusz: Uebersetzt im Rheinverlag Basel.
- Raabe**: Werke bei Grote, Janke und Klemm (Raabebücherei): Biographisches und Bibliographisches im Raabegedenkbuch zum 90. Geburtstag.

- Fontane: Werke und Briefe im Verlag Fontane.
- Thomas Mann im Verlag Fischer, am bezeichnendsten: Die Buddenbroks / Tonio Kröger / Der Tod in Venedig / Novellen / Herr und Hund.
- Heinrich Mann im Verlag Wolff, am wichtigsten: Die drei Göttinnen / Zwischen den Rassen / Die kleine Stadt / Professor Unrath / Der Untertan / Die Armen. Novellen.
- Gogol, alles übersetzt, am wichtigsten: Taras Bulba / Die toten Seelen / Der Revisor.
- Dostojewski, alles übersetzt, am wichtigsten: Memoiren aus einem Totenhaus / Schuld und Sühne / Der Jüngling / Der Idiot / Die Dämonen / Die Brüder Karamasoff.
- Tolstoj, alles übersetzt, am wichtigsten Die Kosaken / Krieg und Frieden / Anna Karenina / Auferstehung / Volkserzählungen / Mein Evangelium / Religiöse Schriften / Tagebücher / Nachlaß.
- Kleist: Ausgabe von Erich Schmidt mit biographischer Einleitung. Biographie von Brahm.
- Büchner: Gesammelte Schriften bei Cassierer. / Zum Sturm und Drang. / Lenz: Gesammelte Schriften, hrg. von L. Tieck. / Klinger: Auswahl von Sauer. / Wagner: Die Kindsmörderin, hrg. von Erich Schmidt. / Auswahl der Stürmer und Dränger in Kürschners Nationalliteratur.
- Hebbel: Werke und Tagebücher, hrg. von Werner. Biographie von E. Kuhn.
- Ibsen: Werke bei Fischer, Einzelausgaben bei Reclam.
- G. Hauptmann: Werke bei Fischer.
- Shaw: Werke bei Fischer.
- Heine: Ausgabe der Werke im Tempelverlag. / Briefe, hrg. von Hirth. / Biographie von Ad. Strodtmann.
- Walt Whitmann: Werke bei Fischer. Auswahl bei Reclam und im Inselverlag. Biographie von Schlaf.
- Romain Rolland: Jean Christophe / Meister Breugnon / Clerambault / Musikalische Reise ins Land der Vergangenheit / Händel / Beethoven / Michelangelo / Tolstoj / Gandhi.
- Charles Louis Philippe: Bübü von Montparnasse / Croquignole / Marie Donadieu / Mutter und Kind / Die kleine Stadt / Der alte Perdrix / Charles Blanchard.
- Alfred Döblin: Ermordung einer Butterblume / Die drei Sprünge des Wang Lun / Wadzeck / Wallenstein / Der deutsche Maskenball / Berge, Meere und Giganten.

K n u t H a m s u n: Alle Werke bei Albert Lange, am wichtigsten. Hunger / Pan / Mysterien / Kämpfende Kräfte / Kinder ihrer Zeit / Die Stadt Segelflöß / Gedämpftes Saitenspiel / Segen der Erde. / Reisebilder: Im Märchenland (Kaukasien) / Unter dem Halbmond.

Wladimir Korolenko: Uebersetzt sind: Die Geschichte meines Zeitgenossen mit Einleitung von Rosa Luxemburg. / Sibirische Novellen / Aus dem Leben sibirischer Flüchtlinge / Ein stiller Musikant.

Jack London: Bisher übersetzt nur: Der Ruf der Wildnis (Wenn die Natur ruft) / Wolfsblut / Vor Adam / Eine Beute der Wildnis / Die Austernfischer / Die eiserne Ferse. / Franz Jung: Jack London, gute Proben zu einer anregenden, aber nicht durchaus zuverlässigen Biographie. Zurzeit erscheinen fortlaufende Uebersetzungen seiner übrigen Werke im Gyldendalschen Verlag.



Colour & Grey Control Chart



Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
White	Grey 1	Grey 2	Grey 3	Grey 4	Black

Part Code: 8571
 Batch: 8908/1009
DALMEID
PRECIA
 2009